Die Störche.

(Seite 4)

H. C. Andersen's

Märchen.

Gesammt-Ausgabe.

Aus dem Dänischen übertragen

von

Julius Reuscher.

Erste Sammlung.

Mit Federzeichnungen von Th. Hosemann.

Verlegt

von

M. Simion in Berlin.

Kgl. Univ. Bibl.
Berlin

Andersen's Märchen.

Erste Sammlung.

Die Störche.

Auf dem letzten Hause in einem kleinen Dorfe stand ein Storchnest. Die Storchmutter saß im Neste bei ihren vier kleinen Jungen, welche den Kopf mit dem kleinen schwarzen Schnabel, denn der war noch nicht roth geworden, hervorsteckten. Ein kleines Stück davon entfernt stand auf dem Dachrücken ganz stramm und steif der Storchvater, er hatte das eine Bein unter sich aufgezogen, um doch etwas Mühe zu haben, während er Schildwache stände. Man sollte glauben, er wäre aus Holz gehauen gewesen, so stille stand er; „es sieht gewiß recht vornehm aus, daß meine Frau eine Schildwache beim Neste hat!" dachte er, „sie können ja nicht wissen, daß ich ihr Mann bin, sie glauben sicher, daß ich commandirt worden bin hier zu stehen. Das sieht so vornehm aus!" und er fuhr fort auf einem Beine zu stehen.

Unten auf der Straße spielte eine ganze Schaar Kinder, und da sie die Störche gewahr wurden, sang einer der muthigsten Knaben, und später sie allesammt, den alten Vers von den Störchen, aber sie sangen es nun, wie er es entsinnen konnte:

„Storch, Storch fliege heim,
Stehe nicht auf einem Bein,
Deine Frau im Neste liegt
Wo sie ihre Jungen wiegt.
Das eine wird gehängt,
Das andre wird versengt,
Das dritte man erschießt,
Wenn man das vierte spießt.“

„Höre nur was die Knaben singen!“ sagten die kleinen Storchkinder, „sie singen, wir sollen gehängt und versengt werden!“

„Danach sollt Ihr Euch nicht kehren!“ sagte die Storchmutter; „hört nur nicht danach, so schadet es gar nichts!“

Aber die Knaben fuhren fort zu singen, und sie ätschten den Storch mit den Fingern aus; nur ein Knabe, welcher Peter hieß, sagte, daß es Unrecht sei die Thiere zum Besten zu haben, und wollte auch gar nicht mit dabei sein. Die Storchmutter tröstete auch ihre Jungen; „kümmert Euch nicht darum,“ sagte sie, „seht nur wie ruhig Euer Vater steht, und zwar auf einem Beine!“

„Wir sind so bange!“ sagten die Jungen, und zogen die Köpfe tief in das Nest zurück.

Am nächsten Tage, als die Kinder wieder zum Spielen zusammenkamen, und die Störche erblickten, sangen sie ihr Lied:

„Das eine wird gehängt,
Das andre wird versengt.“ —

„Werden wir wohl gehängt und versengt werden?“ frugen die jungen Störche.

„Nein, sicher nicht!“ sagte die Mutter, „Ihr sollt fliegen lernen, ich werde Euch schon exerciren! dann fliegen wir hinaus auf die Wiese und statten den Fröschen Besuch ab, die verneigen sich vor uns im Wasser, singen „koar, koar!“ und dann essen wir sie auf, das kann ein rechtes Vergnügen abgeben!“

„Und was dann!“ frugen die Storch-Jungen.

„Dann versammeln sich alle Störche, die hier im ganzen Lande sind, und so beginnt das Herbstmaneuvre, da muß man gut fliegen, das ist von großer Wichtigkeit; denn wer dann nicht ordentlich fliegen kann, wird vom General mit dem Schnabel todt gestochen; deßhalb gebt wohl Acht etwas zu lernen, wenn das Exerciren anfängt!“

„So werden wir ja doch gespießt, wie die Knaben sagten, und höre nur, jetzt singen sie es wieder.“

„Hört auf mich und nicht auf sie,“ sagte die Storch-

mutter. „Nach dem großen Manœuvre fliegen wir nach den warmen Ländern, o, so weit von hier, über Berge und Wälder. Nach Aegypten fliegen wir, wo es dreieckige Steinhäuser giebt, die in eine Spitze auslaufend bis über die Wolken ragen, sie werden Pyramiden genannt und sind älter als ein Storch es sich denken kann. Da ist ein Fluß, welcher aus seinem Bette tritt, dann wird das ganze Land zu Schlamm. Man geht im Schlamm und ißt Frösche."

„O!" sagten alle Jungen.

„Ja! da ist es herrlich! man thut den ganzen Tag nichts Andres als essen, und während wir es so gut haben, ist in diesem Lande nicht ein grünes Blatt auf den Bäumen; hier ist es so kalt, daß die Wolken in Stücken frieren und in kleinen weißen Lappen herunter fallen!" Das war Schnee, den sie meinte, aber sie konnte es ja nicht deutlicher erklären.

„Frieren dann auch die unartigen Knaben in Stücke?" fragten die jungen Störche.

„Nein, in Stücke frieren sie nicht! aber sie sind nahe daran und müssen in der dunkeln Stube sitzen und duckmäusern; Ihr könnt dahingegen in fremde Länder herumfliegen, wo es Blumen und warmen Sonnenschein giebt!"

Nun war schon einige Zeit verstrichen, und die Jungen waren so groß geworden, daß sie im Neste aufrecht stehen und weit umher sehen konnten, und der Storchvater kam jeden Tag mit schönen Fröschen, kleinen Schlangen

und alle den Storch-Leckereien, die er finden konnte, geflogen! O, das sah lustig aus, wie er ihnen Kunststücke vormachte. Den Kopf legte er gerade herum auf den Schwanz, mit dem Schnabel klapperte er, als wäre es eine kleine Knarre, und dann erzählte er ihnen Geschichten, alle zusammen vom Sumpfe.

„Hört, nun müßt Ihr fliegen lernen!“ sagte eines Tages die Storchmutter, und nun mußten alle vier Junge hinaus auf den Dachrücken. O wie sie schwankten! wie sie mit den Flügeln balancirten, und waren doch nahe daran herunter zu fallen!

„Seht nun auf mich!“ sagte die Mutter, „so müßt Ihr den Kopf halten! so müßt Ihr die Füße stellen! ein, zwei! ein, zwei! das ist das, was Euch in der Welt forthelfen soll!“ Dann flog sie ein kleines Stück, und die Jungen machten einen kleinen unbeholfenen Sprung, bums! da lagen sie, denn ihr Körper war zu schwerfällig.

Ich will nicht fliegen!“ sagte das eine Junge, und kroch wieder in das Nest hinauf, „ich kümmere mich nicht darum nach den warmen Ländern zu kommen!“

„Willst du denn hier erfrieren, wenn es Winter wird? sollen die Knaben dich zu hengen, zu sengen und zu braten kommen? nun werde ich sie rufen!“

„O nein!“ sagte der junge Storch und so hüpfte er wieder auf das Dach wie die Andern, den dritten Tag konnten sie schon ordentlich ein Bischen fliegen, und da

glaubten sie, daß sie auch schweben und auf der Luft ruhen könnten; das wollten sie, aber bums! da purzelten sie, darum mußten sie schnell die Flügel wieder rühren. Nun kamen die Knaben unten auf der Straße und sangen ihr Lied:

„Storch, Storch fliege heim!"

„Wollen wir nicht hinunter fliegen und ihnen die Augen ausschlagen?" sagten die Jungen.

„Nein, laßt das sein!" sagte die Mutter, hört nur nach mir, das ist weit wichtiger! ein, zwei, drei! nun fliegen wir rechts herum, ein, zwei, drei! nun links um den Schornstein! — seht das war sehr gut! der letzte Schlag mit den Flügeln war so niedlich und richtig, daß Ihr die Erlaubniß erhalten sollt morgen mit mir in den Sumpf zu fliegen! da kommen mehrere nette Storchfamilien mit ihren Kindern, zeigt mir nun, daß die meinen die niedlichsten sind, und daß Ihr recht einherstolziert, das sieht gut aus, und verschafft Ansehen!"

„Aber sollen wir denn nicht an die unartigen Buben gerächt werden?" fragten die jungen Störche.

„Laßt sie schreien was sie wollen! Ihr fliegt doch zu den Wolken auf, kommt nach dem Lande der Pyramiden, wenn sie frieren müssen und kein grünes Blatt oder einen süßen Apfel haben!"

„Ja gerächt wollen wir werden!" zischelten sie einander zu, und dann wurde wieder exercirt.

Von allen Knaben auf der Straße war keiner ärger das Spottlied zu singen, als gerade der, welcher damit angefangen hatte, und das war ein ganz kleiner, er war wohl nicht mehr denn sechs Jahre; die jungen Störche glaubten freilich, daß er hundert Jahre zählte, denn er war ja so viel größer als ihre Mutter und ihr Vater, und was wußten sie davon, wie alt Kinder und große Menschen sein könnten. Ihre ganze Rache sollte diesen Knaben treffen, er hatte ja zuerst begonnen, und er blieb auch immer bei: die jungen Störche waren so irritirt, daß, so wie sie größer wurden, sie es auch weniger dulden wollten; die Mutter mußte ihnen zuletzt versprechen, daß sie schon Rache erhalten sollten, aber sie wollte sie nicht eher, als am letzten Tage, wo sie dort im Lande wären, nehmen.

„Wir müssen ja erst sehen, wie Ihr Euch bei dem großen Maneuvre benehmen werdet! besteht Ihr schlecht, so daß der General Euch den Schnabel durch die Brust rennt, dann haben ja die Knaben Recht, wenigstens in einer Weise! laßt uns nun sehen!"

„Ja das sollst Du!" sagten die Jungen, und so gaben sie sich gerade Mühe; sie übten sich jeden Tag und flogen so niedlich und leicht, daß es ordentlich eine Lust war.

Nun kam der Herbst, alle Störche begannen sich zu sammeln und fort nach den warmen Ländern zu ziehen, während wir Winter haben. Das war ein Maneuvre!

Ueber Wälder und Dörfer mußten sie, nur um zu sehen, wie gut sie fliegen könnten, denn es war ja eine große Reise, die bevorstand. Die jungen Störche machten ihre Sachen so brav, daß sie „ausgezeichnet gut mit Frosch und Schlange" erhielten. Das war das allerbeste Zeugniß, und den Frosch und die Schlange konnten sie essen, das thaten sie auch.

„Nun sollen wir gerächt werden!" sagten sie.

„Ja gewiß!" sagte die Storchmutter. „Was ich mir ausgedacht, ist gerade das Richtige! ich weiß, wo der Teich ist, wo alle die kleinen Menschenkinder liegen, bis der Storch kömmt und sie den Eltern bringt. Die niedlichen kleinen Kinder schlafen und träumen so lieblich, wie sie später nie mehr träumen. Alle Eltern wollen gern solch ein kleines Kind haben, und alle Kinder wollen eine Schwester oder einen Bruder haben. Nun wollen wir nach dem Teiche hinfliegen, eins für jedes der Kinder zu holen, welche nicht das böse Lied gesungen und die Störche zum Besten gehabt haben!

Aber der, welcher zu singen angefangen, der schlimme, häßliche Knabe!" schrieen die jungen Störche, „was machen wir mit ihm?"

„Da liegt im Teiche ein kleines todtes Kind, das hat sich todt geträumt, das wollen wir für ihn nehmen, so muß er weinen, weil wir ihm einen todten kleinen Bruder gebracht haben; aber den guten Knaben, ihn habt ihr doch

nicht vergessen, ihn der da sagte: „es sei Unrecht die Thiere zum Besten zu haben!" ihm wollen wir sowohl einen Bruder wie eine Schwester bringen, und da der Knabe Peter hieß, so sollet Ihr auch allesammt Peter heißen!

Und es geschah was sie sagte, und so hießen alle Störche Peter, und so werden sie noch genannt.

Der Garten des Paradieses.

Da war ein Königssohn, Niemand hatte so viele und so schöne Bücher, als er; Alles was in dieser Welt geschehen, konnte er sich erlesen und die Abbildungen in prächtigen Gemälden erblicken. Von jedem Volke und jedem Lande konnte er Auskunft erhalten, aber wo der Garten des Paradieses zu finden sei, davon stand kein Wort darin; und der, gerade der war es, an den er am meisten dachte.

Seine Großmutter hatte ihm erzählt, als er noch ganz klein war, aber anfangen sollte zur Schule zu gehen, daß jede Blume im Garten des Paradieses der süßeste Kuchen, die Staubfäden der feinste Wein wäre; auf einem ständen Geschichte, auf einem andern Geographie oder Tabellen; man brauche nur Kuchen zu essen, so könne man seine Lection; je mehr man speiste, um so mehr Geschichte, Geographie und Tabellen hätte man inne.

Das glaubte er der Zeit; aber schon, als er ein größerer Knabe wurde, mehr lernte und klüger war, begriff

er wohl, daß eine ganz andere Herrlichkeit im Garten des Paradieses sein müsse.

„O, weshalb pflückte doch Eva vom Weisheitsbaume! weshalb speiste Adam von der verbotenen Frucht! das sollte ich gewesen sein, so wäre es nicht geschehen! nie würde die Sünde in die Welt gekommen sein!"

Das sagte er damals, und das sagte er noch, als er siebenzehn Jahr alt war! Der Garten des Paradieses erfüllte alle seine Sinne.

Eines Tages ging er im Walde; er ging allein, denn das war sein größtes Vergnügen.

Der Abend brach an, die Wolken zogen sich zusammen, es wurde ein Regenwetter, als ob der ganze Himmel eine einzige Schleuse wäre, aus der das Wasser stürze; es war so dunkel wie es sonst des Nachts im tiefsten Brunnen ist. Bald glitt er in dem nassen Grase aus, bald fiel er über die nackten Steine, welche aus dem Klippengrunde hervorragten. Alles triefte vom Wasser, es war nicht ein trockner Faden an dem armen Prinzen. Er mußte über große Steinblöcke kriechen, wo das Wasser aus dem hohen Moose quoll. Er war nahe daran ohnmächtig zu werden; da hörte er ein sonderbares Sausen, und vor sich sah er eine große, erleuchtete Höhle. Mitten in derselben brannte ein Feuer, so daß man einen Hirsch dabei braten konnte, und das geschah auch; der prächtigste Hirsch, mit seinem

hohen Geweihe, war auf einen Spieß gesteckt und wurde langsam zwischen zwei abgehauenen Fichtenzweigen herumgedreht. Eine ältliche Frau, groß und stark, als wäre sie eine verkleidete Mannsperson, saß am Feuer, und warf das eine Stück nach den andern dazu.

„Komm du nur näher!" sagte sie, „setze dich an das Feuer damit deine Kleider getrocknet werden.

„Hier zieht es arg!" sagte der Prinz und setzte sich auf den Fußboden nieder.

„Das wird noch ärger werden, wenn meine Söhne nach Hause kommen!" erwiederte die Frau. „Du bist hier in der Höhle der Winde, meine Söhne sind die vier Winde der Welt, kannst du das verstehen?"

„Wo sind deine Söhne?" fragte der Prinz.

„Ja, es ist schwer zu antworten, wenn man dumm frägt," sagte die Frau. „Meine Söhne treiben es auf eigene Hand, sie spielen Federball mit den Wolken dort oben im Königssaal! und da zeigte sie in die Höhe hinauf.

„Ach so!" sagte der Prinz. „Ihr sprecht übrigens ziemlich barsch und seid nicht so milde, wie die Frauenzimmer, die ich sonst um mich habe!"

„Ja, die haben wohl nichts anderes zu thun! Ich muß hart sein, wenn ich meine Knaben in Respect erhalten will! aber das kann ich, obgleich sie steife Nacken haben!

Siehst du die vier Säcke, die an der Wand hängen; für die sind sie eben so bange, wie du für die Ruthe hinterm Spiegel gewesen bist. Ich kann die Knaben zusammenbiegen, sag' ich dir, und dann kommen sie in den Sack; da machen wir keine Umstände, da sitzen sie und kommen nicht heraus herumzustreifen, bevor ich es für gut erachte. Aber da haben wir den einen!"

Das war der Nordwind, der mit einer eisigen Kälte herein trat, große Hagelkörner hüpften auf den Fußboden hin, und Schneeflocken stöberten umher. Er war in Bärenfell-Beinkleidern und Jacke; eine Mütze von Seehundsfell ging über die Ohren hinab; lange Eiszapfen hingen ihm am Baarte, und das eine Hagelkorn nach dem andern glitt ihm vom Jacken-Kragen hinunter.

„Gehen Sie nicht gleich an das Feuer!" sagte der Prinz. „Sie können so leicht Frost in das Gesicht und die Hände bekommen."

„Frost!" sagte der Nordwind, und lachte laut auf. „Frost! das ist gerade mein größtes Vergnügen! Was bist du übrigens für ein Klapperbein! Wie kömmst du in die Höhle der Winde?"

„Er ist mein Gast!" sagte die Alte, „und bist du mit dieser Erklärung nicht zufrieden, so kannst du in den Sack kommen! — Verstehst du mich nun?"

Sieh das half, und der Nordwind erzählte von wannen er kam, und wo er nun fast einen ganzen Monat gewesen.

„Vom Polarmeere komme ich," sagte er, „ich bin au dem Bären-Eilande mit den russischen Wallroß-Fängern gewesen. Ich saß und schlief auf dem Steuer, als sie vom Nordkap aussegelten! wenn ich mitunter ein wenig erwachte, flog mir der Sturmvogel um die Beine! das ist ein komischer Vogel, er macht einen raschen Schlag mit den Flügeln und dann hält er sie unbeweglich ausgestreckt und hat dann Fahrt genug."

Mache es nur nicht so weitläufig! sagte die Mutte der Winde. „Und so kamst du denn nach dem Bären-Eiland!"

„Dort ist es schön! da ist ein Fußboden zum Tanzen, flach, wie ein Teller! halbgethauter Schnee mit ei wenig Moos, scharfe Steine und Knochengerippe von Wallrossen und Eisbären lagen da, wie Riesen-Arme und Bein mit verschimmeltem Grün. Man möchte glauben, daß di Sonne nie darauf geschienen hätte. Ich blies ein weni in den Nebel, damit man das Schauer sehen konnte: da war ein Haus, von Wrackholz erbaut und mit Wallroß Häuten überzogen; die Fleischseite war nach aussen gekehrt sie war voller Roth und Grün; auf dem Dache saß ei lebendiger Eisbär und brummte. Ich ging nach den Strande, sah nach den Vogelnestern, sah die nackten Jungen, die da schrien und halsten; da bließ ich in die tausen Kehlen hinab, und sie lernten den Schnabel schließen. Weiterhin wälzten sich die Wallrosse, wie lebendige Eingeweid

oder Riesen=Maden mit Schweinsköpfen und ellenlangen Zähnen!" —

„Du erzählst gut, mein Sohn!" sagte die Mutter. „Das Wasser läuft mir im Munde zusammen, wenn ich dich anhöre!"

„Dann ging es auf den Fang! die Harpune wurde in die Brust des Wallrosses geworfen, so daß der dampfende Blutstrahl einem Springbrunnen gleich über das Eis sprützte. Da gedachte ich auch meines Spieles! ich blies auf, ließ meine Segler, die klippenhohen Eisberge die Boote einklemmen. Hui wie man pfiff und wie man schrie, aber ich pfiff lauter; die todten Wallroß=Körper, Kisten und Tauwerk mußten sie auf das Eis auspacken; ich schüttelte die Schneeflocken über sie und ließ sie in den eingeklemmten Fahrzeugen mit ihrem Fang nach Süden treiben, um dort Salzwasser zu kosten. Sie kommen nie mehr nach dem Bären=Eiland!"

„So hast du ja Böses gethan!" sagte die Mutter der Winde.

„Was ich Gutes gethan habe, mögen die Andern erzählen!" sagte er, „aber da haben wir meinen Bruder vom Westen, ihn mag ich von Allen am besten leiden, er schmeckt nach der See und führt eine herrliche Kälte mit sich!"

„Ist das der kleine Zephir?" fragte der Prinz.

„Ja wohl ist das Zephir!" sagte die Alte, „aber er

ist doch nicht so klein. In alten Tagen war es ein bü
scher Knabe, aber das ist nun vorbei!"

Er sah aus wie ein wilder Mann, aber er hatte e
nen Fallhut auf, um nicht zu Schaden zu kommen. In d
Hand hielt er eine Mahagoni Keule, in den amerikanisch
Mahagoni-Wäldern gehauen. Das war nichts G
ringes.

„Wo kömmst du her?" fragte seine Mutter.

„Von den Wald-Wüsten!" sagte er, „wo die dorn
gen Lianen eine Hecke zwischen jedem Baume bilden, w
die Wasserschlange in dem nassen Grase liegt und die Me
schen unnöthig zu sein scheinen!"

„Was triebst du dort?"

„Ich sah in den tiefen Fluß, sah wie er von d
Klippen stürzte, Staub wurde und gegen die Wolken fl
um den Regenbogen zu tragen. Ich sah den wilden B
fel im Flusse schwimmen, aber der Strom riß ihn mit f
fort; er trieb mit dem Schwarm der wilden Enten, wel
in die Höhe flogen, wo das Wasser stürzte; der Bü
mußte hinunter, das gefiel mir, und ich blies einen Stur
so daß uralte Bäume segelten und zu Spähnen wurden."

„Und weiter hast du nichts gethan?" fragte die A

„Ich habe in den Savanen Kobolz geschossen, ich h
die wilden Pferde gestreichelt und Kokosnüsse geschütt
Ja, ja, ich habe Geschichten zu erzählen! aber man m
nicht Alles sagen was man weiß. Das weißt du wo

du Alte!" und dann küßte er seine Mutter, so daß sie fast hintenüber gefallen wäre; er war wahrlich ein wilder Bube.

Nun kam der Südwind mit einem Turban und fliegendem Beduinen-Mantel.

„Hier ist es recht kalt, hier draußen!" sagte er, und warf Holz zum Feuer, „man kann merken, daß der Nordwind zuerst gekommen ist!"

„Es ist hier so heiß, daß man einen Eisbären braten kann!" sagte der Nordwind.

„Du bist selbst ein Eisbär!" antwortete der Südwind.

„Wollt ihr in den Sack gesteckt werden?" fragte die Alte. — „Setze dich auf den Stein dort und erzähle, wo du gewesen bist."

„In Afrika, meine Mutter!" erwiederte er. Ich war mit den Hottentotten auf die Löwenjagd im Lande der Kaffern! Welches Gras wächst dort in den Ebenen, grün wie eine Olive! Da lief der Strauß mit mir um die Wette aber ich bin doch rascher zu Fuß. Ich kam nach der Wüste zu dem gelben Sande; da sieht es aus, wie auf dem Grunde des Meeres. Ich traf eine Karavane! sie schlachteten ihr letztes Kameel um Trinkwasser zu erhalten, aber es war nur wenig, was sie bekamen. Die Sonne brannte von oben, und der Sand bratete von unten. Keine Grenze hatte die ausgestreckte Wüste. Da wälzte ich mich in den feinen losen Sand und wirbelte ihn in große Säulen auf,

das war ein Tanz! Du hättest sehen sollen wie verle
das Dromedar stand, und der Kaufmann zog den Kaf
über den Kopf. Er warf sich vor mir nieder wie vor
lah, seinem Gott. Nun sind sie begraben, da steht
Pyramide von Sand über ihnen Allen; wenn ich den ein
fortblase, dann wird die Sonne die weißen Knochen b
chen, da können die Reisenden sehen, daß hier früher M
schen gewesen sind. Sonst kann man das in der W
nicht glauben!“

„Du hast also nur Böses gethan!“ sagte die Mu
„Marsch in den Sack!“ und ehe er es wußte, hatt
den Südwind um den Leib gefaßt und in den Sack
steckt, er wälzte ringsumher auf dem Fußboden, abe
setzte sich darauf, und da mußte er stille liegen.

„Das sind muntere Knaben, die sie hat!“ sagte
Prinz.

„Ja wahrlich,“ antwortete sie, „und züchtigen
ich sie! da haben wir den vierten!“

Das war der Ostwind, er war wie ein Chinese
kleidet.

„Nun kömmst du von der Seite!“ sagte die M
„ich glaubte, du wärest im Garten des Paradieses gewe

„Dahin fliege ich erst morgen!“ sagte der Ost
„morgen sind es hundert Jahre, seitdem ich dort war
komme jetzt von China, wo ich um den Porcellant
tanzte, daß alle Glocken klingelten. Unten auf der S

bekamen die Beamten Prügel, das Bambusrohr wurde auf ihren Schultern verbraucht, und das waren Leute vom ersten bis zum neunten Grade; sie schrien: „vielen Dank, mein väterlicher Wohlthäter!“ aber sie meinten nichts damit, und ich klingelte mit den Glocken und sang tsing, tsang, tsu!“

„Du bist muthwillig!“ sagte die Alte. „Es ist gut, daß du morgen nach dem Garten des Paradieses kömmst, das trägt immer zu deiner Bildung bei! trinke dann tüchtig aus der Weisheits Quelle und nimm eine kleine Flasche voll für mich mit nach Hause!“

„Das werde ich thun!“ sagte der Ostwind. „Aber weshalb hast du meinen Bruder vom Süden in den Sack gesteckt? hervor mit ihm! er soll mir vom Vogel Phönix erzählen, davon will die Prinzessin im Garten des Paradieses immer hören, wenn ich jedes hundertste Jahr meinen Besuch abstatte. Mache den Sack auf! dann bist du meine süßeste Mutter, und ich schenke dir zwei Taschen voll Thee, so grün und frisch, wie ich ihn an Ort und Stelle gepflückt habe!“

„Nun, des Thees halber und weil du mein Herzensjunge bist, will ich den Sack öffnen!“ Das that sie, und der Südwind kroch heraus, aber er sah ganz niedergeschlagen aus, weil der fremde Prinz es gesehen hatte.

„Da hast du ein Palmblatt für die Prinzessin!“ sagte der Südwind, „dieses Blatt hat der alte Vogel Phö-

nir, der einzige der in der Welt war, mir gegeben! er hat mit seinem Schnabel seine ganze Lebens-Beschreibung, die hundert Jahr die er lebte, hineingeritzt; nun kann sie es selbst lesen, wie der Vogel Phönir sein Nest selbst in Brand steckte und darin saß und aufbrannte, wie die Frau eines Hindu. Wie knisterten doch die trockenen Zweige, es war ein Rauch und ein Duft. Zuletzt schlug Alles in Flammen auf, der alte Vogel Phönir wurde zu Asche, aber sein Ei lag glühend roth im Feuer, es berst mit einem großen Knall, und das Junge flog heraus; nun ist er Regent über alle Vögel und der einzige Vogel Phönir in der Welt. Er hat ein Loch in das Palmenblatt, welches ich dir gab, gebissen, das ist sein Gruß an die Prinzessin!"

„Laßt uns nun etwas zu leben bekommen!" sagte die Mutter der Winde, und so setzten sie sich Alle heran um von dem gebratenen Hirsch zu speisen, der Prinz saß zur Seite des Ostwindes, und deßhalb wurden sie bald gute Freunde.

„Höre, sage mir einmal," sagte der Prinz, „was ist das für eine Prinzessin, von der hier so viel die Rede ist, und wo liegt der Garten des Paradieses?"

„Ho, ho!" sagte der Ostwind, „willst du dahin, ja dann fliege morgen mit mir! aber das muß ich dir übrigens sagen, da ist kein Mensch seit Adam's und Eva's Zeit gewesen. Die kennst du ja wohl aus deiner Bibelgeschichte!"

„Ja wohl!“ sagte der Prinz.

„Damals als sie verjagt wurden, versank der Garten des Paradieses in die Erde, aber er behielt seinen warmen Sonnenschein, seine milde Luft und all’ seine Herrlichkeit. Der Feen Königin wohnt darin; da liegt die Insel der Glückseligkeit, wohin der Tod nie kömmt, wo zu sein es herrlich ist! Setze dich morgen auf meinen Rücken, dann werde ich dich mitnehmen; ich denke, es wird sich wohl thun lassen! aber nun mußt du nicht mehr sprechen, denn ich will schlafen!“

Und dann schliefen sie allesammt.

In der frühen Morgenstunde erwachte der Prinz und war nicht wenig verdutzt sich schon hoch über den Wolken zu finden. Er saß auf dem Rücken des Ostwindes, der ihn noch so treulich hielt; sie waren so hoch in der Luft, daß Wälder und Felder, Flüsse und Seen sich wie auf einer illuminirten Landkarte darstellten.

„Guten Morgen!“ sagte der Ostwind. „Du könntest übrigens gern noch ein bischen schlafen, denn es ist nicht viel auf dem flachen Lande unter uns zu sehen. Ausgenommen du hättest Lust die Kirchen zu zählen! sie stehen gleich Kreidepunkten auf dem grünen Brette.“ Das waren Felder und Wiesen, die er das grüne Brett nannte.

„Es war unartig, daß ich deiner Mutter und deinen Brüdern nicht Lebewohl gesagt!“ sagte der Prinz.

„Wenn man schläft, ist man entschuldigt!“ sagte der

Ostwind, und darauf flogen sie noch rascher vo[n]
man konnte es in den Gipfeln der Bäume hören
sie darüber hinfuhren, rasselten alle Zweige und
man konnte es auf dem Meere und den Seen hören
wo sie flogen, erhoben sich die Wogen höher, und d
ßen Schiffe neigten sich tief in das Wasser hinunter,
schwimmenden Schwänen.

Gegen Abend, als es dunkel wurde, sahen die
Städte eigenthümlich aus; die Lichter brannten dort
bald hier, bald da, es war gerade, als wenn man ein
Papier gebrannt hat und alle die kleinen Feuerfunken
wo sie Kinder sind und aus der Schule gehen! Und
Prinz klatschte in die Hände, aber der Ostwind bat
das sein zu lassen, sich lieber fest zu halten, sonst könnt
leicht hinunter fallen und an der Spitze eines Kirchthur
hängen bleiben.

Der Adler in den schwarzen Wäldern flog noch
leicht, doch der Ostwind flog leichter. Der Kosack auf
nem kleinen Pferde jagte über die Ebenen davon, doch
Prinz jagte anders von dannen.

„Nun kannst du den Himmalaia sehen! sagte der O
wind, das ist der höchste Berg in Asien; nun werden w
bald nach dem Garten des Paradieses gelangen!" Dan
wendeten sie sich mehr südlich, und bald duftete es dor
von Gewürzen und Blumen. Feigen und Granatäpfel
wuchsen wild, und die wilde Weinranke hatte blaue und

rothe Trauben. Hier ließen sie sich beide nieder, streckten sich in dem weichen Grase, wo die Blumen dem Winde zunickten, als wollten sie sagen: „willkommen zurück!“

„Sind wir nun im Garten des Paradieses?“ fragte der Prinz.

„Nein, bewahre!“ erwiederte der Ostwind, „aber nun werden wir bald dorthin kommen. Siehst du die Felsenmauer dort und die große Höhle, wo die Weinranken gleich einer großen grünen Gardine hängen? Da hindurch werden wir hineingelangen! Wickle dich in deinen Mantel, hier brennt die Sonne, aber einen Schritt und es ist eisig kalt. Der Vogel, welcher der Höhle vorbeistreift, hat den einen Flügel hier draußen in dem warmen Sommer und den andern darinnen in dem kalten Winter!“‘

„So, das ist also der Weg zum Garten des Paradieses? fragte der Prinz.

Nun gingen sie in die Höhle hinein. Hu, wie war es dort eisig kalt! aber es währte doch nicht lange. Der Ostwind breitete seine Flügel aus, und sie leuchteten gleich dem hellsten Feuer; nein, welche Höhlen! die großen Steinblöcke, von denen das Wasser träufelte, hingen über ihnen in den wunderbarsten Gestalten; bald war es da so enge, daß sie auf Händen und Füßen kriechen mußten, bald so hoch und ausgedehnt, wie in der freien Luft. Es sah aus wie Grabkapellen mit stummen Orgelpfeifen und versteinerten Orgeln.

„Wir gehen wohl den Weg des Todes zum Garten des Paradieses!“ sagte der Prinz; aber der Ostwind antwortete keine Silbe, zeigte vorwärts, und das schönste blaue Licht strahlte ihnen entgegen. Die Steinblöcke über ihnen wurden mehr und mehr ein Nebel, der zuletzt klar war, wie eine weisse Wolke in Mondenschein. Nun waren sie in der herrlichsten milden Luft, so frisch wie auf den Bergen, so duftend wie bei den Rosen des Thales. Da strömte ein Fluß, so klar, als die Luft selbst, und die Fische waren wie Silber und Gold; purpurrothe Aale, die bei jeder Bewegung blaue Feuerfunken sprüheten, spielten darunten im Wasser, und die breiten Aakantus-Blätter hatten des Regenbogens Farben, die Blume selbst war eine rothgelbe brennende Flamme, der das Wasser Nahrung gab, gleich wie das Oel die Lampe beständig im Brennen erhält; eine feste Brücke von Marmor, aber so künstlich und fein ausgeschnitten, als wäre sie von Spitzen und Glasperlen gemacht, führte über das Wasser zur Insel der Glückseligkeit, wo der Garten des Paradieses blühete.

Der Ostwind nahm den Prinzen auf seine Arme und trug ihn hinüber. Da sangen die Blumen und Blätter die schönsten Lieder aus seiner Kindheit, aber so schwellend lieblich, wie keine menschliche Stimme hier singen kann.

Waren das Palmenbäume, oder riesengroße Wasserpflanzen, die hier wuchsen! So saftige und große Bäume hatte der Prinz früher nie gesehen; in langen Kränzen hin-

gen da die wunderlichsten Schlingpflanzen, wie man sie nur mit Farben und Geld auf dem Rande alter Heiligenbücher, oder sich durch die Anfangsbuchstaben schlingend, abgebildet findet. Das waren die seltsamsten Zusammensetzungen von Vögeln, Blumen und Schnirkeln. Dicht daneben im Grase stand ein Schwarm Pfaue mit entfalteten strahlenden Schweifen. Ja das war wirklich so! Nein als der Prinz daran rührte, merkte er, daß es keine Thiere, sondern Pflanzen waren: das waren die großen Kletten, die hier gleich des Pfaues herrlichen Schweif strahlten. Der Löwe und der Tiger sprangen gleich schmeidigen Katzen zwischen die grünen Hecken, die wie die Blumen des Oelbaumes dufteten, und der Löwe und der Tiger waren zahm; die wilde Waldtaube glänzte wie die schönste Perle, schlug mit ihren Flügeln den Löwen an die Mähne, und die Antilope, die sonst so schen ist, stand und nickte mit dem Kopfe, als ob sie auch mitspielen wollte.

Nun kam die Fee des Paradieses, ihre Kleider strahlten wie die Sonne, und ihr Antlitz war mild, wie das einer frohen Mutter, wenn sie recht glücklich über ihr Kind ist. Sie war so jung und schön, und die hübschesten Mädchen, jede mit einem leuchtenden Sterne im Haare, folgten ihr. Der Ostwind gab ihr das beschriebene Blatt vom Vogel Phönix und ihre Augen funkelten vor Freude; sie nahm den Prinzen bei der Hand und führte ihn in ihr Schloß hinein, wo die Wände Farben, wie das prächtigste

Tulpenblatt, wenn es gegen die Sonne gehalten wird, hatten, die Decke selbst war eine große strahlende Blume, und jemehr man in dieselbe hinauf sah, desto tiefer erschien deren Becher. Der Prinz trat an das Fenster und sah durch eine der Scheiben, da sah er den Weisheitsbaum mit der Schlange, und Adam und Eva standen dicht dabei. „Sind die nicht verjagt?" fragte er, und die Fee lächelte und erklärte ihm, daß die Zeit auf jeder Scheibe so ihr Bild eingebrannt, aber nicht, wie man es zu sehen gewohnt, nein es war Leben darin, die Blätter der Bäume bewegten sich, die Menschen kamen und gingen, wie in einem Spiegelbilde. Und er sah durch eine andere Scheibe, und da war Jacobs Traum, wo die Leiter gerade bis in den Himmel ging, und die Engel mit großen Schwingen schwebten auf und nieder. Ja Alles, was in dieser Welt geschehen war, lebte und bewegte sich in den Glasscheiben; so künstliche Gemälde konnte nur die Zeit einbrennen.

Die Fee lächelte und führte ihn in einen Saal, groß und hoch; dessen Wände erschienen transparent. Gemälde, das eine Gesicht schöner, als das andere; das waren Millionen Glückliche, die lächelten und sangen, so daß es in einer Melodie zusammenfloß; die allerobersten waren so klein, daß sie kleiner erschienen, als die kleinste Rosenknospe, wenn sie wie ein Punkt auf das Papier gezeichnet wird. Und mitten im Saale stand ein großer Baum mit hängenden üppigen Zweigen; goldene Aepfel, große und kleine, hingen

wie Apfelsinen zwischen den grünen Blättern. Das war der Weisheits-Baum, von dessen Frucht Adam und Eva gegessen hatten. Von jedem Blatte tröpfelte ein glänzender rother Thautropfen; es war, als ob der Baum blutige Thränen weinte.

„Laß uns nun in das Boot steigen!“ sagte die Fee, „da wollen wir Erfrischungen auf dem schwellenden Wasser genießen! Das Boot schaukelt, kömmt aber nicht von der Stelle, aber alle Länder der Welt gleiten unsern Augen vorbei.“ Und es war eigenthümlich zu sehen, wie sich die ganze Küste bewegte. Da kamen die hohen schneebedeckten Alpen, mit Wolken und schwarzen Tannen, das Horn erklang so tief wehmüthig, und der Hirte jodelte hübsch im Thale. Nun bogen die Bananenbäume ihre langen, hängenden Zweige über das Boot nieder, kohlschwarze Schwäne schwammen auf dem Wasser, und die seltsamsten Thiere und Blumen zeigten sich am Strande: das war Neu-Holland, der fünfte Welttheil, der mit einer Aussicht auf die blauen Berge vorbeiglitt. Man hörte den Gesang der Priester und sah der Wilden Tanz zum Schall der Trommeln und der knöchernen Tuben. Aegyptens Pyramiden, die bis in die Wolken ragten, umgestürzte Säulen und Sphinxe, halb im Sande begraben, segelten vorbei. Die Nordlichter brannten über des Nordens Jökler, das war ein Feuerwerk, was Niemand nachmachen konnte. Der

Prinz war so glückselig, ja er sah wohl hundert Mal mehr als was wir hier erzählen.

„Und immer kann ich hier bleiben?“ fragte er.

„Das kömmt auf dich selbst an!“ erwiederte die Fee; „wenn du nicht, wie Adam, dich gelüsten läßt das Verbotene zu thun, so kannst du immer hier bleiben!“

„Ich werde die Aepfel auf dem Weisheitsbaume nicht anrühren!“ sagte der Prinz. „Hier sind ja Tausende von Früchten, eben so schön, wie die!“

„Prüfe dich selbst, und bist du nicht stark genug, so gehe mit dem Ostwinde, der dich herbrachte; er fliegt nun zurück und läßt sich hier in hundert Jahren nicht blicken, die Zeit wird an diesem Ort für dich vergehen, als wären es nur hundert Stunden, aber es ist eine lange Zeit für die Versuchung und Sünde. Jeden Abend, wenn ich von dir gehe, muß ich dir zurufen „komm mit!“ ich muß dir mit der Hand winken, aber bleibe zurück. Gehe nicht mit, denn da wird mit jedem Schritte deine Sehnsucht größer werden: du kömmst in den Saal, wo der Weisheits-Baum wächst; ich schlafe unter seinen duftenden hängenden Zweigen, du wirst dich über mich beugen, und ich muß lächeln; drückst du aber einen Kuß auf meinen Mund, so sinkt das Paradies tief in die Erde, und es ist für dich verloren. Der Wüste scharfer Wind wird dich umsausen, der kalte Regen von deinem Haare träufeln. Kummer und Drangsal wird dein Erbtheil.“

„Ich bleibe hier!“ sagte der Prinz, und der Ostwind küßte ihn auf der Stirn und sagte „sei stark, dann treffen wir uns hier nach hundert Jahren wieder! Lebe wohl! lebe wohl!“ Und der Ostwind breitete seine großen Flügel aus; sie glänzten, wie das Wetterleuchten in der Erndtezeit, oder wie das Nordlicht im kalten Winter.

„Lebewohl! lebewohl!“ ertönte es von Blumen und Bäumen. Störche und Pelikane flogen wie flatternde Bänder in Reihen, und geleiteten ihn bis zur Grenze des Gartens.

„Nun beginnen wir unsere Tänze!“ sagte die Fee; „zum Schlusse, wo ich mit dir tanze, wirst du, indem die Sonne sinkt, sehen, daß ich dir winke, du wirst mich dir zurufen hören: komm mit! aber thue es nicht! Hundert Jahre lang muß ich es jeden Abend wiederholen; jedes Mal wenn die Zeit vorbei ist, gewinnst du mehr Kraft, zuletzt denkst du gar nicht mehr daran. Heute Abend ist es zum ersten Mal; nun habe ich dich gewarnt!“

Und die Fee führte ihn in einen großen Saal von weißen durchsichtigen Lilien, die gelben Staubfäden in jeder bildeten eine kleine Goldharfe, die mit Saitenlaut und Flötentönen erklangen. Die schönsten Mädchen, schwebend und schlank, in wogenden Flor gekleidet, so daß man die schönen Glieder sah, schwebten im Tanze, und sangen wie herrlich es sei zu leben, und daß sie nie sterben wollten, und daß der Garten des Paradieses ewig blühen würde.

Und die Sonne ging unter, der ganze Himmel wurde

ein Gold, welches den Lilien den Schein der herrlichsten Rosen gab, und der Prinz trank von dem schäumenden Wein, welchen die Mädchen ihm reichten, und er fühlte eine Glückseligkeit, wie nie zuvor; er sah wie der Hintergrund des Saales sich öffnete, und der Weisheitsbaum stand in einem Glanze, der seine Augen blendete; der Gesang daher war weich und lieblich, wie seiner Mutter Stimme, und es war, als ob sie sang: „mein Kind! mein geliebtes Kind!"

Da winkte die Fee und rief so liebevoll „komm mit! komm mit!" und er stürzte ihr entgegen, vergaß sein Versprechen, vergaß es schon den ersten Abend, und sie winkte und lächelte. Der Duft, der gewürzige Duft rings umher wurde stärker, die Harfen ertönten weit lieblicher, und es war, als ob die Millionen lächelnder Köpfe im Saale, wo der Baum wuchs, nickten und sangen: „Alles muß man kennen! der Mensch ist der Herr der Erde." Und es waren keine blutige Thränen mehr, welche von den Blättern des Weisheitsbaumes fielen, es waren rothe, funkelnde Sterne, die er zu erblicken glaubte. „Komm mit, komm mit!" lauteten die bebenden Töne, und bei jedem Schritte brannten des Prinzen Wangen heißer, sein Blut bewegte sich stärker. „Ich muß!" sagte er, „es ist ja keine Sünde, kann keine sein! weshalb nicht der Schönheit und der Freude folgen? sie schlafen sehen will ich, es ist ja nichts verloren,

wenn ich es nur unterlasse, sie zu küssen, und das thue ich nicht, ich bin stark, ich habe einen festen Willen!"

Und die Fee warf ihre strahlende Tracht ab, bog die Zweige zurück, und nach einem Augenblick war sie darin verborgen.

„Noch habe ich nicht gesündigt!" sagte der Prinz, „und will es auch nicht;" und dann zog er die Zweige zur Seite, da schlief sie schon, schön, wie nur die Fee im Garten des Paradieses es sein kann; sie lächelte im Traume, er bog sich über sie nieder und sah zwischen ihren Augenliedern Thränen beben!

„Weinst du über mich?" flüsterte er, „weine nicht, du herrliches Weib! Nun begreife ich erst des Paradieses Glück, dieses strömt durch mein Blut, durch meine Gedanken, die Kraft des Cherubs und des ewigen Lebens fühle ich in meinem irdischen Körper; möge es ewig Nacht für mich werden, eine Minute wie diese ist Reichthum genug!" und er küßte die Thränen aus ihren Augen, sein Mund berührte den ihren. — —

Da krachte ein Donnerschlag, so tief und schrecklich, wie Niemand ihn jeh gehört, und Alles stürzte zusammen: die schöne Fee, das blühende Paradies sank; es sank so tief, so tief, der Prinz sah es in die schwarze Nacht versinken; wie ein kleiner leuchtender Stern strahlte es aus weiter Ferne! Todeskälte durchschauerte seinen Körper, er schloß sein Auge und lag lange, wie todt.

Der kalte Regen fiel ihm in das Gesicht, der scharfe

Wind blies um sein Haupt, da kehrten seine Sinne zurück. „Was habe ich gethan!“ seufzte er, „ich habe gesündigt wie Adam! gesündigt, so daß das Paradies tief versunken ist!“ Und er öffnete seine Augen; den Stern weit weg, den Stern, der wie das gesunkene Paradies funkelte, sah er noch — es war der Morgenstern am Himmel.

Er erhob sich und war im großen Walde, dicht bei der Höhle der Winde; und die Mutter der Winde saß zu seiner Seite, sie sah böse aus, und erhob ihren Arm in die Luft.

„Schon den ersten Abend!“ sagte sie, „das dachte ich wohl! ja wärest du mein Sohn, so müßtest du in den Sack!“

„Da soll er hinein!“ sagte der Tod; das war ein starker alter Mann mit einer Sense in der Hand und mit großen schwarzen Schwingen. „In den Sarg soll er gelegt werden, aber noch nicht, ich zeichne ihn nur an, lasse ihn dann noch eine Weile in der Welt herumwandern, seine Sünde sühnen, gut und besser werden — ich komme einmal. Wenn er es denn am wenigstens erwartet, stecke ich ihn in den schwarzen Sarg, setze ihn auf meinen Kopf und fliege gegen den Stern empor; auch dort blüht des Paradieses Garten, und ist er gut und fromm, so wird er hineintreten, aber sind seine Gedanken böse und das Herz noch voller Sünde, so sinkt er mit dem Sarge tiefer, als das Paradies gesunken, und nur jedes tausendste Jahr hole ich ihn wieder, damit er tiefer sinke oder auf den Stern gelange, den funkelnden Stern dort oben.

Däumelinchen.

Es war einmal eine Frau, die sich so sehr ein ganz kleines Kind wünschte, aber sie wußte gar nicht, woher sie es nehmen sollte, da ging sie zu einer alten Hexe und sagte zu ihr: „Ich möchte so herzlich gern ein kleines Kind haben, willst du mir nicht sagen, woher ich das bekommen kann?"

„Ja, damit wollen wir schon fertig werden!" sagte die Hexe. „Da hast du einen Gerstenkorn, der ist gar nicht von der Art, welche auf des Landmanns Feld wachsen, oder welche die Hühner zu fressen bekommen, lege den in einen Blumentopf, so wirst du was zu sehen bekommen!"

„Ich danke dir!" sagte die Frau und gab der Hexe zwölf Schillinge, ging dann nach Hause, pflanzte den Gerstenkorn, und sogleich wuchs da eine herrliche, große Blume sie sah aus wie eine Tulpe, aber die Blätter schlossen sich fest zusammen, gerade als ob sie noch in der Knospe wäre.

„Das ist eine niedliche Blume!" sagte die Frau und küßte sie auf die rothen und gelben Blätter, aber gerade

indem sie darauf küßte, öffnete die Blume sich mit einem Knall. Es war eine wirkliche Tulpe, wie man nun sehen konnte, aber mitten in der Blume, saß auf dem grünen Samengriffel ein ganz kleines Mädchen, so fein und niedlich, sie war nicht über einen Zoll lang, und deshalb wurde sie Däumelinchen genannt.

Eine niedliche lakirte Wallnußschale bekam sie zur Wiege, blaue Veilchenblätter waren ihre Matratzen und ein Rosenblatt ihr Deckbett. Da schlief sie des Nachts, aber am Tage spielte sie auf dem Tisch, wo die Frau einen Teller hingestellt, um den sie einen ganzen Kranz von Blumen gelegt hatte, deren Stengel in Wasser standen; hier schwamm ein großes Tulpenblatt, und auf diesem konnte Däumelinchen sitzen und von der einen Seite des Tellers nach der andern fahren; sie hatte zwei weiße Pferdehaare zum Rudern. Das sah gerade recht hübsch aus. Sie konnte auch singen, und so fein und niedlich, wie man nie hier gehört hatte. —

Eines Nachts, als sie in ihrem schönen Bette lag, kam da eine häßliche Kröte durch das Fenster hereingehüpft, wo eine Scheibe entzwei war. Die Kröte war so häßlich, groß und naß, sie hüpfte gerade auf den Tisch herunter, wo Däumelinchen lag und unter dem rothen Rosenblatte schlief.

„Das wäre eine schöne Frau für meinen Sohn!" sagte die Kröte, und da nahm sie die Wallnußschale, worin

Däumelinchen schlief, und hüpfte mit ihr durch die Scheibe fort, in den Garten hinunter.

Da floß eine große breite Aue; aber gerade am Ufer war es sumpfig und morastig; hier wohnte die Kröte mit ihrem Sohne. Uh! er war auch häßlich und garstig, glich ganz seiner Mutter: „koar, koar, brekke=ke=kex!" das war Alles, was er sagen konnte, als er das niedliche kleine Mädchen in der Wallnußschale erblickte.

„Sprich nicht so laut, denn sonst erwacht sie!" sagte die alte Kröte, „sie könnte uns noch entlaufen, denn sie ist so leicht wie eine Schwanendaune! wir wollen sie auf eins der breiten Akantusblätter in die Aue hinaussetzen, das ist für sie, die so leicht und klein ist, gerade wie eine Insel! da kann sie nicht davon laufen, während wir die Staatsstube unten unter dem Morast, wo ihr wohnen und hausen sollt, in Stand setzen."

Draußen in der Aue wuchsen viele Akantus mit den breiten grünen Blättern, welche aussehen als schwömmen sie oben auf dem Wasser; das Blatt, welches am weitesten hinauslag, war auch das allergrößeste, da schwamm die alte Kröte hinaus und setzte darauf die Wallnußschaale mit Däumelinchen.

Das ganz kleine Wesen erwachte früh Morgens, und da sie sah, wo sie war, fing sie recht bitterlich an zu weinen; denn es war Wasser zu allen Seiten des großen grü=

nen Blattes, und sie konnte gar nicht an das Land kommen. —

Die alte Kröte saß unten im Morast und putze ihre Stube mit Schilf und gelben Fischblattblumen aus, — das sollte es recht hübsch für die neue Schwiegertochter sein, — schwamm dann mit dem häßlichen Sohn zum Blatte hinaus, wo Däumlinchen stand; sie wollten ihr hübsches Bett holen, das sollte in das Brautgemach gestellt werden, bevor sie es selbst betrat. Die alte Kröte verneigte sich tief im Wasser vor ihr und sagte: „hier wirst du meinen Sohn sehen, er wird dein Mann sein, und ihr werdet recht prächtig unten im Morast wohnen!“

„Koar, koar! brekkekeker:“ war Alles, was der Sohn sagen konnte.

Dann nahmen sie das niedliche kleine Bett und schwammen damit fort, aber Däumelinchen saß ganz allein und weinte auf dem grünen Blatte, denn sie mochte nicht bei der garstigen Kröte wohnen oder ihren häßlichen Sohn zum Manne haben. Die kleinen Fische, welche unten im Wasser schwammen, hatten die Kröte wohl gesehen und gehört was sie gesagt hatte, deßhalb steckten sie die Köpfe hervor, sie wollten doch das kleine Mädchen sehen. Sobald sie sie erblickten, fanden sie dieselbe so niedlich, daß es ihnen recht leid that, daß sie zur häßlichen Kröte hinunter sollte. Nein, das durfte nie geschehen! Sie versammelten sich unten im Wasser rings um den grünen Stengel, welcher das Blatt hielt,

worauf sie stand, nagten mit den Zähnen den Stiel ab, und da schwamm das Blatt die Aue hinab mit Däumelinchen davon, weit weg, wo die Kröte sie nicht erreichen konnte.

Däumelinchen segelte vor so vielen Städten vorbei, und die kleinen Vögel saßen in den Büschen, sahen sie und sangen: „welch liebliches kleines Mädchen!" Das Blatt schwamm mit ihr immer weiter und weiter fort; so reiste Däumelinchen außer Landes.

Ein niedlicher kleiner, weißer Schmetterling umflatterte sie stets, und ließ sich zuletzt auf das Blatt nieder, denn Däumelinchen gefiel ihm, und sie war sehr erfreut; denn nun konnte die Kröte sie nicht erreichen und es war so schön, wo sie fuhr; die Sonne schien auf dem Wasser, dieses glänzte wie das herrlichste Gold. Sie nahm ihren Gürtel, band das eine Ende um den Schmetterling, das andere Ende des Bandes befestigte sie am Blatte; das glitt nun viel schneller davon und sie mit, denn sie stand ja auf demselben.

Da kam ein großer Maikäfer angeflogen, der erblickte sie und schlug augenblicklich seine Klauen um ihren schlanken Leib und flog mit ihr auf den Baum; das grüne Blatt schwamm die Aue hinab und der Schmetterling flog mit, denn er war an das Blatt gebunden und konnte nicht von dem Blatte los kommen.

Gott, wie war das arme Däumelinchen erschrocken,

als der Maikäfer mit ihr auf den Baum flog, aber haup
sächlich war sie des schönen weißen Schmetterlinges halbe
betrübt, den sie an das Blatt festgebunden hatte; im Fal
er sich nun nicht befreien konnte, müßte er ja verhungern
Aber darum kümmerte sich der Maikäfer gar nicht. E
setzte sich mit ihr auf das größte, grüne Blatt des Baumes, gab ihr das Süße der Blumen zu essen und sagte: daß sie so niedlich sei, obgleich sie einem Maikäfer durchaus nicht gleiche. Später kamen alle die andern Maikäfer, die im Baume wohnten, und besuchten sie; sie betrachteten Däumelinchen, und die Fräulein-Maikäfer rümpften die Fühlhörner und sagten: „sie hat doch nicht mehr als zwei Beine, das sieht erbärmlich aus." „Sie hat keine Fühlhörner!" sagte eine andere. „Sie ist so schlank in der Taille, pfui! sie sieht wie ein Mensch aus! Wie sie häßlich ist!" sagten alle Maikäferinnen, und doch war Däumelinchen so niedlich. Das erkannte auch der Maikäfer, der sie genommen hatte, aber als alle die andern sagten, sie sei häßlich, so glaubte er es zuletzt auch und wollte sie gar nicht haben; sie konnte gehen, wohin sie wollte. Sie flogen mit ihr den Baum hinab und setzten sie auf eine Gänseblume; da weinte sie, weil sie so häßlich sei, daß die Maikäfer sie nicht haben wollten, und doch war sie die lieblichste, die man sich denken konnte, so fein und klar wie das schönste Rosenblatt.

Den ganzen Sommer über lebte das arme Däumelinchen ganz allein in dem großen Walde. Sie flocht sich

ein Bett aus Grashalmen und hing es unter einem Klettblatte auf, so war sie vor dem Regen geschützt; sie pflückte das Süße der Blumen zur Speise, und trank vom Thau; so vergingen Sommer und Herbst, aber nun kam der Winter, der kalte, lange Winter. Alle Vögel, die so schön vor ihr gesungen hatten, flogen davon, Bäume und Blumen verdorrten, das große Klettenblatt, unter dem sie gewohnt hatte, rollte zusammen, und es blieb nichts als ein gelber verwelkter Stengel zurück, und sie fror so erschrecklich, denn ihre Kleider waren entzwei und sie war selbst so fein und klein, das arme Däumelinchen, sie mußte erfrieren. Es fing an zu schneien, und jede Schneeflocke, die auf sie fiel, war, als wenn man auf uns eine ganze Schaufel voll wirft, denn wir sind groß und sie war nur einen Zoll lang. Da hüllte sie sich in ein verdorrtes Blatt ein, aber das wollte nicht wärmen, sie zitterte vor Kälte.

Dicht vor dem Walde, wohin sie nun gekommen war, lag ein großes Kornfeld, aber das Korn war seit langer Zeit fort, nur die nackten, trocknen Stoppeln standen aus der gefrornen Erde hervor. Sie waren grade wie ein ganzer Wald für sie zu durchwandern, o, sie zitterte so vor Kälte. Da gelangte sie vor die Thüre der Feldmaus. Die hatte ein kleines Loch unter den Kornstoppeln. Da wohnte die Feldmaus warm und gut, hatte die ganze Stube voll Korn, eine herrliche Küche und Speisekammer, Das arme Däumelinchen stellte sich innerhalb der Thür.

gerade wie ein anderes armes Bettelmädchen und bat u
ein kleines Stück von einem Gerstenkorn, denn sie hatte
zwei Tagen nicht das mindeste zu speisen gehabt.

„Du kleines Wesen!" sagte die Feldmaus, denn
Grunde war es eine gute alte Feldmaus, „komm herein
meine warme Stube und speise mit mir!"

Da ihr nun Däumelinchen gefiel, sagte sie: „du kan
gern den Winter über bei mir bleiben, aber du mußt mei
Stube sauber und rein halten und mir Geschichten erzähle
denn die liebe ich sehr; und Däumelinchen that, was d
gute, alte Feldmaus verlangte und hatte es dafür auße
ordentlich gut.

„Nun werden wir bald Besuch erhalten!" sagte d
Feldmaus, „mein Nachbar pflegt mich alle Woche zu b
suchen. Er steht sich noch besser als ich; hat große Sä
und trägt so einen schönen, schwarzen Sammetpelz! Wen
du den nur zum Mann bekommen könntest, so wärest d
gut versorgt; aber er kann nicht sehen. Du mußt ihm d
niedlichsten Geschichtchen erzählen, die du weißt!"

Aber darum kümmerte sich Däumelinchen nicht, s
mochte den Nachbar gar nicht haben, denn er war e
Maulwurf.

Er kam und stattete Besuch in seinem schwarzen Sam
metpelz ab; er war so reich und so gelehrt, sagte die Feld
maus, seine Wohnung war auch über zwanzig Mal größe
als die der Feldmaus, und Gelehrsamkeit besaß er, aber d

Sonne und die schönen Blumen mochte er gar nicht leiden, von diesen sprach er schlecht, denn er hatte sie nie gesehen.

Däumelinchen mußte singen, und sie sang beides „Maikäfer fliege!“ und „geht der Pfaffe auf das Feld,“ da wurde der Maulwurf in sie, der schönen Stimme halber, verliebt, aber er sagte nichts, er war so ein besonnener Mann. —

Er hatte sich vor kurzem einen langen Gang durch die Erde von seinem bis zu ihrem Hause gegraben, in diesen erhielten die Feldmaus und Däumelinchen Erlaubniß zu spatzieren so viel sie wollten. Aber er bat sie sich nicht vor dem todten Vogel zu fürchten, der in dem Gange läge; es war ein ganzer Vogel mit Federn und Schnabel, der sicher erst kürzlich gestorben und nun begraben war, gerade wo er seinen Gang gemacht hatte.

Der Maulwurf nahm nun ein Stück faules Holz in's Maul, denn das scheint ja wie Feuer im Dunkeln, und ging dann voran und leuchtete ihnen in dem langen, dunkeln Gange; als sie dahin kamen, wo der todte Vogel lag, stemmte der Maulwurf seine breite Nase gegen die Decken und stieß die Erde auf, so daß ein großes Loch wurde, durch weches das Licht hinunter scheinen konnte. Mitten auf dem Fußboden lag eine todte Schwalbe, die schönen Flügel fest an die Seiten gedrückt, die Füße und den Kopf unter die Federn gezogen; der arme Vogel war sicher vor Kälte gestorben. Das that Däumelinchen so leid, sie hielt

so viel von allen kleinen Vögeln, sie hatten ja den ganzen Sommer so schön vor ihr gesungen und gezwitschert, aber der Maulwurf stieß ihn mit seinen kurzen Beinen und sagte: „Nun pfeift er nicht mehr! es muß doch erbärmlich sein, als kleiner Vogel geboren zu werden! Gott sei Dank, daß keines von meinen Kindern das wird; solcher Vogel hat außer seinen Quivit ja nichts und muß im Winter verhungern!"

„Ja, das mögt Ihr, als vernünftiger Mann, wohl sagen," sagte die Feldmaus. „Was hat der Vogel für all seinen Quivit, wenn der Winter kömmt? Er muß hungern und frieren; doch das soll wohl auch vornehm sein!"

Däumelinchen sagte gar nichts, aber als die beiden andern dem Vogel den Rücken wandten, neigte sie sich herab, schob die Federn zur Seite, welche den Kopf bedeckten und küßte ihn auf die geschlossenen Augen.

„Vielleicht war er es, der so hübsch vor mir im Sommer sang," dachte sie, „wie viel Freude hat er mir nicht gemacht, der liebe, schöne Vogel!"

Der Maulwurf stopfte nun das Loch zu, durch welches der Tag herein schien, und begleitete dann die Damen nach Hause. Aber des Nachts konnte Däumelinchen gar nicht schlafen, da stand sie von ihrem Bette auf und flocht von Heu einen großen schönen Teppich, und den trug sie hin und breitete ihn über den todten Vogel aus, legte weiche Baumwolle, welche sie in der Stube der Feldmaus

gefunden hatte, zu den Seiten des Vogels, damit er in der kalten Erde warm liegen möge.

„Lebewohl, du schöner kleiner Vogel!" sagte sie, „Lebewohl! und habe Dank für deinen herrlichen Gesang im Sommer, als alle Bäume grün waren und die Sonne warm auf uns herabschien!" Dann legte sie ihr Haupt an des Vogels Brust, wurde aber zugleich ganz erschrocken, denn es war gerade als ob drinnen etwas klopfte. Das war des Vogels Herz. Der Vogel war nicht todt, er lag betäubt da, und war nun erwärmt worden und bekam wieder Leben.

Im Herbst fliegen alle Schwalben nach den warmen Ländern fort, aber ist da eine die sich verspätet, da friert sie so, daß sie ganz todt niederfällt, liegen bleibt, wo sie hinfällt, und der kalte Schnee bedeckt sie.

Däumelinchen zitterte ordentlich, so hatte sie sich erschrocken, denn der Vogel war ja groß, sehr groß gegen sie, die nur einen Zoll lang war, aber sie faßte doch Muth, legte die Baumwolle dichter um die arme Schwalbe, und holte ein Krausemünzblatt, welches sie selbst zum Deckbett gehabt hatte, und legte es über den Kopf des Vogels.

In der nächsten Nacht schlich sie sich wieder zu ihm, und da war er ganz lebendig, aber so matt, er konnte nur einen kleinen Augenblick seine Augen öffnen und Däumelinchen ansehen, die mit einem Stück faulem Holze in der

Hand, denn eine andere Laterne hatte sie nicht, vor ih stand. —

„Ich danke dir, du niedlich kleines Kind!" sagte d kranke Schwalbe zu ihr, „ich bin so herrlich erwärmt wor den! bald erhalte ich meine Kräfte zurück und kann dan wieder draussen in dem warmen Sonnenschein herumfliegen!

„O!" sagte sie, „es ist kalt draussen, es schneit un friert! bleib in deinem warmen Bette, ich werde dich scho pflegen!"

Dann brachte sie der Schwalbe Wasser in einem Blu menblatt, und sie trank und erzählte ihr, wie sie ihren einen Flügel an einem Dornenbusch gerissen und deshalb nicht s stark fliegen könne, als die andern Schwalben, welche fortgeflogen seien, weit fort nach den warmen Ländern. So sei sie zuletzt zur Erde gefallen, aber mehr konnte sie sich nicht entsinnen, und wußte gar nicht, wie sie dahin gekommen sei.

Den ganzen Winter blieb sie nun da unten, und Däumelinchen pflegte ihrer und hatte sie so lieb; weder der Maulwurf noch die Feldmaus erfuhren etwas davon, denn sie mochten die arme Schwalbe ja nicht leiden.

Sobald das Frühjahr kam, und die Sonne die Erde erwärmte, sagte die Schwalbe dem Däumelinchen Lebewohl, die das Loch öffnete, welches der Maulwurf oben gemacht hatte. Die Sonne schien so herrlich zu ihnen herein, und die Schwalbe frug, ob sie mitkommen wolle, sie könnte auf

ihrem Rücken sitzen, sie wollten weit in den grünen Wald hinein fliegen. Aber Däumelinchen wußte, daß es die alte Feldmaus betrüben würde, wenn sie sie so verließe.

„Nein, ich kann nicht!" sagte Däumelinchen.

„Lebewohl, lebewohl! Du gutes, niedliches Mädchen!" sagte die Schwalbe und flog hinaus in den Sonnenschein. Däumelinchen sah ihr nach, und das Wasser trat ihr in die Augen, denn sie war der armen Schwalbe so gut.

„Quivit, quivit!" sang der Vogel und flog in den grünen Wald. — Däumelinchen war so betrübt. Sie erhielt gar keine Erlaubniß in den warmen Sonnenschein hinaus zu gehen. Das Korn, welches auf dem Felde, über dem Hause der Feldmaus gesäet war, wuchs auch hoch in die Luft empor, das war ein ganz dicker Wald für das Mädchen, die ja nur einen Zoll lang war.

Nun sollst du im Sommer deine Aussteuer nähen!„ sagte die Feldmaus zu ihr, denn nun hatte der Nachbar, der langweilige Maulwurf in dem schwarzen Sammetpelze, um sie gefreit. „Du sollst sowohl Wollen= wie Leinenzeug haben, du sollst worauf zu sitzen und zu liegen haben, wenn du des Maulwurfs Frau wirst!"

Däumelinchen mußte auf der Spindel spinnen, und die Feldmaus miethete vier Spinnen Tag und Nacht für sie zu spinnen. Jeden Abend besuchte sie der Maulwurf und sprach dann immer davon, daß wenn der Sommer zu Ende ginge, so würde die Sonne lange nicht so warm scheinen, sie

kannte ja jetzt die Erde fest wie einen Stein; ja wenn d Sommer vorbei wäre, dann wollte er mit Däumelinche Hochzeit halten; aber sie war gar nicht froh, denn sie moch den langweiligen Maulwurf nicht leiden. Jeden Morgen wenn die Sonne aufging, und jeden Abend, wenn sie unter ging, stahl sie sich zur Thüre hinaus, und wenn dann de Wind die Kornähren trennte, so daß sie den Himmel er blicken konnte, dachte sie daran, wie hell und schön es hie draußen sei, und wünschte sehnlichst, die liebe Schwalbe wieder zu sehen; aber die kam nie wieder, sie flog sicher weit weg in den schönen, grünen Wald.

Als es nun Herbst wurde, hatte Däumelinchen ihre ganze Aussteuer fertig.

„In vier Wochen sollst du Hochzeit haben!“ sagte die Feldmaus zu ihr. Aber Däumelinchen weinte und sagte, sie wolle den langweiligen Maulwurf nicht haben.

„Schnick schnack!“ sagte die Feldmaus, „werde nicht wiederspenstig, denn sonst werde ich dich mit meinen weißen Zähnen beißen! Es ist ja ein schöner Mann, den du bekömmst! Die Königin selbst hat nicht solchen schwarzen Sammetpelz! Er hat Küche und Keller voll. Danke du Gott für ihn!“

Da sollten sie Hochzeit haben. Der Maulwurf war schon gekommen, Däumelinchen zu holen; sie sollte bei ihm wohnen, tief unter der Erde, nie in die warme Sonne herauskommen, denn die mochte er nicht leiden. Das arme

Kind war so betrübt, sie sollte nun der schönen Sonne Lebewohl sagen, die sie doch bei der Feldmaus Erlaubniß gehabt hatte, von der Thüre aus zu sehen.

„Lebe wohl, du klare Sonne!“ sagte sie, streckte die Arme hoch empor, und ging auch eine kleine Strecke vor dem Hause der Feldmaus; denn nun war das Korn geerndtet, und hier standen nur die trockenen Stoppeln. „Lebe wohl, lebe wohl!“ sagte sie und schlang ihre Arme um eine kleine rothe Blume, die da stand. „Grüße die kleine Schwalbe von mir, wenn du sie zu sehen bekömmst!“

„Quivit, quivit!“ ertönte es plötzlich über ihrem Kopfe; sie sah empor; es war die kleine Schwalbe, die gerade vorbei kam. Sobald sie Däumelinchen erblickte, wurde sie sehr erfreut; diese erzählte ihr, wie ungern sie den häßlichen Maulwurf zum Mann haben wolle, und daß sie dann tief unter der Erde wohnen solle, wo nie die Sonne schiene. Sie konnte sich nicht enthalten, dabei zu weinen.

„Nun kömmt der kalte Winter,“ sagte die kleine Schwalbe, „ich fliege weit fort nach den warmen Ländern, willst du mit mir kommen? Du kannst auf meinem Rücken sitzen! binde dich nur mit deinem Gürtel fest, dann fliegen wir von dem häßlichen Maulwurf und seiner dunklen Stube fort, weit weg über die Berge nach den warmen Ländern, wo die Sonne schöner scheint als hier, wo es immer Sommer ist und herrliche Blumen giebt. Fliege nur mit mir, du liebes, feines Däumelinchen, die mein

Leben gerettet hat, als ich erfroren in dem dunklen Erdkeller lag?"

„Ja, ich werde mit dir kommen!" sagte Däumelinchen und setzte sich auf des Vogels Rücken, mit den Füßen auf seine entfaltete Schwinge, band ihren Gürtel an eine der stärksten Federn fest, und da flog die Schwalbe hoch in die Luft hinauf, über Wald und über See, hoch hinauf über die großen Berge, wo da immer Schnee liegt; und Däumelinchen fror in der kalten Luft, aber dann verstack sie sich unter des Vogels warme Federn, und steckte nur den kleinen Kopf hervor um all die Schönheiten unter sich zu bewundern.

Da kamen sie denn nach den warmen Ländern. Dort schien die Sonne weit klarer als hier, der Himmel war zweimal so hoch, und auf Gräben und Hecken wuchsen die schönsten grünen und blauen Weintrauben. In den Wäldern hingen Citronen und Apfelsinen, hier duftete es von Myrthen und Krausemünzen, und auf den Landstraßen liefen die niedlichsten Kinder und spielten mit großen bunten Schmetterlingen. Aber die Schwalbe flog noch weiter fort, und es wurde schöner und schöner. Unter den herrlichsten grünen Bäumen an der blauen See, stand ein blendend weißes Marmorschloß, noch aus alten Zeiten! Weinreben rankten sich um die hohen Säulen empor; da ganz oben waren viele Schwalbennester, und in einem derselben wohnte die Schwalbe, welche Däumelinchen trug.

Däumelinchen.
(Seite 51.)

„Hier ist mein Haus!“ sagte die Schwalbe, „aber willst du dir nun selbst eine der prächtigsten Blumen, die da unten wachsen, aussuchen, dann will ich dich hineinsetzen, und du sollst es so gut haben, wie du es nur wünschest!“

„Das ist herrlich;“ sagte sie und klatschte in die kleinen Hände.

Da lag eine große weiße Marmorsäule, welche zu Boden gefallen und in drei Stücke gesprungen war, aber zwischen diesen wuchsen die schönsten großen, weißen Blumen. Die Schwalbe flog mit Däumelinchen hinunter und setzte sie auf eins der breiten Blätter; aber wie erstaunte sie nicht! da saß ein kleiner Mann mitten in der Blume, so weiß und durchsichtig, als wäre er aus Glas; die niedlichste Goldkrone trug er auf dem Kopfe und die herrlichsten klaren Flügel an den Schultern, selbst war er nicht größer als Däumelinchen. Er war der Blume Engel. In jeder Blume wohnte so ein kleiner Mann oder eine Frau, aber dieser war der König über alle.

„Gott, wie ist er schön!“ flüsterte Däumelinchen der Schwalbe zu. Der kleine Prinz wurde so erschrocken über die Schwalbe, denn sie war ja gegen ihn, der so klein und fein war, ein ganzer Riesenvogel, aber als er Däumelinchen erblickte, wurde er hoch erfreut, sie war das schönste Mädchen, was er je gesehen hatte. Deßhalb nahm er seine Goldkrone vom Haupte und setzte sie ihr auf, frug, wie sie heiße, und ob sie seine Frau werden wolle, dann sollte

sie Königin über alle Blumen werden! Ja das war wahrlich ein anderer Mann, als der Sohn der Kröte und der Maulwurf mit dem schwarzen Sammetpelze. Sie sagte deßhalb „ja" zu dem herrlichen Prinz, und von jeder Blume kam eine Dame oder ein Herr, so niedlich, daß es eine Lust war; jeder brachte Däumelinchen ein Geschenk, aber das beste von allen waren ein Paar schöne Flügel von einer großen weißen Fliege; sie wurden Däumelinchen am Rücken befestigt, und da konnte sie auch von Blume zu Blume fliegen; da gab es viele Freude, und die kleine Schwalbe saß oben in ihrem Neste und sang ihnen vor, so gut sie konnte, aber im Herzen war sie doch betrübt, denn sie war Däumelinchen so gut und hätte sich nie von ihr trennen mögen.

„Du sollst nicht Däumelinchen heißen!" sagte der Blumen-Engel zu ihr, „das ist ein häßlicher Name und du bist so schön. Wir wollen dich Maja nennen."

„Lebewohl, lebewohl!" sagte die kleine Schwalbe und flog wieder fort von den warmen Ländern, weit weg nach Dänemark zurück; dort hatte sie ein kleines Nest über dem Fenster, wo der Mann wohnt, der Märchen erzählen kann, vor ihm sang sie „quivit, quivit!" daher wissen wir die ganze Geschichte.

Das Gänseblümchen.

Nun höre ein Mal! —

Draußen auf dem Lande, dicht am Wege, lag ein Landhaus; du hast es gewiß selbst einmal gesehn. Vor demselben ist ein kleiner Garten mit Blumen und einem Stackete, welches angestrichen ist; dicht dabei am Graben, mitten in dem schönsten, grünen Grase, wuchs eine kleine Gänseblume; die Sonne beschien sie eben so warm und schön, als die großen schönen Prachtblumen drinnen im Garten, und deßhalb wuchs sie Stunde vor Stunde. Eines Morgens stand sie, mit ihren kleinen, blendend weißen Blättern, die wie Strahlen um die kleine gelbe Sonne in der Mitte ringsherum sitzen, ganz entfaltet da. Sie dachte gar nicht daran, daß kein Mensch sie dort im Grase sähe, und daß sie eine arme verachtete Blume sei; nein, sie war so vergnügt, sie wendete sich der warmen Sonne gerade entgegen, sah zu ihr auf und horchte auf die Lerche, die in der Luft sang.

Die kleine Gänseblume war so glücklich, als ob es ein großer Festtag wäre, und es war doch ein Montag; alle

Kinder waren in der Schule; während sie auf ihren Bänken saßen und etwas lernten, saß sie auf ihrem kleinen grünen Stengel und lernte auch von der warmen Sonne und Allem rings umher, wie gut Gott ist, und es schien ihr recht, daß die kleine Lerche Alles, was sie in der Stille fühlte, so deutlich und schön sang; und die Gänseblume blickte mit einer Art Ehrfurcht zu dem glücklichen Vogel, der singen und fliegen konnte, empor, war aber gar nicht betrübt, weil sie es selbst nicht konnte. „Ich sehe und höre ja!“ dachte sie, „die Sonne bescheint mich und der Wind küßt mich! o, wie bin ich doch begabt worden!“

Innerhalb des Stacketes standen so viele steife, vornehme Blumen; je weniger Duft sie hatten, um so mehr prunkten sie. Die Pionen bliesen sich auf, um größer als eine Rose zu sein, aber die Größe ist es nicht, die es macht! Die Tulpen hatten die allerschönsten Farben, und das wußten sie wohl und hielten sich so grade, damit man es besser sehen möchte. Sie beachteten die kleine Gänseblume da draußen gar nicht, aber sie sah desto mehr nach ihnen und dachte: „wie sind sie reich und schön! ja, zu ihnen fliegt sicher der prächtige Vogel hernieder und besucht sie! Gott sei Dank, daß ich so nahe hierbei stehe, so kann ich doch den Staat zu sehn bekommen!“ und gerade wie sie das dachte, „quirrvit!“ da kam die Lerche geflogen, aber nicht zu den Pionen und Tulpen herunter, nein, nieder im Grase zu der armen Gänseblume, die wurde so erschrecken

vor lauter Freude, daß sie gar nicht wußte, was sie denken sollte.

Der kleine Vogel tanzte rings um sie her und sang: „nein, wie ist doch das Gras so weich! und sieh, welche liebliche kleine Blume mit Gold im Herzen und Silber auf dem Kleide!“ Der gelbe Punkt in der Gänseblume sah ja auch aus wie Gold, und die kleinen Blätter rings herum erglänzten silberweiß.

So glücklich wie die kleine Gänseblume war, nein, das kann niemand begreifen! Der Vogel küsste sie mit seinem Schnabel, sang ihr vor und flog dann wieder in die blaue Luft hinauf. Es währte sicher eine ganze viertel Stunde, bevor die Blume sich erholen konnte. Halb beschämt und doch innerlich erfreut sah sie nach den andern Blumen im Garten; sie hatten ja die Ehre und Glückseligkeit, die ihr widerfahren war, gesehen, sie mußten ja begreifen, welche Freude das war; aber die Tulpen standen noch einmal so steif wie früher, und dann waren sie so spitz im Gesicht und so roth, denn sie hatten sich geärgert. Die Pionen waren ganz dickköpfig, hu! es war gut, daß sie nicht sprechen konnten, sonst hätte die Gänseblume eine ordentliche Zurechtweisung bekommen. Die arme kleine Blume konnte wohl sehen, daß sie nicht bei guter Laune waren, und das that ihr so herzlich wehe. Zur selben Zeit kam drinnen im Garten ein Mädchen mit einem großen, scharfen und glänzenden Messer, sie ging gerade durch die Tulpen hin und

schnitt die eine nach der andern ab. „Uh!“ seufzte die kleine Gänseblume‘ „das war ja erschrecklich, nun ist es mit ihnen vorbei!“ Dann ging das Mädchen mit den Tulpen fort. Das Gänseblümchen war froh darüber, daß es draußen im Grase stand und eine kleine arme Blume war; sie fühlte sich so dankbar, und als die Sonne unterging, faltete sie ihre Blätter, schlief ein und träumte die ganze Nacht von der Sonne und dem kleinen Vogel.

Am nächsten Morgen, als die Blume wieder glücklich alle ihre weißen Blätter gerade so wie kleine Arme gegen Luft und Licht ausstreckte, erkannte sie des Vogels Stimme, aber es war so traurig was er sang. Ja, die arme Lerche hatte guten Grund dazu, sie war gefangen worden und saß nun in einem Käfig dicht beim offenen Fenster. Sie besang das freie und glückliche Umherfliegen, sang von dem jungen, grünen Korn auf dem Felde und von der herrlichen Reise, die sie auf ihren Flügeln hoch in die Luft hinauf machen konnte. Der arme Vogel war nicht bei guter Laune, gefangen saß er da im Käfig.

Die kleine Gänseblume wünschte so gern zu helfen. Aber wie sollte sie sich dabei benehmen; ja es war schwer zu erdenken. Sie vergaß völlig, wie schön Alles ringsumher stand, wie warm die Sonne schien, und wie schön weiß ihre Blätter aussahen; ach, sie konnte nur an den gefangenen Vogel denken, für den sie durchaus nicht im Stande war, etwas zu thun.

Zur selben Zeit kamen da zwei kleine Knaben aus dem Garten; der eine von ihnen hatte ein Messer in Händen, groß und scharf wie das, welches das Mädchen hatte, um die Tulpen damit abzuschneiden. Sie gingen gerade auf die kleine Gänseblume zu, die gar nicht begreifen konnte, was sie wollten.

„Hier können wir ein herrliches Rasenstück für die Lerche schneiden!“ sagte der eine Knabe und begann nun die Gänseblume in einem Viereck tief hinein zu schneiden, so daß sie mitten in dem Rasenstück zu stehen kam.

„Reiße die Blume ab!“ sagte der andere Knabe, und das Gänseblümchen zitterte aus Angst, denn abgerissen zu werden, war ja das Leben verlieren, und nun wollte sie so gern leben, da sie mit dem Rasenstück zu der gefangenen Lerche in den Käfig sollte.

„Nein, laß sie sitzen!“ sagte der andere Knabe, „sie putzt so niedlich!“ und so blieb sie sitzen und kam mit in das Bauer zur Lerche.

Aber der arme Vogel klagte laut über seine verlorne Freiheit und schlug mit den Flügeln gegen den Eisendrat im Käfig; die kleine Gänseblume konnte nicht sprechen, kein tröstendes Wort sagen, so gern sie es auch wollte. So verging der ganze Vormittag.

„Hier ist kein Wasser!“ sagte die gefangene Lerche, „sie sind Alle ausgegangen und haben vergessen mir einen Tropfen zum Trinken zu geben. Mein Hals ist trocken und

brennend! es ist Feuer und Eis in mir und die Luft ist so schwer! Ach, ich muß sterben, scheiden vom warmen Sonnenschein, vom frischen Grün, von all der Herrlichkeit, die Gott geschaffen!" Und dann bohrte sie ihren Schnabel in das kühle Rasenstück, um sich dadurch ein wenig zu erfrischen! da fielen ihre Augen auf das Gänseblümchen, und der Vogel nickte ihm zu, küßte es mit dem Schnabel und sagte: „du mußt hier drinnen auch vertrocknen, du arme kleine Blume! Dich und den kleinen Flecken grünen Grases hat man mir für die ganze Welt gegeben, die ich draußen hatte! jeder kleine Grashalm soll mir ein grüner Baum, jedes deiner weißen Blätter eine duftende Blume sein! Ach ihr erzählt mir nur, wie viel ich verloren habe!"

„Wer ihn doch trösten könnte!" dachte die Gänseblume, aber sie konnte kein Blatt bewegen; doch der Duft, der den feinen Blättern entströmte, war weit stärker, als man ihn sonst bei dieser Blume findet; das bemerkte der Vogel auch, und obgleich er vor Durst verschmachtete und in seinem Schmerz die grünen Grashalme abriß, berührte er doch nicht die Blume.

Es wurde Abend, und noch kam Niemand dem armen Vogel einen Wassertropfen zu bringen; da streckte er seine hübschen Flügel aus, schüttelte sie krampfhaft, sein Gesang war ein wehmüthiges Pippip; das kleine Haupt neigte sich der Blume entgegen, und des Vogels Herz brach aus Mangel und Sehnsucht; da konnte die Blume nicht, wie am

vorhergehenden Abend, ihre Blätter zusammen falten und schlafen; sie hing krank und traurig zur Erde nieder.

Erst am nächsten Morgen kamen die Knaben, und als sie den Vogel todt erblickten, weinten sie, weinten viele Thränen und gruben ihm eine niedliches Grab, welches mit Blumenblättern verziert wurde. Des Vogels Leiche kam in eine rothe, schöne Schachtel, königlich sollte er bestattet werden, der arme Vogel! Als er lebte und sang, vergaßen sie ihn, ließen ihn im Käfig sitzen und Mangel leiden, nun bekam er Staat und viele Thränen.

Aber das Rasenstück mit dem Gänseblümchen wurde in den Staub der Landstraße hinausgeworfen, keiner dachte an die, welche doch am meisten für den kleinen Vogel gefühlt hatte und die ihn so gerne trösten wollte!

Das häßliche junge Entlein.

Es war so herrlich draußen auf dem Lande; es war Sommer, das Korn stand gelb, der Hafer grün, das Heu war unten auf den grünen Wiesen in Schobern aufgesetzt, und da ging der Storch auf seinen langen, rothen Beinen und plapperte ägyptisch, denn diese Sprache hatte er von seiner Mutter gelernt. Rings um den Acker und die Wiese waren große Wälder, und mitten in den Wäldern tiefe Seen; ja, es war wirklich herrlich da draußen auf dem Lande! Mitten im Sonnenschein lag dort ein altes Rittergut, von tiefen Kanälen umgeben, und von der Mauer bis zum Wasser herunter wuchsen große Klettenblätter, die so hoch waren, daß kleine Kinder unter den höchsten aufrecht stehen konnten; es war eben so wild darinnen wie im tiefsten Walde, und hier lag eine Ente auf ihrem Neste, welche ihre Jungen ausbrüten mußte, aber es wurde ihr fast zu langweilig, ehe die Jungen kamen, dazu bekam sie selten Besuch; die andern Enten schwammen lieber in den

Kanälen umher, als daß sie hinauf liefen, sich . Klettenblatt zu setzen, um mit ihr zu schnattern.

Endlich borst ein Ei nach dem andern; „piep! piep: sagte es, und alle Eidotter waren lebendig geworden und steckten den Kopf heraus.

„Rapp! rapp!“ sagte sie, und so rappelten sich Alle, was sie konnten, und sahen nach allen Seiten unter den grünen Blättern, und die Mutter ließ sie sehen, so viel sie wollten, denn das Grüne ist gut für die Augen.

„Wie groß ist doch die Welt!“ sagten alle Jungen; denn nun hatten sie freilich ganz anders Platz, als wie sie noch innen im Eie lagen.

„Glaubt Ihr, daß dies die ganze Welt sei?“ sagte die Mutter, „die erstreckt sich noch weit über die andere Seite des Gartens, gerade hinein in des Pfarrers Feld, aber da bin ich noch nie gewesen! — Ihr seid doch Alle beisammen,“ fuhr sie fort, und so stand sie auf, „nein, ich habe nicht alle, das größte Ei liegt noch da; wie lange soll das währen! jetzt bin ich es bald überdrüßig!“ und so legte sie sich wieder.

„Nun, wie geht es?“ sagte eine alte Ente, welche gekommen, um ihr einen Besuch abzustatten.

„Es währt so lange mit dem einen Ei!“ sagte die Ente, die da lag; „es will nicht entzwei gehen; doch blicke nur auf die andern hin, sind sie nicht die niedlichsten Ent-

...n je gesehen? sie gleichen allesammt ihrem ...r Bösewicht kömmt nicht, mich zu besuchen."

„Laßt mich das Ei sehen, welches nicht bersten will!" ...gte die Alte. „Glaube mir, es ist ein Kalekuten=Ei! ich bin auch einmal so angeführt worden, und hatte meine große Sorge und Noth mit den Jungen, denn ihnen ist bange vor dem Wasser! ich konnte sie nicht hinaus bekommen! ich rappte und schnappte, aber es half nichts. — Laß mich das Ei sehen! ja, das ist ein Kalekuten=Ei, laß du das liegen und lehre lieber die andern Kinder schwimmen."

„Ich will doch noch ein Bischen darauf liegen," sagte die Ente; „habe ich nun so lange gelegen, so kann ich die Thiergartenzeit mitliegen."

„Nach Belieben," sagte die alte Ente, und ging von dannen.

Endlich berst das große Ei. „Pip! pip!" sagte das Junge und kroch heraus; es war so groß und häßlich. Die Ente betrachtete es: „Es ist doch ein gewaltig großes Entlein das," sagte sie; „keines von den andern sieht so aus, sollte es doch wohl ein Kalekutisches Küchlein sein? nun da wollen wir bald dahinter kommen, in das Wasser soll es, ob ich es auch selbst hineinstoßen soll."

Am nächsten Tage war ein schönes, herrliches Wetter; die Sonne schien auf alle die grünen Kletten. Die Entleinmutter ging mit ihrer ganzen Familie zu dem

Kanale hinunter; platsch! da sprang sie in das Wasser. „Rapp! rapp!“ sagte sie, und ein Entlein plumpte nach dem andern hinein; das Wasser schlug ihnen über den Kopf zusammen, aber sie kamen gleich wieder empor und schwammen so prächtig; die Beine gingen von selbst, und alle waren sie hinaus, selbst das häßliche, graue Junge schwamm mit.

„Nein, es ist kein Kalekut,“ sagte sie; „sieh, wie herrlich es die Beine gebraucht, wie gerade es sich hält, es ist mein eigenes Kind. Im Grunde ist es doch ganz hübsch, wenn man es nur recht betrachtet; rapp! rapp! — kommt nur mit mir, ich werde euch in die große Welt führen, euch im Entenhofe präsentiren, aber haltet euch immer nahe zu mir, damit keiner auf euch trete, und nehmt euch vor den Katzen in Acht!“

Und so kamen sie zum Entenhofe hinein. Da drinnen war ein schrecklicher Lärmen, denn da waren zwei Familien, die sich um einen Aalkopf bissen, und am Ende bekam ihn doch die Katze.

„Seht, so geht es in der Welt zu!“ sagte die Entleinmutter, und wetzte ihren Schnabel, denn sie wollte auch den Aalkopf haben. „Braucht nur die Beine!“ sagte sie, „seht, daß ihr euch rappeln könnt und neigt euern Hals vor der alten Ente dort; sie ist die Vornehmste von allen hier, sie ist aus spanischem Geblüt, deshalb ist sie so dick, und seht ihr, sie hat einen rothen Lappen um das Bein;

das ist etwas außerordentlich Schönes, und die größte Auszeichnung, welche eine Ente bekommen kann, das bedeutet so viel, daß man sie nicht verlieren will, und daß sie von Thier und Menschen erkannt werden soll! — Rappelt euch! — setzt die Füße nicht einwärts, ein wohlerzogenes Entlein setzt die Füße weit von einander, gerade wie Vater und Mutter; seht so! nun neigt Euern Hals und sagt: rapp."

Und das thaten sie; aber die andern Enten rings umher betrachteten sie und sagten ganz laut: „sieh da! nun sollen wir noch den Anhang haben, als ob wir nicht so schon genug wären, und pfui! wie das eine Entlein aussieht, das wollen wir nicht dulden!" — und sogleich flog eine Ente hin und biß es in den Nacken.

„Laß das sein!" sagte die Mutter, „es thut ja Niemandem etwas."

„Ja, aber es ist zu groß und ungewöhnlich," sagte die beißende Ente, „und deshalb muß es gepufft werden."

„Es sind hübsche Kinder, welche Mutter hat," sagte die alte Ente mit dem Lappen um das Bein, „Allzusammen schön, bis auf das eine, das ist nicht geglückt; ich wollte wünschen, daß sie es umarbeiten könnte."

„Das geht nicht, Ihro Gnaden," sagte die Entleinmutter, „es ist nicht hübsch, aber es ist ein innerlich gutes Gemüth und schwimmt so herrlich wie Eines von den andern, ja, ich darf sagen, noch etwas besser; ich denke, es

wird sich hübsch herauswachsen und mit der Zeit etwas kleiner werden, es hat zu lange in dem Eie gelegen, und deshalb nicht die rechte Gestalt bekommen!" Und so zupfte sie es im Nacken und glättete das Gefieder. „Es ist überdies ein Entrich," sagte sie, „und darum macht es nicht so viel aus. Ich denke, er wird gute Kräfte bekommen, er schlägt sich schon durch."

„Die andern Entlein sind niedlich," sagte die Alte, „thut nun, als ob ihr zu Hause wäret, und findet ihr einen Aalkopf, so könnt ihr mir ihn bringen."

Und so waren sie wie zu Hause.

Aber das arme Entlein, welches zuletzt aus dem Ei gekrochen war und so häßlich aussah, wurde gebissen, gestoßen und zum Besten gehalten, und das sowohl von den Enten, wie von den Hühnern. „Es ist zu groß," sagten allesammt, und der kalekutische Hahn, welcher mit Sporen zur Welt gekommen war und deshalb glaubte, daß er Kaiser sei, blies sich wie ein Fahrzeug mit vollen Segeln auf, ging gerade auf dasselbe los, und dann [illegible]llerte er und wurde ganz roth am Kopfe. Das arme Entlein wußte weder, wo es stehen noch gehen sollte, [illegible] war so betrübt, weil es so häßlich aussah und zum Spott des ganzen Entenhofes diente.

So ging es den ersten Tag, und später wurde es schlimmer und schlimmer. Das arme Entlein wurde von Allen gejagt, selbst seine Geschwister waren so böse gegen

dasselbe und sagten immer: „wenn die Katze dich nur fangen möchte, du häßliches Geschöpf!" und die Mutter sagte: „wenn du nur weit fort wärest!" und die Enten bissen es, und die Hühner schlugen es, und das Mädchen, welches die Thiere füttern sollte, stieß mit dem Fuße danach.

Da lief und flog es über das Gehege; die kleinen Vögel in den Büschen flogen erschrocken auf: „das geschieht, weil ich so häßlich bin," dachte das Entlein und schloß die Augen, lief aber gleichwohl weiter; so kam es hinaus zu dem großen Moor, wo die wilden Enten wohnten. Hier lag es die ganze Nacht, es war so müde und kummervoll.

Am Morgen flogen die wilden Enten auf, und sie betrachteten den neuen Kameraden; „was bist du für Einer?" fragten sie, und das Entlein wendete sich nach allen Seiten und grüßte so gut es konnte.

„Du bist außerordentlich häßlich!" sagten die wilden Enten, „aber das kann uns gleich sein, wenn du dich nur nicht in unsere Familie hineinheirathest." — Das Arme, es dachte wahrlich nicht daran, sich zu verheirathen, durfte es nur die Erlaubniß haben, im Schilfe zu liegen und etwas Moorwasser zu trinken.

So lag es ganze zwei Tage, da kamen zwei wilde Gänse, oder richtiger, wilde Gänseriche dorthin, denn es waren zwei Hähne; es war noch nicht lange her, daß sie aus dem Ei gekrochen waren, und deshalb waren sie auch so keck.

„Höre Kamerad," sagten sie, „du bist so häßlich, daß ich dich gut leiden mag; willst du mitziehen und Zugvogel sein? Hier nahebei in einem andern Moore giebt es einige süße, liebliche wilde Gänse, allezusammen Fräuleins, die da „rapp!" sagen können, du bist im Stande, dein Glück zu machen, so häßlich du auch bist!" — —

„Piff! paff!" ertönte es zugleich, und beide wilden Gänseriche fielen todt in das Schilf nieder, und das Wasser wurde blutroth; — „piff! paff!" erscholl es wieder, und ganze Schaaren wilder Gänse flogen aus dem Schilfe auf, und dann knallte es wieder. Es war große Jagd, die Jäger lagen rings um den Moor herum, ja, einige saßen oben in den Baumzweigen, welche sich weit über das Schilf hinstreckten; der blaue Dampf zog gleich Wolken in die dunkeln Bäume hinein und ging weit über das Wasser hin; zum Moore kamen die Jagdhunde, platsch, platsch; das Schilf und Rohr neigte sich nach allen Seiten. Das war ein Schreck für das arme Entlein, es wendete den Kopf, um ihn unter den Flügel zu stecken, und im selben Augenblicke stand ein fürchterlich großer Hund dicht bei dem Entlein, die Zunge hing ihm lang aus dem Halse heraus, und die Augen leuchteten gräulich häßlich; er streckte seinen Rachen dem Entlein gerade entgegen, zeigte ihm die scharfen Zähne — — und platsch, platsch! ging er wieder, ohne es zu nehmen.

„O Gott sei Dank!“ seufzte das Entlein, ich bin so häßlich, daß mich selbst der Hund nicht beißen mag!“

Und so lag es ganz stille, während der Hagel durch das Schilf sauste, und es Schuß auf Schuß knallte.

Erst spät am Tage wurde es stille, aber das arme Junge wagte noch nicht, sich zu erheben, es wartete noch mehrere Stunden, bevor es sich umsah, und dann eilte es fort aus dem Moore, so schnell es konnte; es lief über Feld und Wiese, es war ein Sturm, so daß es ihm schwer wurde von der Stelle zu kommen.

Gegen Abend erreichte es eine arme kleine Bauernhütte; die war so baufällig, daß sie selbst nicht wußte, nach welcher Seite sie fallen wollte, und darum blieb sie stehen. Der Sturm umsauste das Entlein so, daß es sich niedersetzen mußte, um sich dagegen zu stämmen; und es wurde schlimmer und schlimmer; da bemerkte es, daß die Thür aus der einen Hespe gegangen war, und so schief hing, das es durch die Oeffnung in die Stube hineinschlüpfen konnte, und das that es.

Hier wohnte eine alte Frau mit ihrer Katze und ihrem Huhne, und die Katze, welche sie Söhnchen nannte, konnte einen Buckel machen und spinnen, sie sprühte sogar Funken, aber dann mußte man sie gegen die Haare streicheln; das Huhn hatte ganz kleine niedrige Beine, und deßhalb wurde es Küchelchen-Kurzfuß genannt; es legte gute Eier, und die Frau liebte es, wie ihr eigenes Kind.

Am Morgen bemerkte man sogleich das fremde Entlein, und die Katze begann zu spinnen und das Huhn zu glucken.

„Was ist das?“ sagte die Frau, und sah sich ringsum, aber sie sah nicht gut, und so glaubte sie, daß das Entlein eine fette Ente sei, die sich verirrt habe. „Das ist ja ein seltner Fang!“ sagte sie, „nun kann ich Enten-Eier bekommen, wenn es nur kein Enterich ist! das müssen wir erproben!“

Und so wurde das Entlein für drei Wochen auf Probe angenommen, aber da kamen keine Eier. Und die Katze war Herr im Hause und das Huhn war die Dame, und immer sagten sie: „Wir und die Welt!“ denn sie glaubten, daß sie die Hälfte seien, und zwar der allerbeste Theil. Das Entlein glaubte, daß man auch eine andere Meinung haben könne, aber das litt das Huhn nicht.

„Kannst du Eier legen? fragte es.

„Nein!“

„So wirst du deinen Mund halten!“

Und die Katze sagte: „Kannst du einen krummen Buckel machen, spinnen und Funken sprühen?“

„Nein!“

„So darfst du auch keine Meinung haben, wenn vernünftige Leute sprechen!“

Und das Entlein saß im Winkel und war in schlechter Laune; da fiel es ihm ein, an die frische Luft und den

Sonnenschein zu denken; es bekam solche sonderbare Lust auf dem Wasser zu schwimmen, daß es nicht unterlassen konnte, dies der Henne zu sagen.

„Was fehlt dir?“ fragte sie. „Du hast nichts zu thun, deßhalb bekömmst du die Grillen! Lege Eier oder spinne, so gehen sie vorüber.“

„Aber es ist so schön auf dem Wasser zu schwimmen!“ sagte das Entlein, „so herrlich, es über den Kopf zu bekommen und auf den Grund niederzutauchen!“

„Ja das ist ein großes Vergnügen!“ sagte die Henne, „du bist wohl verrückt geworden! Frage die Katze danach, sie ist die klügste, die ich kenne, ob sie es liebt auf dem Wasser zu schwimmen oder unter zu tauchen? ich will nicht von mir sprechen. — Frage selbst unsere Herrschaft, die alte Frau, klüger als sie ist Niemand auf der Welt! glaubst du, daß sie Lust hat zu schwimmen und Wasser über den Kopf zu bekommen?“

„Ihr versteht mich nicht!“ sagte das Entlein.

„Wir verstehen dich nicht? wer soll dich denn verstehen können! Du wirst doch wohl nicht klüger sein wollen, als die Katze und die Frau, mich will ich nicht erwähnen! Bilde dir nichts ein, Kind! und danke deinem Schöpfer für all' das Gute, was man dir erwiesen! Bist du nicht in eine warme Stube gekommen und hast einen Umgang, von dem du Etwas lernen kannst? Aber du bist ein Schwätzer, und es ist nicht erfreulich mit dir umzuge=

hen! mir kannst du glauben! ich meine es gut mit dir, ich sage dir Unannehmlichkeiten, und daran kann man seine wahren Freunde erkennen! Sieh nun zu, daß du Eier legst oder spinnen und Funken sprühen lernst!"

„Ich glaube, ich gehe hinaus in die weite Welt!" sagte das Entlein.

„Ja thue das!" sagte das Huhn.

Und so ging das Entlein; es schwamm auf dem Wasser, es tauchte unter, aber von allen Thieren wurde es wegen seiner Häßlichkeit übersehen.

Nun trat der Herbst ein, die Blätter im Walde wurden gelb und braun, der Wind riß sie ab, so daß sie umher tanzten, und oben in der Luft war es sehr kalt, die Wolken hingen schwer mit Hagel und Schneeflocken, und auf dem Zaun stand der Rabe und schrie „au! au!" aus lauter Kälte; ja man konnte ordentlich frieren, wenn man daran dachte; das arme Entlein hatte es wahrlich nicht gut. Eines Abends, die Sonne ging so schön unter, kam ein ganzer Schwarm herrlicher großer Vögel aus dem Busche; das Entlein hatte solche nie so schön gesehen, sie waren ganz blendend weiß mit langen, geschmeidigen Hälsen; es waren Schwäne, sie stießen einen ganz eigenthümlichen Ton aus, breiteten ihre prächtigen, langen Flügel aus, und flogen von der kalten Gegend fort nach wärmeren Ländern, nach offenen Seen! sie stiegen so hoch, so hoch, und dem häßlichen kleinen Entlein wurde so sonderbar zu Muthe;

es drehte sich im Wasser wie ein Rad rund herum, streckte den Hals hoch in die Luft nach ihnen aus, stieß einen so lauten und sonderbaren Schrei aus, daß es sich selbst davor fürchtete. O, es konnte die schönen, die glücklichen Vögel nicht vergessen, und sobald es sie nicht mehr erblickte, tauchte es gerade bis auf den Grund, und als es wieder herauskam, war es gerade wie außer sich. Es wußte nicht, wie die Vögel hießen, nicht wohin sie flogen, aber doch war es ihnen gut, wie es nie Jemandem gewesen; es beneidete sie durchaus nicht, wie konnte es ihm einfallen, sich solche Lieblichkeit zu wünschen, es wollte schon froh sein, wenn die Enten es nur unter sich geduldet hätten! — das arme häßliche Thier!

Und der Winter wurde so kalt, so kalt; das Entlein mußte im Wasser herumschwimmen, um das völlige Zufrieren desselben zu verhindern; aber in jeder Nacht wurde das Loch, worin es schwamm, kleiner und kleiner; es fror, so daß es in der Eisdecke knackte; das Entlein mußte fortwährend die Beine gebrauchen, damit das Wasser sich nicht schloß; zuletzt wurde es matt, lag ganz stille und fror so im Eise fest.

Des Morgens früh kam da ein Landmann, der dies sah, ging hinaus und schlug mit seinem Holzschuh das Eis in Stücke und trug das Entlein heim zu seiner Frau. Da wurde es wieder belebt.

Die Kinder wollten mit demselben spielen, aber das

Entlein glaubte, sie wollten ihm etwas zu Leide thun, und fuhr in der Angst gerade in den Milchnapf hinein, so daß die Milch in die Stube hinaus spritzte· die Frau schrie, schlug die Hände zusammen, worauf es in das Butterfaß, dann hinunter in die Mehltonne und so wieder aufflog; na, wie sah es da aus! Die Frau schrie und schlug mit der Feuerzange danach, die Kinder liefen einander über den Haufen, um das Entlein zu fangen; sie lachten und schrieen! — gut war es, daß die Thür aufstand, und es zwischen die Reiser in den frischgefallenen Schnee schlüpfen konnte, — da lag es, ganz ermattet.

Aber all' die Noth und das Elend, welches das Entlein in dem harten Winter erdulden mußte, zu erzählen, würde zu trübe sein — — es lag im Moore zwischen dem Rohre, als die Sonne wieder warm zu scheinen begann; die Lerchen sangen — es war herrliches Frühjahr.

Da konnte auf einmal das Entlein seine Flügel schwingen, sie brausten stärker als früher und trugen es kräftig davon; und ehe dasselbe es recht wußte, befand es sich in einem großen Garten, wo die Aepfelbäume in Blüthe standen, wo der Flieder duftete und seine langen, grünen Zweige gerade bis zu den gekrümmten Kanälen hinunter neigte. O hier war es so schön, so frühjahrsfrisch! und gerade vorne aus dem Dickichte kamen drei prächtige, weiße Schwäne; sie brausten mit den Federn und schwammen so leicht auf dem Wasser. Das Entlein kannte die prächtigen Thiere

und wurde von einer eigenthümlichen Traurigkeit befangen.

„Ich will zu ihnen hinfliegen, zu den königlichen Vögeln! und sie werden mich todtschlagen, weil ich, da ich so häßlich bin, mich ihnen zu nähern wage; aber das ist gleichviel! besser von ihnen getödtet, als von den Enten gezwackt, von den Hühnern geschlagen, von dem Mädchen, welches den Hühnerhof hütet, gestoßen zu werden und im Winter Mangel zu leiden!" Und es flog hinaus in das Wasser und schwamm den prächtigen Schwänen entgegen; diese erblickten es und schossen mit brausenden Federn auf dasselbe los. „Tödtet mich nur!" sagte das arme Thier, und neigte seinen Kopf der Wasserfläche zu und erwartete den Tod, — aber was erblickte es in dem klaren Wasser? es sah sein eigenes Bild unter sich, das kein plumper, schwarzgrauer Vogel mehr, häßlich und garstig, sondern selbst ein Schwan war.

Es schadet nichts, in einem Entenhofe geboren zu sein, wenn man nur in einem Schwanenei gelegen hat!

Es fühlte sich ordentlich erfreut über all' die Noth und die Drangsal, welche es erduldet; nun erkannte es erst recht sein Glück an all' der Herrlichkeit, die es begrüßte. — Und die großen Schwäne umschwammen es und streichelten es mit dem Schnabel.

Im Garten kamen da einige kleine Kinder, die warfen Brod und Korn in das Wasser, und das kleinste rief:

„Da ist ein neuer!" und die andern Kinder jubelten mit: „ja, es ist ein neuer angekommen!" und sie klatschten mit den Händen und tanzten umher; liefen zu dem Vater und der Mutter, und es wurde Brot und Kuchen in das Wasser geworfen, und sie sagten Alle: Der neue ist der schönste! so jung und so prächtig!" und die alten Schwäne neigten sich vor ihm.

Da fühlte er sich so beschämt und steckte den Kopf unter seine Flügel; er wußte selbst nicht, was er beginnen sollte, er war allzu glücklich, aber durchaus nicht stolz, denn ein gutes Herz wird nie stolz! er dachte daran, wie er verfolgt und verhöhnt worden war, und hörte nun Alle sagen, daß er der schönste aller schönen Vögel sei; selbst der Flieder bog sich mit den Zweigen gerade zu ihm in das Wasser hinunter, und die Sonne schien so warm und so mild, da braußten seine Federn, der schlanke Hals hob sich, und aus vollem Herzen jubelte er: „So viel Glück habe ich mir nicht träumen lassen, als ich noch das häßliche Entlein war!"

Der standhafte Zinnsoldat.

Es waren einmal fünf und zwanzig Zinnsoldaten, die waren alle Brüder, denn sie waren von einem alten zinnernen Löffel geboren worden. Das Gewehr hielten sie im Arm und das Gesicht gerade aus; roth und blau, noch so herrlich war die Uniform; das Allererste, was sie in dieser Welt hörten, als der Deckel von der Schachtel genommen wurde, in der sie lagen, war das Wort: „Zinnsoldaten!“ Das rief ein kleiner Knabe und klatschte in den Händen; er hatte sie erhalten, denn es war sein Geburtstag, und stellte sie nun auf dem Tische auf. Der eine Soldat glich dem andern leibhaftig, nur ein einziger war etwas verschieden; er hatte nur ein Bein, denn er war zuletzt gegossen worden, und da war nicht Zinn genug; doch stand er eben so fest auf seinem einen, als die andern auf ihren zweien, und gerade er ist es, der sich bemerkbar macht.

Auf dem Tische, auf welchen sie aufgestellt wurden, stand vieles andere Spielzeug; aber das was am mehrsten in die Augen fiel, war ein niedliches Schloß von Papier.

Durch die kleinen Fenster konnte man gerade in die Säle hinein sehen. Draussen vor standen kleine Bäume, rings um einen kleinen Spiegel, der wie ein kleiner See aussehen sollte. Schwäne von Wachs schwammen darauf und spiegelten sich. Das war alles niedlich, aber das Niedlichste war doch ein kleines Mädchen, die mitten in der offenen Schloßthüre stand; sie war auch aus Papier ausgeschnitten, aber sie hatte einen Rock vom klarsten Linon an und ein kleines schmales blaues Band über die Schultern gerade wie ein Gewand; mitten in diesem saß eine glänzende Pailette, gerade so groß wie ihr ganzes Gesicht. Das kleine Mädchen streckte ihre beiden Arme aus, denn sie war eine Tänzerin, und dann hob sie das eine Bein so hoch empor, daß der Zinnsoldat es durchaus nicht finden konnte und glaubte, daß sie gerade wie er nur ein Bein habe.

„Das wäre eine Frau für mich!" dachte er; „aber sie ist etwas vornehm, sie wohnt in einem Schlosse, ich habe nur eine Schachtel, und da sind wir fünf und zwanzig darin, das ist kein Ort für sie! doch ich muß suchen Bekanntschaft zu machen!" und dann legte er sich so lang er war hinter einer Schnupftabacksdose, welche auf dem Tische stand; da konnte er recht die kleine feine Dame betrachten, die fortfuhr auf einem Bein zu stehen ohne aus der Balance zu kommen.

Als es Abend wurde, kamen alle die anderen Zinn-

soldaten in ihre Schachtel und die Leute im Hause gingen zu Bette. Nun fing das Spielzeug an zu spielen, sowohl es kommen Fremde, als auch Krieg führen und Ball geben; die Zinnsoldaten rasselten in der Schachtel, denn sie wollten mit dabei sein, aber sie konnten den Deckel nicht abbekommen. Der Nußknacker schoß kobolz, und der Griffel belustigte sich auf der Tafel; es war ein Lärm, daß der Kanarienvogel davon erwachte und anfing mitzusprechen, und zwar in Versen. Die beiden einzigen, die sich nicht von der Stelle bewegten, war der Zinnsoldat und die Tänzerin; sie hielt sich so gerade auf der Zehenspitze und beide Arme ausgestreckt; er war eben so standhaft auf seinem einen Beine, seine Augen verwandte er keinen Augenblick von ihr.

Nun schlug die Uhr zwölf, und klatsch, da sprang der Deckel von der Schnupftabacksdose, aber da war kein Taback darin, nein, sondern ein kleiner schwarzer Kobold, das war so ein Kunststück.

„Zinnsoldat!“ sagte der Kobold, „willst du deine Augen bei dir behalten?“

Aber der Zinnsoldat that als ob er es nicht hörte.

„Ja warte nur bis morgen!“ sagte der Kobold.

Als es nun Morgen wurde, und die Kinder aufstanden, wurde der Zinnsoldat in das Fenster gestellt, und entweder war es nun der Kobold oder der Zugwind, auf einmal flog das Fenster auf und der Soldat ging über Kopf von der dritten Etage hinunter. Das war eine erschreckliche

Fahrt, er wendete das Bein gerade in die Höhe und blieb auf dem Tschako mit dem Bajonet abwärts zwischen den Pflastersteinen stehen.

Das Dienstmädchen und der kleine Knabe kamen sogleich hinunter, um zu suchen; aber obgleich sie nahe daran waren auf ihn zu treten, so konnten sie ihn doch nicht erblicken. Hätte der Zinnsoldat gerufen: hier bin ich! so hätten sie ihn wohl gefunden, aber er fand es nicht für passend laut zu schreien, weil er in Uniform war.

Nun fing es an zu regnen, der eine Tropfen fiel dichter als der andere, es ward ein ordentlicher Guß; als der vorbei war, kamen da zwei Straßenbuben.

„Sieh du!" sagte der eine, „da liegt ein Zinnsoldat! der soll hinaus und segeln!"

Und da machten sie ein Boot von einer Zeitung, setzten den Soldaten mitten in dasselbe, und nun segelte er den Rinnstein hinunter; beide Knaben liefen zur Seite und klatschten in die Hände. Gott bewahre uns! was schlugen da für Wellen in dem Rinnsteine, und welcher Strom war da; ja der Regen hatte da auch geströmt. Das Papierboot schaukelte auf und nieder, und mitunter drehte es sich so geschwinde, daß es im Zinnsoldaten bebte; aber er blieb standhaft, veränderte keine Miene, sah gerade aus und hielt das Gewehr im Arm.

Mit einem Mal trieb das Boot unter eine lange

Rinnstein-Brücke; da wurde es gerade so dunkel, als wäre er in seiner Schachtel.

„Wo mag ich nun hinkommen," dachte er, „ja, ja, das ist des Kobold Schuld! Ach säße doch das kleine Mädchen hier im Boote, da möchte es hier gern noch einmal so dunkel sein!"

Da kam plötzlich eine große Wasserratte, welche unter der Rinnstein-Brücke wohnte.

„Hast du einen Paß?" frug die Ratte. „Her mit dem Passe!"

Aber der Zinnsoldat schwieg still und hielt das Gewehr noch fester.

Das Boot fuhr davon und die Ratte hinterher. Hu! wie fletschte sie die Zähne, und rief den Holzspähnen und dem Stroh zu:

„Halt ihn! halt ihn! er hat keinen Zoll bezahlt; er hat den Paß nicht gezeigt!

Aber die Strömung wurde stärker und stärker! der Zinnsoldat konnte schon, da wo das Brett aufhörte, den hellen Tag erblicken, aber er hörte auch einen brausenden Ton, der wohl einen tapfern Mann erschrecken konnte; denke nur, der Rinnstein stürzte, wo die Brücke endete, gerade hinaus in einen großen Kanal; das würde für ihn eben so gefährlich gewesen sein, als für uns einen großen Wasserfall hinunter zu fahren.

Nun war er schon so nahe dabei, daß er nicht mehr

anhalten konnte. Das Boot fuhr hinaus, der arme Zinnsoldat hielt sich so steif wie er konnte, Niemand sollte ihm nachsagen, daß er mit den Augen blinke. Das Boot schnurrte drei, vier Mal herum, und war bis zum Rande mit Wasser gefüllt, es mußte sinken; der Zinnsoldat stand bis zum Halse im Wasser, und tiefer und tiefer sank das Boot, mehr und mehr löste das Papier sich auf; nun ging das Wasser über des Soldaten Kopf, — da dachte er an die kleine niedliche Tänzerin, die er nie mehr zu Gesicht bekommen sollte; und es klang vor des Zinnsoldaten Ohren:

„Fahre, fahre, Kriegsmann!
den Tod mußt du erleiden!"

Nun ging das Papier entzwei, und der Zinnsoldat stürzte hindurch — wurde aber augenblicklich von einem großen Fisch verschlungen.

Nein, wie war es dunkel dadrinnen! da war es noch schlimmer, als unter der Rinnstein-Brücke, und dann war es da so enge; aber der Zinnsoldat war standhaft, und lag so lang er war mit dem Gewehre im Arm. —

Der Fisch fuhr umher, er machte die allererschrecklichsten Bewegungen; endlich wurde er ganz stille, es fuhr wie ein Blitzstrahl durch ihn hin. Das Licht schien ganz klar und Jemand rief laut: „der Zinnsoldat!" Der Fisch war gefangen worden, auf den Markt gebracht, verkauft und war in die Küche hinauf gekommen, wo die Köchin

ihn mit einem großen Messer aufschnitt. Sie nahm m
ihren beiden Fingern den Soldaten mitten um den Le
und trug ihn in die Stube hinein, wo Allesammt solch
merkwürdigen Mann sehen wollten, der im Magen ein
Fisches herumgereist war; aber der Zinnsoldat war g
nicht stolz. Sie stellten ihn auf den Tisch auf und da –
nein, wie sonderbar kann es doch in der Welt zugehen
der Zinnsoldat war in derselben Stube, in der er früher ge
wesen war, er sah dieselben Kinder und dasselbe Spielzeu
stand auf dem Tische; das herrliche Schloß mit der nied
lichen kleinen Tänzerin; sie hielt sich noch auf dem einen
Bein und hatte das andere hoch in der Luft, sie war auch
standhaft; das rührte den Zinnsoldaten, er war nahe daran
Zinn zu weinen, aber es paßte sich nicht. Er sah sie an,
und sie sah ihn an, aber sie sagten gar nichts.

Da nahm der eine der kleinen Knaben den Soldaten
und warf ihn gerade in den Ofen, und er gab gar keinen
Grund dafür an; es war sicher der Kobold in der Dose,
der Schuld daran war.

Der Zinnsoldat stand ganz beleuchtet da und fühlte
eine Hitze die erschrecklich war, aber ob es von dem wirk-
lichen Feuer, oder aus Liebe war, das wußte er nicht. Die
Farben waren rein von ihm abgegangen, ob das auf der
Reise geschehen oder ob der Kummer daran Schuld war, konnte
Niemand sagen. Er sah das kleine Mädchen an, sie blickte
ihn an, und er fühlte das er schmelze, aber noch stand er

standhaft mit dem Gewehre im Arm. Da ging dort eine Thür auf, der Wind ergriff die Tänzerin und sie flog einer Sylphide gleich, gerade in den Ofen zum Zinnsoldaten, loderte in Flammen auf und war fort; da schmolz der Zinnsoldat zu einem Klumpen, und als das Mädchen am folgenden Tage die Asche herausnahm, fand sie ihn als ein kleines Zinnherz; von der Tänzerin hingegen war nur die Paillette da, und die war kohlschwarz gebrannt.

Der kleinen Ida Blumen

„Meine arme Blumen sind ganz verwelkt!“ sagte die kleine Ida. „Sie waren so schön gestern Abend, und nun hängen alle Blätter vertrocknet da! Weshalb thun sie das?“ frug sie den Studenten, der im Sopha saß, denn sie mochte ihn sehr gern leiden, er wußte die allerschönsten Geschichten und schnitt so belustigende Bilder aus: Herze mit kleinen Damen darin, welche tanzten; Blumen und große Schlösser, woran man die Thüren öffnen konnte; es war ein munterer Student! „Weshalb sehn die Blumen heut so jämmerlich aus?“ frug sie wieder, und zeigte ihm ein ganzes Bouquet, welches ganz vertrocknet war.

„Ja weißt du, was ihnen fehlt?“ sagte der Student. „Die Blumen sind diese Nacht zu Ball gewesen, und deßhalb hängen sie mit den Köpfen.

„Aber die Blumen können ja nicht tanzen!“ sagte die kleine Ida.

„Ja,“ sagte der Student, „wenn es dunkel wird und

wir andern schlafen, dann springen sie lustig umher; fast jede Nacht halten sie Ball."

„Können keine Kinder mit auf diesen Ball kommen?"

„Ja," sagte der Student, „ganz kleine Gänseblümchen und Lilienconvallen."

„Wo tanzen die schönsten Blumen?" fragte die kleine Ida.

„Bist du nicht oft außerhalb des Thores bei dem großen Schlosse gewesen, wo der König im Sommer wohnt, wo der herrliche Garten mit den vielen Blumen ist? Du hast ja die Schwäne gesehen, welche zu dir hinschwimmen, wenn du ihnen Brodkrumen geben willst. Glaube mir, da draussen ist großer Ball."

Ich war gestern mit meiner Mutter da draussen im Garten!" sagte Ida, „aber alle Blätter waren von den Bäumen, und da waren durchaus keine Blumen mehr! wo sind sie? Im Sommer sah ich so viele!"

„Sie sind drinnen im Schlosse!" sagte der Student. „Wisse, sobald der König und alle Hofleute zur Stadt ziehen, dann laufen die Blumen gleich aus dem Garten auf das Schloß und sind lustig. Das solltest du sehen. Die beiden allerschönsten Rosen setzen sich auf den Thron, und dann sind sie König und Königin, alle die rothen Hahnenkämme stellen sich zu beiden Seiten auf, und stehen und verbeugen sich, sie sind Kammerjunker. — Dann kommen alle die niedlichsten Blumen, und dann ist da großer Ball;

die blauen Veilchen stellen kleine Seekadetten vor, si zen mit Hyazinthen und Krokus, welche sie Fräulein n die Tulpen und die großen Brandlilien, das sind alte men, die passen auf, daß hübsch getanzt wird, und d hübsch ordentlich zugeht!"

„Aber," frug die kleine Ida, „ist da Niemand den Blumen etwas zu Leide thut, weil sie auf des K Schloß tanzen?"

„Es weiß eigentlich Niemand so recht darum!" der Student. „Zuweilen kömmt freilich in der Nach alte Schloßverwalter, welcher dort draußen aufpassen er hat ein großes Bund Schlüssel mit sich, aber sobal Blumen die Schlüssel rasseln hören, sind sie ganz verstecken sich hinter den langen Gardinen und stecken Kopf hervor. „Ich rieche, daß hier Blumen sind," der alte Schloßverwalter, aber er kann sie nicht sehen."

„Das ist lustig!" sagte die kleine Ida und kla in die Hände. „Aber würde ich die Blumen auch sehen können?"

„Ja," sagte der Student, „denke nur daran wenn wieder hinauskömmst, daß du in das Fenster siehst, so du sie schon gewahr werden. Das that ich heute, da eine lange gelbe Lilie im Sopha und streckte sich, das eine Hofdame!"

„Können auch die Blumen im botanischen Garten hinaus kommen? Können sie den weiten Weg machen?

„Ja, gewiß!“ sagte der Student, „denn wenn sie wollten, so könnten sie fliegen. Hast du nicht die schönen Schmetterlinge gesehen, die rothen, gelben und weißen, die sehen fast aus wie Blumen, das sind sie auch gewesen; sie sind vom Stengel ab hoch in die Luft geflogen, und haben da mit den Blättern geschlagen, als wenn es kleine Flügel wären, und da flogen sie; und da sie sich gut aufführten, bekamen sie die Erlaubniß auch bei Tage herum zu fliegen, brauchten nicht nach Hause, und stille auf dem Stiel zu sitzen, und da wurden die Blätter am Ende zu wirklichen Flügeln. Das hast du ja selbst gesehen! Es kann übrigens gern sein, daß die Blumen im botanischen Garten noch nie im Schlosse des Königs gewesen sind, oder wissen, daß es dort des Nachts so munter hergeht. Deßhalb will ich dir etwas sagen; so wird er recht erstaunen, der botanische Professor, welcher hier neben an wohnt, du kennst ihn ja wohl? Wenn du in seinen Garten kömmst, mußt du einer der Blumen erzählen, daß draussen auf dem Schlosse großer Ball ist, dann sagt diese es allen andern wieder, und dann fliegen sie fort; kommt dann der Professor in den Garten hinaus, so ist nicht eine einzige Blume da, und er kann gar nicht begreifen, wo sie geblieben sind.“

„Aber wie kann die Blume es den andern erzählen? die Blumen können ja nicht sprechen!“

„Nein, das können sie freilich nicht!“ erwiederte der Student, „aber dann machen sie Pantominen! Hast du

nicht oft gesehen, daß wenn es ein wenig weht, die Bl
men sich beugen, und alle die grünen Blätter bewegen, d
ist eben so deutlich, als ob sie sprächen!"

„Kann der Professor denn die Pantomime verstehen
frug Ida.

„Ja, sicherlich! Er kam eines Morgens in sein
Garten und sah eine große Brennessel stehen und mit ihr
Blättern einer schönen rothen Nelke Pantomime mache
sie sagte, du bist so niedlich und ich bin dir so gut; ab
dergleichen kann der Professor nicht leiden, und schlug s
gleich die Brennessel über die Blätter, denn das sind ih
Finger, aber da brannte er sich, und seit der Zeit wagt
es nicht eine Brennessel anzurühren."

„Das ist lustig!" sagte die kleine Ida und lachte.

„Wie kann man einem Kinde so etwas einbilden
sagte der langweilige Kanzeleirath, welcher zum Besuch g
kommen war und im Sopha saß; er konnte den Studen
ten gar nicht leiden und brummte immer, wenn er ihn d
possirlichen, muntern Bilder ausschneiden sah: bald war
ein Mann, der an einem Galgen hing und ein Herz in d
Hand hielt, denn er war ein Herzendieb, bald eine al
Hexe, welche auf einem Besen ritt und ihren Mann a
der Nase hatte; das konnte der Kanzeleirath nicht leiden
und dann sagte er, gerade wie jetzt, „wie kann man einem
Kinde so etwas einbilden! das ist die dumme Phan
asie!"

Aber der kleinen Ida schien es doch recht drollig zu sein, was der Student von ihren Blumen erzählte, und sie dachte viel daran. Die Blumen hingen mit den Köpfen, denn sie waren müde die ganze Nacht getanzt zu haben, sie waren sicher krank. Da ging sie mit ihnen zu ihrem andern Spielzeug, welches auf einem niedlichen kleinen Tische stand, und das ganze Schubfach war voller schöner Sachen. Im Puppenbette lag ihre Puppe, Sophie, und schlief, aber die kleine Ida sagte ihr: „du mußt wirklich aufstehen, Sophie, und damit zufrieden sein diese Nacht im Schiebkasten zu liegen, die armen Blumen sind krank, und da müssen sie in deinem Bette liegen, vielleicht werden sie dann wieder munter!" Und da nahm sie die Puppe auf, aber die sah so verdrießlich aus und sagte nicht ein einziges Wort, denn sie war ärgerlich, weil sie ihr Bett nicht behalten konnte.

Dann legte Ida die Blumen in das Puppenbett, zog die kleine Decke ganz über sie herauf und sagte, nun möchten sie hübsch still liegen, so wolle sie ihnen Thee kochen, damit sie wieder munter würden und morgen aufstehen könnten, und sie zog die Gardinen dicht um das kleine Bett zusammen, damit die Sonne ihnen nicht in die Augen schiene.

Den ganzen Abend hindurch konnte sie nicht unterlassen daran zu denken, was ihr der Student erzählt hatte, und als sie nun selbst zu Bette sollte, mußte sie erst hinter

die Gardinen sehen, welche vor den Fenstern herab hingen, wo ihrer Mutter herrliche Blumen standen, sowohl Hyazinthen wie Tulpen, und da flüsterte sie ganz leise: „Ich weiß wohl, ihr sollt diese Nacht zu Ball! aber die Blumen thaten, als ob sie nichts verständen und rührten kein Blatt, allein die kleine Ida wußte doch was sie wußte.

Als sie zu Bette gekommen war, lag sie lange und dachte daran, wie hübsch es sein müsse die schönen Blumen draußen im Schlosse des Königs tanzen zu sehen. „Ob meine Blumen wirklich mitgewesen sein mögen?" Aber dann schlief sie ein. In der Nacht erwachte sie wieder, sie hatte von den Blumen und dem Studenten, den der Kanzelleirath gescholten und gejagt hatte, er wolle ihr etwas einbilden, geträumt. Es war ganz stille in der Schlafstube, wo Ida lag; die Nachtlampe brannte auf dem Tische, und Vater und Mutter schliefen.

„Ob meine Blumen nun wohl in Sophies Bett liegen?" sagte sie bei sich selbst, „wie gern möchte ich es doch wissen!" Sie erhob sich ein wenig und blickte nach der Thür, welche angelehnt stand, drinnen lagen die Blumen und all ihr Spielzeug. Sie horchte, und da kam es ihr vor als höre sie, daß drinnen in der Stube auf dem Klavier gespielt würde, aber ganz leise, und so hübsch, wie sie es nie zuvor gehört hatte.

„Nun tanzen sicherlich alle Blumen darinnen!" sagte sie, „o Gott, wie gerne möchte ich es doch sehen!" aber

ie wagte nicht aufzustehen, denn sonst weckte sie ihren Vater
und ihre Mutter.

„Wenn sie doch nur herein kommen möchten," sagte sie;
aber die Blumen kamen nicht und die Musik fuhr fort so
hübsch zu spielen; da konnte sie es gar nicht mehr aus=
halten, denn es war allzuschön, sie kroch aus ihrem kleinen
Bette hinaus und ging ganz leise nach der Thür und sah
n die Stube hinein. Nein, wie herrlich war das, was
ie zu sehen bekam!

Es war gar keine Nachtlampe darinnen, aber doch
ganz hell, der Mond schien durch das Fenster mitten auf
den Fußboden! es war fast, als ob es Tag wäre. Alle
Hyacinthen und Tulpen standen in zwei langen Reihen im
Zimmer, es waren durchaus keine mehr am Fenster, da
standen die leeren Töpfe, auf dem Fußboden tanzten alle
Blumen so niedlich rings um einander herum, machten
ordentlich Kette und hielten einander bei den langen grünen
Blättern, wenn sie sich herumschwenkten. Aber am Cla=
vier saß eine große gelbe Lilie, welche die kleine Ida be=
stimmt im Sommer gesehen hatte, denn sie erinnerte sich
deutlich, daß der Student gesagt hatte: „nein, wie gleicht
sie dem Fräulein Line!" aber da wurde er von Allen aus=
gelacht; doch nun erschien es Ida'n wirklich auch, als ob
die lange gelbe Blume dem Fräulein gleiche, und sie hatte
auch dieselben Manieren beim Spielen, bald neigte sie ihr
länglich gelbes Antlitz nach der einen Seite, bald nach der

andern, und nickte den Tackt zur herrlichen Musik! Niemand bemerkte die kleine Ida. Nun sah sie eine große blaue Crocus mitten auf dem Tisch hüpfen, wo das Spielzeug stand, gerade auf das Puppenbett zu gehen und die Gardinen zur Seite ziehen, da lagen die kranken Blumen, aber sie erhoben sich sogleich und nickten den andern zu, daß sie auch mittanzen wollten. Der alte Räuchermann, dem die Unterlippe abgebrochen war, stand auf und verneigte sich vor den hübschen Blumen, sie sahen durchaus nicht krank aus, sie sprangen hinunter unter die andern und waren recht vergnügt.

Es war gerade als ob etwas vom Tische herunterfiel, Ida sah dorthin, es war die Fastnachtsruthe, welche heruntersprang, es schien auch, als ob sie mit zu den Blumen gehörte. Sie war auch sehr niedlich, und eine kleine Wachspuppe, die gerade eben solchen breiten Hut auf dem Kopfe hatte, wie ihn der Kanzeleirath trug, saß oben drein. Die Fastnachtsruthe hüpfte auf ihren drei rothen Stelzfüßen mitten unter die Blumen, und trampelte ganz laut, denn sie tanzte Masurka, und den Tanz konnten die andern Blumen nicht, weil sie so leicht waren und nicht so stampfen konnten.

Die Wachspuppe auf der Fastnachtsruthe wurde auf einmal groß und lang, drehte sich über die Papierblumen herum und rief ganz laut: „Wie kann man dem Kinde so etwas einbilden? das ist die dumme Phantasie!“ und da

glich die Wachspuppe dem Kanzleirath mit dem breiten Hute ganz genau, sah eben so gelb und verdrießlich aus. Aber die Papierblumen schlugen ihn um die dünnen Beine, und da schrumpfte er wieder zusammen und wurde eine ganz kleine Wachspuppe. Das war recht belustigend anzusehen! die kleine Ida konnte das Lachen nicht unterdrücken. Die Fastnachtsruthe fuhr fort zu tanzen, und der Kanzleirath mußte mittanzen, es half ihm nichts, er mochte sich nun groß und lang machen oder die kleine gelbe Wachspuppe mit dem großen schwarzen Hut auf, bleiben. Da legten die andern Blumen ein gutes Wort für ihn ein, besonders die, welche im Puppenbett gelegen hatten, und dann ließ die Fastnachtsruthe es gut sein. Im selben Augenblicke klopfte es ganz laut drinnen im Schiebkasten, wo Idas Puppe, Sophie, bei so viel anderm Spielzeug lag; der Räuchermann lief is an die Kante des Tisches, legte sich lang hin auf seinen Bauch und begann den Schiebkasten ein wenig herauszuziehen. Da erhob sich Sophie und sah ganz erstaunt rings umher. „Hier ist wohl Ball!" sagte sie; „weshalb hat mir das niemand gesagt?"

„Willst du mit mir tanzen?" sagte der Räuchermann.

„Ja, du bist mir der Rechte zu tanzen! sagte sie und kehrte ihm den Rücken zu. Dann setzte sie sich auf den Schiebkasten und dachte, daß wohl eine der Blumen sie zu engagieren kommen würde, aber es kam keine, dann hu-

stete sie, hm, hm, hm! aber dem ohnerachtet kam keine. D
Räuchermann tanzte da ganz alleine und das war nicht
schlecht!

Da nun keine der Blumen Sophie zu erblicken schi
ließ sie sich vom Schiebkasten gerade auf den Boden hera
ter fallen, so daß es einen großen Lärm gab; alle Blum
kamen auch um sie hergelaufen und frugen, ob sie sich ni
geschlagen, und sie waren alle so nett gegen sie, besonde
die Blumen, welche in ihrem Bette gelegen hatten. Al
sie hatte sich gar nicht geschlagen, und Idas Blumen b
dankten sich alle für das schöne Bett und waren ihr so gu
nahmen sie mitten in die Stube wo der Mond schien, tan
ten mit ihr, und alle die andern Blumen bildeten ein
Kreis um sie herum. Nun war Sophie froh und sie sagt
sie möchten gern ihr Bett behalten, sie mache sich nich
daraus im Schiebkasten zu liegen.

Aber die Blumen sagten: „Wir danken dir herzlic
doch wir können nicht so lange leben! morgen sind w
ganz todt; aber sage der kleinen Ida, sie solle uns drauße
im Garten, wo der Kanarienvogel liegt, begraben, dan
wachsen wir zum Sommer wieder und werden weit schö
ner!" —

„Nein, ihr müßt nicht sterben!" sagte Sophie, un
dann küßte sie die Blumen: da ging die Saalthür auf un
eine ganze Menge herrlicher Blumen kam tanzend herein
Ida konnte gar nicht begreifen, woher die gekommen wa

ren, das waren sicher alle Blumen draußen vom Schlosse des Königs. Ganz vorn gingen zwei prächtige Rosen, und die hatten kleine Goldkronen auf, das war ein König und eine Königin, dann kamen die niedlichsten Levkoien und Nelken, und sie grüßten nach allen Seiten. Sie hatten Musik mit sich, große Mohnblumen und Pionen bliesen auf Erbsenschoten, so daß sie ganz roth im Gesicht waren. Die blauen Traubenhyazinthen und die kleinen weißen Schneeglöckchen klingelten, gerade als ob sie Schellen hätten. Das war eine merkwürdige Musik. Dann kamen da so viele andere Blumen und die tanzten allesammt, die blauen Veilchen und die rothen Bellis, die Gänseblumen und die Maiblumen. Und alle Blumen küßten einander, das war allerliebst anzusehen!

Zuletzt sagten die Blumen einander gute Nacht, dann schlich sich auch die kleine Ida in ihr Bett, wo sie von allem träumte, was sie gesehen hatte.

Als sie am nächsten Morgen aufstand, ging sie geschwind nach dem kleinen Tische hin, um zu sehen ob die Blumen noch da seien; sie zog die Gardiene von dem kleinen Bett zur Seite, ja, da lagen sie allesammt, aber sie waren ganz vertrocknet, weit mehr denn gestern. Sophie lag im Schiebkasten, wo sie sie hingelegt hatte, sie sah sehr schläfrig aus.

„Entsinnst du, was du mir sagen solltest?" sagte die

kleine Ida, aber Sophie sah ganz dumm aus und sagte nicht ein einziges Wort.

„Du bist gar nicht gut," sagte Ida, „und sie tanzten doch allesammt mit dir." Dann nahm sie eine kleine Papierschachtel, worauf schöne Vögel gezeichnet waren, die machte sie auf und legte die todten Blumen hinein. „Das soll euer niedlicher Sarg sein," sagte sie, „und wenn später die nordischen Vetter hierher kommen, so sollen sie mit dabei sein euch draußen im Garten zu begraben, damit Ihr zum Sommer wieder wachsen und weit schöner werden könnt!"

Die nordischen Vetter waren zwei muntere Knaben, sie hießen Jonas und Adolph; ihr Vater hatte ihnen zwei neue Flitsbogen geschenkt, und die hatten sie mit, um sie Ida zu zeigen. Sie erzählte ihnen von den armen Blumen, welche gestorben waren, und da erhielten sie Erlaubniß sie zu begraben. Beide Knaben gingen mit den Flitzbogen auf den Schultern voran, und die kleine Ida folgte mit den todten Blumen in der niedlichen Schachtel; draußen im Garten wurde ein kleines Grab gegraben, Ida küßte erst die Blumen, setzte sie mit der Schachtel in die Erde und Adolph und Jonas schossen mit den Flitzbogen über das Grab, denn sie hatten keine Gewehre und Kanonen. —

Die wilden Schwäne.

Weit von hier, da wo die Schwalben hinfliegen, wenn wir Winter haben, wohnte ein König, der elf Söhne und eine Tochter Elisa, hatte. Die elf Brüder, sie waren Prinzen, gingen mit dem Stern auf der Brust und dem Säbel an der Seite in die Schule; sie schrieben mit Diamantgriffeln auf Goldtafeln und lernten eben so gut auswendig, wie sie lasen; man konnte gleich hören, daß sie Prinzen waren. Die Schwester Elisa saß auf einem kleinen Schemel von Spiegelglas und hatte ein Bilderbuch, welches für das halbe Königreich erkauft war.

O, die Kinder hatten es so gut, aber so sollte es nicht immer bleiben!

Ihr Vater, der König über das ganze Land war, verheirathete sich mit einer bösen Königin, die den armen Kindern gar nicht gut war, schon am ersten Tage konnten sie es gut merken, auf dem ganzen Schlosse war große Pracht, und da spielten die Kinder: es kamen Fremde; aber anstatt sie sonst alle den Kuchen und die gebratenen Aepfel

erhielten, die nur zu haben waren, gab sie ihnen nur Sand in einer Theetasse und sagte, sie könnten thun, als ob es etwas wäre.

Die Woche darauf brachte sie die kleine Schwester Elisa auf das Land zu einem Bauernpaare, und lange währte es nicht, da redete sie dem König soviel von den armen Prinzen vor, daß er sich gar nicht mehr um sie kümmerte. —

„Fliegt ihr hinaus in die Welt und beschützt euch selbst!" sagte die böse Königin; „fliegt als große Vögel, ohne Stimme!" aber sie konnte es doch nicht so schlimm machen, wie sie gern wollte; sie wurden elf herrliche wilde Schwäne. Mit einem sonderbaren Schrei flogen sie aus den Schloßfenstern hinaus über den Park und Wald dahin.

Es war noch ganz früh am Morgen, als sie da, wo die Schwester Elisa in der Stube des Landmanns lag und schlief, vorbeikamen; hier schwebten sie über das Dach, drehten mit ihren langen Hälsen, und schlugen mit den Flügeln, aber niemand hörte oder sah es; sie mußten wieder weiter, hoch gegen die Wolken empor, weit hinaus in die weite Welt, da flogen sie hin nach einem großen dunklen Wald, der sich gerade bis an den Strand erstreckte.

Die arme kleine Elisa stand in der Stube des Landmannes, und spielte mit einem grünen Blatte, anderes Spielzeug hatte sie nicht; und sie stach ein Loch in das Blatt, sah da hindurch gegen die Sonne empor, und da

war es gerade als sähe sie ihrer Brüder klare Augen, und jedesmal wenn die warmen Sonnenstrahlen auf ihre Wange schienen, gedachte sie aller ihrer Küsse.

Der eine Tag verging ebenso wie der andere. Strich der Wind durch die großen Rosenhecken draußen vor dem Hause, so flüsterte er den Rosen zu: „wer kann schöner sein als ihr?“ aber die Rosen schüttelten das Haupt und sagten: „Elisa ist es!“ Und saß die alte Frau am Sonntage an der Thür und las in ihrem Gesangbuche, so wendete der Wind die Blätter um, und sagte zum Buche: „Wer kann frommer sein als du?“ — „Elisa ist es!“ sagte das Gesangbuch, und das war die reine Wahrheit, was die Rosen und das Gesangbuch sagten.

Als sie funfzehn Jahr alt war, sollte sie nach Hause; und als die Königin sah, wie schön sie war, wurde sie ihr gram und voll Haß; gern hätte sie sie in einen wilden Schwan verwandelt, wie die Brüder, aber das wagte sie nicht gleich, weil ja der König seine Tochter sehen wollte.

Früh des Morgens ging die Königin in das Bad, welches von Marmor erbaut und mit weichen Kissen und den prächtigsten Decken geschmückt war, und sie nahm drei Kröten, küßte sie, und sagte zu der einen: „setze dich auf Elisas Kopf, wenn sie in das Bad kömmt, damit sie dumm wie du wird!“ „Setze dich auf ihre Stirn,“ sagte sie zur andern, „damit sie häßlich wird, wie du, so daß ihr Vater sie nicht kennt!“ „Ruhe an ihrem Herzen,“

flüsterte sie der dritten zu, „laß sie einen bösen Sinn erhalten, damit sie Schmerzen davon habe!" Dann setzte sie die Kröten in das klare Wasser, welches sogleich eine grüne Farbe erhielt, rief Elisa, zog sie aus, und ließ sie in das Wasser hinab steigen, und indem sie untertauchte, setzte sich die eine Kröte ihr in das Haar, die andere auf ihre Stirn und die dritte auf die Brust, aber Elisa schien es gar nicht zu merken; sobald sie sich emporrichtete, schwammen da drei rothe Mohnblumen auf dem Wasser; wären die Thiere nicht giftig gewesen und von der Hexe geküßt worden, so wären sie in rothe Rosen verwandelt worden, aber Blumen wurden sie doch, weil sie auf ihrem Haupte und an ihrem Herzen geruht hatten; sie war zu fromm und unschuldig, als daß die Zauberei Macht über sie haben konnte.

Als die böse Königin das sah, rieb sie sie mit Wallnußsaft ein, so daß sie ganz schwarzbraun wurde, bestrich das hübsche Antlitz mit einer stinkenden Salbe und ließ sich das herrliche Haar verwirren; es war unmöglich, die schöne Elisa wieder zu erkennen.

Als daher ihr Vater sie sah, wurde er ganz erschrocken, und sagte es sei nicht seine Tochter; Niemand wollte sie sonst außer dem Kettenhunde und den Schwalben, erkennen, aber das waren arme Thiere und hatten nichts zu sagen.

Da weinte die arme Elise und dachte an ihre elf Brü-

der, die alle weg waren. Betrübt stahl sie sich aus dem Schlosse, ging den ganzen Tag über Feld und Moor bis in den großen Wald hinein. Sie wußte gar nicht, wohin sie wollte, aber sie fühlte sich so betrübt und sehnte sich nach ihren Brüdern; die waren sicher auch, gleich ihr, in die Welt hinausgejagt, die wollte sie suchen und finden.

Nur kurze Zeit war sie im Walde gewesen, ehe die Nacht einbrach; sie war ganz von Weg und Steg gekommen; da legte sie sich auf das weiche Moos nieder, betete ihr Abendgebet und lehnte ihr Haupt an einen Baumstumpf Es war da so stille, die Luft war so mild, und rings umher im Grase und im Moose leuchteten einem grünen Feuer gleich, über Hunderte von Johanneswürmchen; als sie einen der Zweige leise mit der Hand berührte, fielen die leuchtenden Insekten, wie Sternschnuppen, zu ihr nieder.

Die ganze Nacht träumte sie von ihren Brüdern; sie spielten wieder als Kinder, schrieben mit dem Diamantgriffel auf die Goldtafeln und betrachteten das herrliche Bilderbuch, welches das halbe Reich gekostet hatte; aber auf die Tafel schrieben sie nicht, wie früher, Nullen und Striche, nein die muthigen Thaten die sie vollführt, Alles was sie erlebt und gesehn hatten; und im Bilderbuche war alles lebendig, die Vögel sangen und die Menschen gingen aus dem Buche heraus und sprachen mit Elisa und ihren Brüdern, aber wenn sie das Blatt umwandte, sprangen sie gleich

Kgl. Univ. Bibl.

wieder hinein, damit keine Konfusion in der Bildern entst
hen möchte.

Als sie erwachte, stand die Sonne schon hoch;
konnte sie freilich nicht sehen, die hohen Bäume breitet
ihre Zweige dicht und fest aus, aber die Strahlen spielte
dort eben gerade wie ein wehender Goldflor; da war e
Duft von dem Grünen, und die Vögel setzten sich fast a
ihre Schultern. Sie hörte das Wasser plätschern, das wa
ren viele große Quellen, die alle in einen See fielen, in de
der herrlichste Sandboden war; freilich wuchsen hier dich
Büsche rings herum, aber an einer Stelle hatten die Hirsch
eine große Oeffnung gegraben und hier ging Elisa zu
Wasser hin, das war so klar, daß hätte der Wind nich
die Zweige und Büsche berührt, so daß sie sich bewegten, s
hätte sie glauben müssen, daß sie auf dem Boden abgemal
gewesen wären, so deutlich spiegelte sich dort jedes Blatt
sowohl das, welches von der Sonne beschienen, wie das,
welches im Schatten war.

Sobald sie ihr eigenes Antlitz erblickte, wurde sie gan
erschrocken, so braun und häßlich war es, doch als sie ihre
kleine Hand benetzte und die Augen und Stirne rieb, glänzte
die weiße Haut wieder vor; da entkleidete sie sich und ging
in das frische Wasser hinein: ein schöneres Königskind, als
sie war, wurde in dieser Welt nicht gefunden.

Als sie wieder bekleidet war und ihr langes Haar ge-
flochten hatte, ging sie zur sprudelnden Quelle, trank aus

ihrer holen Hand, und wanderte tiefer in den Wald hinein, ohne selbst zu wissen wohin. Sie dachte an ihre Brüder, dachte an den lieben Gott, der sie sicher nicht verlassen würde; er ließ die wilden Waldäpfel wachsen, um den Hungrigen zu sättigen; er zeigte ihr einen solchen Baum, die Zweige bogen sich unter der Last der Früchte, hier hielt sie ihre Mittagsmahlzeit, setzte Stützen unter dessen Zweige und ging dann in den dunkelsten Theil des Waldes hinein. Da war es so stille, daß sie ihre eigenen Fußtritte hörte, hörte jedes kleine vertrocknete Blatt, welches sich unter ihrem Fuße bog; nicht ein Vogel war da zu sehen, nicht ein Sonnenstrahl konnte durch die großen dichten Baumzweige dringen; die hohen Stämme standen so nahe beisammen, daß, wenn sie gerade aussah, es schien, als ob das eine Balkengitter, dicht bei dem anderen, sie umschlösse; o, hier war eine Einsamkeit, wie sie solche früher nie gekannt.

Die Nacht wurde so dunkel; nicht ein einziger kleiner Johanniswurm leuchtete aus dem Moose, betrübt legte sie sich nieder um zu schlafen; da schien es ihr als ob die Baumzweige über ihr sich zur Seite bewegten und der liebe Gott mit milden Augen auf sie niederblickte, und kleine Engel sahen über seinem Kopf und unter seinen Armen hervor.

Als sie am Morgen erwachte, wußte sie nicht, ob sie es geträumt habe, oder ob es wirklich so gewesen.

Sie ging einige Schritte vorwärts, da begegnete sie

einer alten Frau mit Beeren in ihrem Korbe, die Alte gab ihr einige davon. Elisa fragte, ob sie nicht elf Prinzen durch den Wald habe reiten sehen.

„Nein," sagte die Alte, „aber ich sah gestern elf Schwäne mit Goldkronen auf dem Haupte die Aue hier nahe bei hinab schwimmen!"

Und sie führte Elisa ein Stück weiter vor zu einem Abhange; am Fuße desselben schlängelte sich eine Aue; die Bäume an ihren Ufern streckten ihre langen blattreichen Zweige einander entgegen, und wo sie, ihrem natürlichen Wuchse nach, nicht zusammenreichen konnten, da hatten sie die Wurzeln aus der Erde losgerissen und hingen, mit den Zweigen ineinander geflochten, über das Wasser hinaus.

Elisa sagte der Alten Lebewohl und ging längs der Aue entlang, bis wo diese in den großen, offenen Strand hinausfloß.

Das ganze herrliche Meer lag vor dem jungen Mädchen; aber nicht ein Segel zeigte sich darauf, nicht ein Boot war da zu sehen, wie sollte sie nun weiter fort kommen. Sie betrachtete die unzähligen kleinen Steine am Ufer; das Wasser hatte sie alle rund geschliffen. Glas, Eisen, Steine, Alles was da zusammengespült lag, hatte die Gestalt des Wassers angenommen, welches doch viel weicher war als ihre feine Hand. „Das rollet unermüdlich fort, und so ebnet sich das harte, ich will eben so unermüdlich sein; Dank für eure Lehre, ihr klaren rollenden Wogen; einst,

das sagt mir mein Herz, werdet ihr mich zu meinen lieben Brüdern tragen!"

Auf dem angespühlten Seegrase lagen elf weiße Schwanenfedern; sie sammelte sie in ein Bouquet, es lagen Wassertropfen darauf, ob es Thau oder Thränen waren, konnte Niemand sehen. Einsam war es dort am Strande, aber sie fühlte es nicht; denn das Meer bot eine ewige Abwechselung dar, ja in einigen wenigen Stunden mehr, als die süßen Landseen in einem ganzen Jahre aufweisen können. Kam da eine große schwarze Wolke, so war das, als ob die See sagen wollte: ich kann auch finster aussehen, und dann blies der Wind und die Wogen kehrten das Weiße nach außen; aber schienen die Wolken roth und schliefen die Winde, so war das Meer einem Rosenblatte gleich; bald wurde es grün bald weiß, aber wie stille es auch ruhte, war doch am Ufer eine leise Bewegung; das Wasser hob sich schwach, wie die Brust eines schlafenden Kindes.

Als die Sonne im Begriff war unter zu gehen, sah Elisa elf wilde Schwäne mit Goldkronen auf dem Haupte dem Lande zufliegen, sie schwebten der eine hinter dem anderen; es sah aus wie ein langes weißes Band; da stieg Elisa den Abhang hinauf und verbarg sich hinter einem Busch; die Schwäne ließen sich nahe bei ihr nieder und schlugen mit ihren großen, weißen Schwingen.

So wie die Sonne unter dem Wasser war, fielen plötzlich die Schwanenhäute und elf schöne Prinzen, Elisas

Brüder, standen da. Sie stieß einen lauten Schrei aus; ungeachtet sie sich sehr verändert hatten, so wußte sie, daß sie es waren, fühlte, daß sie es sein müßten; und sie sprang in ihre Arme, nannte sie bei Namen und sie wurden so glückselig, als sie ihre kleine Schwester sahen und erkannten, die nun so groß und schön war. Sie lachten und sie weinten, und bald hatten sie einander verstanden, wie böse ihre Stiefmutter gegen sie alle gewesen war.

„Wir Brüder," sagte der Aelteste, „fliegen, als wilde Schwäne, so lange die Sonne am Himmel steht; sobald sie unter ist, erhalten wir unsere menschliche Gestalt; deßhalb müssen wir immer aufpassen beim Sonnen-Untergang eine Ruhestätte für die Füße zu haben; denn fliegen wir da gegen die Wolken an, müssen wir, als Menschen in die Tiefe hinunterstürzen. Hier wohnen wir nicht; es liegt ein eben so schönes Land, wie dieses, jenseits der See; aber der Weg dahin ist lang, wir müssen über das große Meer, und es findet sich keine Insel auf unserm Wege, wo wir übernachten könnten, nur eine einsame kleine Klippe ragt in der Mitte daraus hervor; sie ist nicht größer, als daß wir Seite an Seite darauf ruhen können; ist die See stark bewegt, so spritzt das Wasser hoch über uns; aber doch danken wir Gott für sie. Da übernachten wir in unserer Menschengestalt, ohne diese könnten wir nie unser liebes Vaterland besuchen, denn zwei der längsten Tage des Jahres brauchen wir zu unserer Flucht. Nur einmal des Jahres

ß;
e,
ſie
r=
nd
n
n,

re
ie
ß
e
=
ſe
n
r
d
=
r

Die wilden Schwäne.

(Seite 103.)

ist es uns vergönnt unsere Heimath zu besuchen, elf Tage können wir hier bleiben, über den großen Wald hinfliegen, von wo wir das Schloß erblicken können, wo wir geboren wurden und wo unser Vater wohnt, den hohen Kirchthurm sehen, wo Mutter begraben ist. — Hier kömmt es uns vor als wären Bäume und Büsche mit uns verwandt, hier laufen die wilden Pferde über die Steppen hin, wie wir es in unserer Kindheit gesehen; hier singt der Kohlenbrenner die alten Lieder, nach denen wir als Kinder tanzten, hier ist unser Vaterland, hier ziehen wir her, und hier haben wir dich du liebe, kleine Schwester, gefunden! Zwei Tage können wir noch hier bleiben, dann müssen wir fort über das Meer nach einem herrlichen Lande, welches aber nicht unser Vaterland ist! Wie bekommen wir dich mit? Wir haben weder Schiff noch Boot!"

„Auf welche Art kann ich euch erlösen?" sagte die Schwester.

Und sie unterhielten sich fast die ganze Nacht, es wurde nur einige Stunden geschlummert.

Elisa erwachte durch den Schall der Schwanenflügel, welche über ihr sauseten. Die Brüder waren wieder verwandelt und sie flogen in großen Kreisen und zuletzt weit weg, aber der eine von ihnen, der jüngste, blieb zurück; und der Schwan legte sein Haupt in ihren Schooß und sie streichelte seine Flügel; den ganzen Tag waren sie beisammen. Gegen Abend kamen die anderen zurück, und als

die Sonne unter war, standen sie in ihrer natürlichen
stalt da.

„Morgen fliegen wir von hier weg, können
vor Verlauf eines ganzen Jahres zurückkehren, aber
können wir nicht so verlassen! Hast du Muth mitzu
men? Mein Arm ist stark genug, dich durch den Wal
tragen, sollten wir da nicht Alle so starke Flügel haben,
mit dir über das Meer zu fliegen.“

„Ja, nehmt mich mit!“ sagte Elisa.

Die ganze Nacht brachten sie damit zu, ein Netz
der schmeidigen Weidenrinde und dem zähen Schilf zu fl
ten, und das wurde groß und stark! Auf dieses legte E
sich, und als die Sonne hervortrat, und die Brüder
wilde Schwäne verwandelt wurden, ergriffen sie das N
mit ihrem Schnabel, und flogen mit ihrer lieben Schwes
die noch schlief, hoch gegen die Wolken an. Die Sonn
strahlen fielen ihr gerade auf das Antlitz, deßhalb flog ei
der Schwäne über ihr Haupt, damit seine breiten Schw
gen sie beschatten möchten.

Sie waren weit vom Lande entfernt, als Elisa
wachte; sie glaubte noch zu träumen, so sonderbar kam
ihr vor, hoch durch die Luft, über das Meer getragen
werden. An ihrer Seite lag ein Zweig mit herrlichen
fen Beeren, und ein Bund wohlschmeckende Wurzeln;
hatte der jüngste der Brüder gesammelt und ihr hingele
sie lächelte ihn dankbar an, denn sie erkannte ihn, er w

es, der über ihrem Haupte flog, und sie mit den Schwingen beschattete.

Sie waren so hoch, daß das erste Schiff, welches sie unter sich erblickten, eine weiße Möwe zu sein schien, die auf dem Wasser lag. Eine große Wolke stand hinter ihnen, das war ein ganzer Berg, und auf diesem sah Elisa ihren eigenen Schatten, und den der elf Schwäne, so riesengroß flogen sie da; das war eine Schilderei, prächtiger als sie früher je eine gesehn; doch als die Sonne höher stieg und die Wolke weiter zurück blieb, verschwand das schwebende Schattenbild.

Den ganzen Tag flogen sie fort, gleich einem sausenden Pfeil durch die Luft, aber es ging doch langsamer als sonst, nun hatten sie die Schwester zu tragen. Es zog ein böses Wetter auf, der Abend näherte sich; ängstlich sah Elisa die Sonne sinken, und noch war die einsame Klippe im Meere nicht zu erblicken; es kam ihr vor, als machten die Schwäne stärkere Schläge mit den Flügeln. Ach! sie war Schuld daran, daß sie nicht rasch genug fort kamen; wenn die Sonne unter war, so würden sie Menschen werden, in das Meer stürzen und ertrinken. Da betete sie aus dem Innersten des Herzens ein Gebet zum lieben Gott, aber noch erblickte sie keine Klippe; die schwarze Wolke kam näher; die starken Windstöße verkündeten einen Sturm; die Wellen standen in einer einzigen großen drehenden

Welle da, welche fast wie Blei vorwärts schoß; Blitz leu tete auf Blitz.

Nun war die Sonne gerade am Rande des Meer Elisas Herz bebte; da schossen die Schwäne hinab, so schn aß sie zu fallen glaubte; aber nun schwebten sie wied Die Sonne war halb unter dem Wasser; da erblickte erst die kleine Klippe unter sich, sie sah nicht größer au als ob es ein Seehund wäre, der den Kopf aus dem Wa ser steckte. Die Sonne sank so schnell; nun erschien sie n wie ein Stern, da berührte ihr Fuß den festen Grun die Sonne erlosch gleich dem letzten Funken im brennende Papier; Arm in Arm sah sie die Brüder um sich stehen aber mehr Platz, als gerade für diese und für sie, wa auch nicht da. Die See schlug gegen die Klippe, und gin wie Staubregen über sie hin; der Himmel leuchtete in ei nem fortwährenden Feuer, und Schlag auf Schlag rollt der Donner; aber Schwester und Brüder hielten einander in den Händen und sangen Psalmen, woraus sie Trost und Muth schöpften.

In der Morgendämmerung war die Luft rein und stille; sobald die Sonne emporstieg, flogen die Schwäne mit Elisa von der Insel fort. Das Meer ging noch hoch, es sah aus, wie sie hoch in der Luft waren, als ob der weiße Schaum auf der schwarzgrünen See Millionen Schwäne wären, die auf dem Wasser schwammen.

Als die Sonne höher stieg, sah Elisa vor sich, halb

in der Luft schwimmend, ein Bergland, mit glänzenden Eismassen auf den Felsen, und mitten darauf erstreckte sich ein sicher meilenlanges Schloß, mit dem einen kühnen Säulengange über den andern; unten schaukelten Palmenwälder und Prachtblumen, groß, wie Mühlräder. Sie fragte, ob das das Land sei, wohin sie wollten, aber die Schwäne schüttelten mit dem Kopfe, denn das, was sie sah, war Fata Morganas herrliches, alle Zeit wechselndes Wolkenschloß; da durften sie keinen Menschen hineinbringen. Elisa starrte es an, da stürzten Berge, Wälder und Schloß zusammen, und zwanzig stolze Kirchen, alle einander gleich, mit hohen Thürmen und spitzen Fenstern standen da. Sie glaubte die Orgel ertönen zu hören, aber es war das Meer, welches sie hörte. Nun war sie den Kirchen ganz nahe, da wurden diese zu einer ganzen Flotte, die unter ihr dahin segelte; sie sah nieder, und es waren nur Meernebel, die über dem Wasser hinglitten. Ja eine ewige Abwechselung hatte sie vor Augen, und nun sah sie das wirkliche Land, nach dem sie hinwollte; da erhoben sich die herrlichen blauen Berge, mit Cederwäldern, Städten und Schlössern. Lange bevor die Sonne unter ging, saß sie auf den Felsen vor einer großen Höhle, die mit feinen grünen Schlingpflanzen bewachsen war; es sah aus, als wären es gestickte Teppiche.

„Nun wollen wir sehen, was du diese Nacht hier träumst!“ sagte der jüngste Bruder und zeigte ihr ihre Schlafkammer.

„Gebe der Himmel, daß ich träumen möge, wie ic[h]
euch erretten kann!“ sagte sie; und dieser Gedanke beschäf[=]
tigte sie dann lebhaft; sie betete recht inbrünstig zu Got[t]
um seine Hülfe, ja selbst im Schlafe fuhr sie fort zu beten[:]
da kam es ihr vor, als ob sie hoch in die Luft fliege, zu
Fata Morganas Wolkenschloß, und die Fee kam ihr ent=
gegen, so schön und glänzend, und doch glich sie ganz der
alten Frau, die ihr Beeren im Walde gegeben, und ihr
von den Schwänen mit Goldkronen auf dem Kopfe, erzählt
hatte.

„Deine Brüder können erlöst werden!“ sagte sie, aber
hast du Muth und Ausdauer? Wohl ist das Wasser wei=
cher als deine feinen Hände, und formet doch die Steine
um, aber es fühlt nicht die Schmerzen, die deine Finger
fühlen werden; es hat kein Herz, leidet nicht die Angst
und Qual, die du aushalten mußt. Siehst du die Brenn=
nessel, die ich in meiner Hand halte! von derselben Art wach=
sen viele rings um die Höhle, wo du schläfst; nur die dort
und die, welche auf des Kirchhofes Gräbern wachsen, sind
tauglich, merke dir das; die mußt du pflücken, obgleich sie
deine Haut voll Blasen brennen werden; breche die Nesseln
mit deinen Füßen, so erhälst du Flachs, mit diesem mußt
du elf Panzerhemden mit langen Aermeln flechten und bin=
den, werfe diese über die elf Schwäne, so ist der Zauber
gelöst. Aber bedenke wohl, daß von dem Augenblicke, wo
du diese Arbeit beginnst, bis gerade wo sie vollendet ist,

wenn auch Jahre darüber vergehen, darfst du nicht sprechen; das erste Wort welches du sprichst, geht als tödtender Dolch in deiner Brüder Herz; An deiner Zunge hängt ihr Leben. Merke dir das Alles!"

Und sie berührte zugleich ihre Hand mit der Nessel; es war einem brennenden Feuer gleich, Elisa erwachte dadurch. Es war heller Tag, und dicht daneben, wo sie geschlafen hatte, lag eine Nessel, wie die, welche sie im Traume gesehen hatte. Da fiel sie auf ihre Knie, dankte dem lieben Gott; und ging aus der Höhle hinaus, um ihre Arbeit zu beginnen.

Mit den feinen Händen griff sie hinunter in die häßlichen Nesseln, sie waren wie Feuer; große Blasen brannten sie an ihren Händen und Armen, aber gern wollte sie es leiden, konnte sie die lieben Brüder befreien. Sie brach jede Nessel mit ihren bloßen Füßen, und flocht den grünen Flachs.

Als die Sonne unter war, kamen die Brüder, und sie wurden erschrocken sie so stumm zu finden; sie glaubten, es wäre ein neuer Zauber der bösen Stiefmutter; aber als sie ihre Hände erblickten, begriffen sie, was sie ihrethalben that, und der jüngste Bruder weinte, und wohin seine Thränen fielen, da fühlte sie keine Schmerzen, da verschwanden die brennenden Blasen.

Die Nacht brachte sie bei ihrer Arbeit zu, denn sie hatte keine Ruhe, bevor sie die lieben Brüder erlöst hatte;

den ganzen folgenden Tag, während die Schwäne fort waren, saß sie in ihrer Einsamkeit, aber nie war die Zeit so eilig entflohen. Ein Panzerhemde war schon fertig, nun fing sie das nächste an.

Da ertönte das Jagdhorn zwischen den Bergen; sie wurde von Furcht ergriffen; der Ton kam immer näher; sie hörte Hunde bellen; erschrocken floh sie in die Höhle, band die Nesseln, die sie gesammelt und gehechelt hatte, in ein Bund zusammen, und setzte sich darauf.

Zugleich kam ein großer Hund aus der Schlucht hervor gesprungen, und gleich darauf einer, und noch einer; sie bellten laut, liefen zurück, und kamen wieder vor. Es währte nicht viele Minuten, so standen alle Jäger vor der Höhle, und der schönste unter ihnen war der König des Landes; er trat auf Elisa zu, nie hatte er ein schöneres Mädchen gesehen.

„Wie bist du hierher gekommen, du herrliches Kind!" sagte er. Elisa schüttelte das Haupt, sie durfte ja nicht sprechen, es galt ihrer Brüder Erlösung und Leben; und sie verbarg ihre Hände unter die Schürze, damit der König nicht sehen möge, was sie leiden müsse.

„Komm mit mir!" sagte er, „hier darfst du nicht bleiben! bist du gut, wie du schön bist, so will ich dich in Seide und Sammet kleiden; die Goldkrone dir auf das Haupt setzen, und du sollst in meinem reichsten Schlosse wohnen und hausen! — und dann hob er sie auf sein Pferd. Sie

weinte, rang ihre Hände, aber der König sagte: „Ich will nur dein Glück! einst wirst du mir dafür danken;“ und dann jagte er fort durch die Berge, und hielt sie vorn auf dem Pferde, und die Jäger jagten hinterher.

Als die Sonne unter ging, lag die schöne Königsstadt mit Kirchen und Kuppeln vor ihnen, und der König führte sie in das Schloß, wo große Springbrunnen in den hohen Marmorsälen plätscherten, wo Wände und Decke mit Gemälden prangten, aber sie hatte keine Augen dafür, sie weinte und trauerte; willig ließ sie die Frauen ihr königliche Kleider anlegen, Perlen in ihre Haare flechten, und feine Handschuhe über die verbrannten Finger ziehen.

Als sie in all ihrer Pracht dastand, war sie so blendend schön, daß der Hof sich noch tiefer vor ihr verneigte, und der König erkor sie zu seiner Braut; obgleich der Erz-Bischof mit dem Kopf schüttelte und flüsterte, daß das schöne Waldmädchen sicher eine Hexe sei, sie blende die Augen, und bethöre das Herz des Königs.

Aber der König hörte nicht darauf, ließ die Musik ertönen, die köstlichsten Gerichte auftragen, die lieblichsten Mädchen um sie tanzen, und sie wurde durch duftende Gärten in prächtige Säle hinein geführt, aber nicht ein Lächeln kam auf ihre Lippen oder sprach aus ihren Augen, die Trauer stand da, als ewiges Erbe und Eigenthum. Nun öffnete der König eine kleine Kammer, dicht daneben wo sie schlafen sollte; sie war mit köstlichen grünen Teppi-

chen geschmückt, und glich ganz der Höhle, in der sie
wesen war; auf dem Fußboden lag das Bund Fla
welches sie aus den Nesseln gesponnen hatte, und unter
Decke hing das Panzerhemde, welches fertig gestrickt w
Alles dieses hatte einer der Jäger als Kuriosität mi
nommen.

„Hier kannst du dich in deine frühere Heimath zur
träumen!" sagte der König. „Hier ist die Arbeit, die
dort beschäftigte; nun, mitten in all deiner Pracht, wird
dich belustigen an jene Zeit zurück zu denken."

Als Elisa das sah, was ihrem Herzen so nahe l
spielte ein Lächeln um ihren Mund, und das Blut keh
in die Wangen zurück; sie dachte an die Erlösung ih
Brüder, küßte des Königs Hand, und er drückte sie an s
Herz, und ließ durch alle Kirchenglocken das Hochzeits
verkünden. Das schöne stumme Mädchen aus dem Wal
war des Landes Königin.

Da flüsterte der Erz-Bischof böse Worte in des K
nigs Ohren, aber sie sanken nicht bis zu seinem Herz
hinunter, die Hochzeit sollte sein, der Erz-Bischof sel
mußte ihr die Krone auf das Haupt setzen, und er drück
mit bösem Unwillen den engen Ring fest auf ihre Stir
nieder, so daß es wehe that; doch es lag ein schwererer Rin
um ihr Herz, die Trauer um ihre Brüder; sie fühlte nic
die körperlichen Leiden. Ihr Mund war stumm, ein ein
ziges Wort würde ja ihren Brüdern das Leben kosten, abe

In ihren Augen lag da eine innige Liebe zu dem guten hübschen Könige, der Alles that um sie zu erfreuen. Mit ganzem Herzen gewann sie ihn von Tage zu Tage lieber; o, daß sie sich nur ihm vertrauen, ihm ihre Leiden klagen durfte! doch stumm mußte sie sein, stumm mußte sie ihr Werk vollbringen. Deshalb schlich sie sich des Nachts von seiner Seite, ging in die kleine Kammer, welche wie die Höhle geschmückt war, hinein, und strickte ein Panzerhemde nach dem andern fertig; aber als sie das siebente begann, hatte sie keinen Flachs mehr.

Auf dem Kirchhof wußte sie, daß die Nesseln wüchsen, die sie brauchen wollte, aber selbst mußte sie sie pflücken; wie sollte sie sie pflücken, wie sollte sie da hinaus gelangen! —

„O, was ist der Schmerz in meinen Fingern gegen die Qual, die mein Herz erduldet!" dachte sie, „ich muß es wagen! der Herr wird seine Hand nicht von mir zurückziehen!" Mit einer Herzensangst, als sei es eine böse That die sie vorhabe, schlich sie sich, in der mondhellen Nacht, in den Garten hinunter, ging durch die langen Alleen, in die einsamen Straßen, nach dem Kirchhofe hinaus. Da sah sie auf einem der breitesten Leichensteine einen Kreis Lamien sitzen, häßliche Hexen, sie nahmen ihre Lumpen ab, als ob sie sich baden wollten, und dann gruben sie mit den langen mageren Fingern in die frischen Gräber hinunter, nahmen die Leichen heraus und aßen deren Fleisch.

Elisa mußte ihnen nahe vorbei, und sie hefteten ihre bösen Blicke auf ihr, aber sie betete still, sammelte die brennenden Nesseln, und trug sie nach dem Schlosse heim.

Nur ein einziger Mensch hatte sie gesehen, der Erz-Bischof; er war auf, wenn die andern schliefen; nun hatte er doch Recht bekommen in dem, was er meinte: daß es mit der Königin nicht sei, wie es sein sollte; sie war eine Hexe, deßhalb hatte sie den König und das ganze Volk bethört.

Im Beichtstuhle sagte er dem Könige, was er gesehen und was er fürchtete, und als die harten Worte seiner Zunge entströmten, schüttelten die ausgeschnittenen Heiligenbilder mit den Köpfen, als wenn sie sagen wollten: es ist nicht so, Elisa ist unschuldig! Aber der Erz-Bischof legte es anders aus, meinte, daß sie gegen sie zeugten, daß sie über ihre Sünden mit den Köpfen schüttelten. Da rollten zwei schwere Thränen über des Königs Wangen herab, er ging nach Hause mit Zweifel in seinem Herzen; und er stellte sich, als ob er in der Nacht schliefe, aber es kam kein ruhiger Schlaf in seine Augen, er merkte, wie Elisa aufstand, und jede Nacht wiederholte sie dieses und jedes Mal folgte er sachte nach, und sah wie sie in ihre Kammer verschwand.

Tag für Tag wurde seine Miene finsterer, Elisa sah es, begriff aber nicht weshalb, aber es ängstigte sie, und was litt sie nicht in ihrem Herzen für die Brüder! Auf

den königlichen Sammet und Purpur flossen ihre heißen Thränen, sie lagen da wie glimmernde Diamanten, und Alle welche die reiche Pracht sahen, wünschten Königinn zu sein. Inzwischen war sie bald mit ihrer Arbeit fertig, nur ein Panzerhemde fehlte noch; aber Flachs hatte sie auch nicht mehr und nicht eine einzige Nessel. Einmal, nur dieses letzte, mußte sie deshalb nach dem Kirchhof und einige Hände voll pflücken. Sie dachte mit Angst an diese einsame Wanderung, und an die schrecklichen Lamien; aber ihr Wille stand fest, so wie ihr Vertrauen auf den Herrn.

Elisa ging, aber der König und der Erz-Bischof folgten nach, sie sahen sie bei der Gitterpforte zum Kirchhofe hinein verschwinden und als sie sich derselben näherten, saßen die Lamien auf dem Grabsteine, wie Elisa sie gesehen hatte, und der König wendete sich ab; denn unter diesen dachte er sie sich, deren Haupt noch diesen Abend an seine Brust geruht hatte.

„Das Volk muß sie verurtheilen!“ sagte er, und das Volk urtheilte, sie soll in den rothen Flammen verbrannt werden.

Aus den prächtigen Königssälen wurde sie in ein dunkles, feuchtes Loch geführt, wo der Wind durch das Gitter hineinpfiff; anstatt Sammet und Seide gab man ihr das Bund Nesseln welches sie gesammelt hatte, darauf konnte sie ihr Haupt legen, die harten brennenden Panzerhemden, die sie gestrickt hatte, sollten ihre Decke sein, aber nichts

lieberes konnten sie ihr geben, sie nahm wieder ihre Arbeit auf und betete zu ihrem Gott. Draußen sangen die Straßenbuben Spottlieder auf sie, keine Seele tröstete sie mit einem freundlichen Worte.

Da sausete gegen Abend, dicht beim Gitter ein Schwanenflügel, das war der jüngste der Brüder, er hatte die Schwester gefunden; und sie schluchzte laut vor Freude, obgleich sie wußte, daß die Nacht, die da kam, wahrscheinlich die letzte sein würde, die sie zu leben hätte, aber nun war ja auch die Arbeit fast beendet und ihre Brüder waren hier.

Der Erz-Bischof kam nun die letzte Stunde bei ihr zu sein, das hatte er dem Könige versprochen, aber sie schüttelte mit dem Haupte, bat mit Blick und Minen er möge gehen; in dieser Nacht mußte sie ja ihre Arbeit vollenden, sonst war alles unnütz, Alles, Schmerz, Thränen und die schlaflosen Nächte; der Erz-Bischof entfernte sich mit bösen Worten gegen sie, aber die arme Elisa wußte, daß sie unschuldig sei, und fuhr in ihrer Arbeit fort.

Die kleinen Mäuse liefen auf dem Fußboden, sie schleppten Nesseln zu ihren Füßen hin, um doch etwas zu helfen, und die Drossel setzte sich an das Gitter des Fensters, und sang die ganze Nacht, so munter wie sie konnte, damit sie nicht den Muth verlieren möchte.

Es war nicht mehr denn Morgendämmerung, erst nach

einer Stunde konnte die Sonne aufgehen, da standen die elf Brüder an der Pforte des Schlosses, verlangten vor den König geführt zu werden, aber das könnte nicht geschehen, wurde geantwortet, es wäre ja noch Nacht, der König schliefe und dürfe nicht geweckt werden. Sie baten, sie droheten, die Wache kam, ja selbst der König trat heraus, und frug was das bedeute; da ging zugleich die Sonne auf, und da waren keine Brüder zu sehen, aber über das Schloß flogen elf wilde Schwäne hin.

Aus dem Stadt-Thore strömte das ganze Volk, es wollte die Hexe verbrennen sehen. Ein alter Gaul zog den Karren, worin sie saß; man hatte ihr einen Kittel, von groben Sackleinen, angethan; ihr herrliches Haar hing lose um das schöne Haupt; ihre Wangen waren todtenbleich, ihre Lippen bewegten sich leise, während die Finger den grünen Flachs flochten; selbst auf dem Wege zu ihrem Tode unterbrach sie die angefangene Arbeit nicht, die zehn Panzerhemden lagen zu ihren Füßen, an dem elften strickte sie. Der Pöbel verhöhnte sie.

„Sieh die Hexe, wie sie murmelt! kein Gesangbuch hat sie in der Hand, nein, mit ihrer häßlichen Gaukelei sitzt sie da, reißt sie von ihr in tausend Stücken!"

Und sie drängten Alle auf sie ein und wollten diese zerreißen; da kamen elf weiße Schwäne geflogen, die setzten sich rings um sie auf den Karren und schlugen mit ihren

großen Schwingen. Da wich der Haufen erschrocken zur Seite.

„Das ist ein Zeichen des Himmels! sie ist sicher unschuldig!“ flüsterten viele, aber sie wagten es nicht laut zu sagen.

Nun ergriff der Büttel sie bei der Hand, da warf sie hastig die elf Panzerhemden über die Schwäne und so standen elf schöne Prinzen da, aber der jüngste hatte einen Schwanenflügel anstatt des einen Armes, denn es fehlte ein Aermel in seinem Panzerhemde, den hatte sie nicht fertig bekommen.

„Nun darf ich sprechen!“ sagte sie, „ich bin unschuldig.“

Und das Volk welches sah, was da geschehen war, neigte sich vor ihr wie vor einer Heiligen; aber sie sank leblos in der Brüder Arme, so hatten die Spannung, Angst und Schmerz auf sie gewirkt.

„Ja, unschuldig ist sie!“ sagte der älteste Bruder, und nun erzählte er Alles was da geschehen war, und während er sprach, verbreitete sich ein Duft, wie von Millionen Rosen, denn jedes Stück Brennholz im Scheiterhaufen hatte Wurzel geschlagen und trieb Zweige; da stand eine duftende Hecke, hoch und groß mit rothen Rosen; ganz oben saß eine Blume, weiß und glänzend, sie leuchtete wie ein Stern, die brach der König, steckte sie an

Elisas Busen, da erwachte sie mit Frieden und Glückselig-
keit im Herzen.

Und alle Kirchenglocken läuteten von selbst und die Vögel kamen in großen Zügen; es wurde ein Hochzeitszug zurück zum Schlosse, wie ihn noch kein König gesehen hatte.

Das Feuerzeug.

Es kam ein Soldat auf der Ladstraße dahermarschirt: ein, zwei! ein, zwei! er hatte seinen Tornister auf dem Rücken und einen Säbel an der Seite, denn er war in dem Krieg gewesen, und nun wollte er nach Hause.

Da begegnete er eine alte Hexe auf der Landstraße; sie war so widerlich, ihre Unterlippe hing ihr gerade bis auf die Brust herunter. Sie sagte: „guten Abend, Soldat! Was hast du doch für einen schönen Säbel und großen Tornister, du bist ein wahrer Soldat! Nun sollst du so viel Geld haben, als du besitzen magst!“

„Ich danke dir, du alte Hexe!“ sagte der Soldat.

„Kannst du den großen Baum sehen?“ sagte die Hexe und zeigte auf einen Baum, der ihnen zur Seite stand., „Er ist inwendig ganz hohl: Da mußt du den Gipfel erklettern, dann erblickst du ein Loch, durch welches du dich hinabgleiten lassen und tief in den Baum gelangen kannst! Ich werde dir einen Strick um den Leib binden, damit ich dich wieder herauf ziehen kann, wenn du mich rufst!“

„Was soll ich denn da unten im Baume?“ frug der Soldat.

„Geld holen!“ sagte die Hexe. „Wisse, wenn du an den Boden des Baumes hinunter kömmst, so bist du in einer großen Halle; da ist es ganz hell, denn da brennen über hundert Lampen. Dann erblickst du drei Thüren, du kannst sie öffnen, der Schlüssel steckt darin. Gehst du in die erste Kammer hinein, so erblickst du mitten auf dem Fußboden eine große Kiste, auf derselben sitzt ein Hund; er hat ein Paar so große Augen wie ein Paar Theetassen, doch daran brauchst du dich nicht zu kehren! Ich gebe dir meine blauquarirte Schürze, die kannst du auf dem Fußboden ausbreiten; geh' dann rasch hin und nimm den Hund, setze ihn auf meine Schürze, öffne die Kiste, und nimm so viele Schillinge, wie du willst. Sie sind alle von Kupfer; aber willst du lieber Silber haben, so mußt du in das nächste Zimmer hineingehen; aber da sitzt ein Hund, der hat ein Paar Augen, so groß wie ein Mühlenrad; aber das soll dich nicht kümmern, setze ihn auf meine Schürze und nimm du von dem Gelde! Willst du dahingegen Gold haben, so kannst du es auch bekommen, und zwar so viel, wie du tragen willst, wenn du in die dritte Kammer hineingehst. Aber der Hund, welcher auf dem Geldkasten sitzt, hat hier zwei Augen, jedes so groß als der runde Thurm.*) Glaube

*) Der astronomische Thurm in Kopenhagen wird, wegen seiner Cylinderform gewöhnlich der runde Thurm genannt.

Glaube mir, das ist ein ordentlicher Hund! aber daran sollst du dich nicht kehren! setze ihn nur auf meine Schürze, so thut er dir nichts, und nimm aus der Kiste so viel Geld, wie du willst!"

„Das ist nicht so übel!" sagte der Soldat. „Aber was soll ich dir geben, du alte Hexe, denn ich denke etwas willst du auch wohl haben!"

„Nein," sagte die Hexe, „nicht einen einzigen Schilling will ich haben! Für mich sollst du nur ein altes Feuerzeug nehmen, welches meine Großmutter vergaß, als sie das letzte Mal da unten war!"

„Nun! laß mich den Strick um den Leib bekommen!" sagte der Soldat.

„Hier ist er!" sagte die Hexe, „und hier ist meine blauquarirte Schürze."

Da kletterte der Soldat auf den Baum hinauf, ließ sich in das Loch hinuntergleiten und stand nun, wie die Hexe gesagt hatte, unten in der großen Halle, wo die vielen hundert Lampen brannten.

Nun öffnete er die erste Thüre. Uh! da saß der Hund mit den Augen, so groß wie Theetassen und glotzte ihn an.

„Du bist ein netter Kerl!" sagte der Soldat, setzte ihn auf die Schürze der Hexe und nahm so viele Kupferschillinge, wie er in seiner Tasche lassen konnte, schloß dann die Kiste, setzte den Hund wieder darauf und ging in das an-

Das Feuerzeug.

(Seite 126)

d
e
d
[illegible]
[illegible]
m
w
ge
ha
ni
ka
er
der

dere Zimmer hinein. Ei ja! da saß der Hund mit den Augen so groß wie Mühlenräder.

„Du solltest mich lieber nicht so ansehen! sagte der Soldat; „du könntest Augenschmerzen bekommen!“ Und dann setzte er den Hund auf die Schürze der Hexe, aber als er das viele Silbergeld in der Kiste erblickte, warf er all das Kupfergeld, was er hatte fort, und füllte die Tasche und den Tornister nur mit Silber. Nun ging er in die dritte Kammer! — Nein das war häßlich! der Hund darinnen hatte wirklich zwei Augen so groß wie der runde Thurm, und die drehten sich im Kopfe gerade wie Mühlenräder.

„Guten Abend!“ sagte der Soldat und berührte die Mütze, denn solchen Hund hatte er früher nie gesehen; aber da er ihn nun etwas betrachtet hatte, dachte er, nun kann es genug sein, hob ihn auf die Diele herunter und machte die Kiste auf, nein Gott bewahre! was war da für eine Menge Geld! er konnte dafür ganz Kopenhagen und die Zuckerferkel der Kuchenfrauen, alle Zinnsoldaten, Peitschen und Schaukelpferde in der ganzen Welt kaufen! Ja das war einmal Geld! — Nun warf der Soldat alles Silbergeld, womit er seine Taschen und seinen Tornister gefüllt hatte fort, und nahm dafür Geld, ja alle Taschen, den Tornister, die Mütze und die Stiefel wurden gefüllt, so daß er kaum gehen konnte; nun hatte er Geld! Den Hund setzte er auf die Kiste, schlug die Thüre zu und rief dann durch den Baum hinauf:

„Zieh' mich jetzt in die Höhe, du alte Hexe!"

„Hast du auch das Feuerzeug?" frug die Hexe.

„Das ist wahr!" sagte der Soldat „das hatte ich rei vergessen" und nun ging er und holte es. Die Hexe zog ihn herauf, und da stand er wieder auf der Landstraße, mi Taschen, Stiefel, Tornister und Mütze voll von Geld.

„Was willst du mit dem Feuerzeuge?" frug der Soldat.

„Das geht dich nichts an!" sagte die Hexe, „nun hast du ja Geld bekommen! Gieb mir nur das Feuerzeug!" —

„Ach was!" sagte der Soldat, „willst du mir gleich sagen, was du damit willst, oder ich ziehe meinen Säbel und schlage dir den Kopf ab!"

„Nein," sagte die Hexe.

Da schlug der Soldat ihr den Kopf ab. Da lag sie! Aber er band all sein Geld in ihre Schürze, nahm es wie ein Bündel auf seinen Rücken, stach das Feuerzeug in die Tasche und ging gerade nach der Stadt.

Das war eine prächtige Stadt, und in das prachtvollste Wirthshaus kehrte er ein, verlangte die allerbesten Zimmer und Speisen, die ihm schmeckten, denn nun war er ja reich da er so viel Geld hatte.

Dem Diener, welcher seine Stiefeln putzen sollte, kam es freilich vor, als wären es recht lächerlich alte Stiefeln, die ein so reicher Herr besäße, aber er hatte sich

noch keine neue gekauft, am nächsten Tage bekam er ausländige Stiefeln und schöne Kleider! Nun war aus dem Soldat ein vornehmer Herr geworden, und sie erzählten ihm von alle den Herrlichkeiten, die in ihrer Stadt waren, und von ihrem Könige, und was für eine niedliche Prinzessin seine Tochter sei.

„Wo kann man sie zu sehen bekommen?" frug der Soldat.

„Sie ist gar nicht zu Gesicht zu bekommen!" sagten sie alle, sie wohnt in einem großen kupfernen Schlosse, von vielen Mauern und Thürmen umgeben! Niemand außer dem Könige darf zu ihr ein- und ausgehen, denn es ist prophezeiet, daß sie an einen ganz gemeinen Soldaten verheirathet wird, und das kann der König nicht zugeben!"

„Die möchte ich wohl sehen!" dachte der Soldat, aber dazu konnte er ja durchaus keine Erlaubniß erhalten.

Nun lebte er recht lustig, besuchte das Theater, fuhr in des Königs Garten und gab den Armen so viel Geld, und das war hübsch von ihm! er wußte noch von früheren Zeiten her, wie schlimm es ist, nicht einen Schilling zu besitzen! — Er war nun reich, hatte schöne Kleider, und bekam nun so viele Freunde, die Alle sagten, er sei ein vortrefflicher Mensch, ein wahrer Kavalier, und das hatte der Soldat gern! Aber da er jeden Tag Geld ausgab und nie etwas einnahm, so blieben ihm zuletzt nicht mehr als zwei Schillinge übrig und mußte er die schönen Zimmer verlas-

sen, wo er gewohnt hatte, und eben in einer ganz kleinen Kammer wohnen, ganz unter dem Dach, seine Stiefel selbst bürsten und sie mit einer Stopfnadel zusammen nähen, und keiner seiner Freunde kam zu ihm, denn es waren so viele Treppen hinaufzusteigen.

„Es war ganz dunkler Abend, und er konnte sich nicht einmal ein Licht kaufen, aber da fiel es ihm ein, daß ein kleiner Stummel in dem Feuerzeuge lag, welches er aus dem hohlen Baume, in welchem die Hexe ihm hinuntergeholfen, genommen hatte. Er holte das Feuerzeug und den Lichtstummel vor, aber gerade indem er Feuer schlug und die Funken aus dem Flintensteine flogen, sprang die Thür auf, und der Hund, welcher Augen so groß wie ein Paar Theetassen hatte und den er unten unter dem Baume gesehen hatte, stand vor ihm und sagte: „Was befiehlt mein Herr?"

„Was ist das!" sagte der Soldat, „das ist ja ein lustiges Feuerzeug, wenn ich so bekommen kann, was ich haben will! Schaffe mir etwas Geld," sagte er zum Hunde, und wipps war der fort! wipps da war er wieder, und hielt einen großen Beutel voller Schillinge in seinem Maule.

Nun wußte der Soldat was für ein prächtiges Feuerzeug das war! Schlug er einmal, so kam der Hund, der auf der Kiste mit Kupfergeld saß, schlug er zweimal, so kam er, welcher das Silbergeld hatte, und schlug er dreimal, so

kam der, welcher das Geld hatte. — Nun zog der Soldat wieder in die schönen Zimmer hinunter, erschien wieder in schönen Kleidern, und da erkannten ihn gleich alle seine Freunde und hielten sehr viel von ihm.

Da dachte er einst: es ist doch etwas recht Sonderbares, daß man die Prinzessin nicht zu sehen bekommen kann. Sie soll so schön sein, sagen Alle, aber was kann das helfen, wenn sie immer in dem großen Kupferschlosse mit den vielen Thürmen sitzen soll! — Kann ich sie denn gar nicht zu sehen bekommen? — Wo ist nun mein Feuerzeug? und so schlug er Feuer, und wipps da kam der Hund mit den Augen so groß als Theetassen.

„Es ist freilich mitten in der Nacht," sagte der Soldat, aber ich möchte so herzlich gern die Prinzessin nur einen Augenblick sehen!"

Der Hund war gleich aus der Thür, und ehe der Soldat daran dachte, sah er ihn schon mit der Prinzessin wieder, sie saß und schlief auf dem Rücken des Hundes und war so lieblich, daß ein jeder sehen konnte, daß es eine wirkliche Prinzessin war; der Soldat konnte es durchaus nicht unterlassen sie zu küssen, denn er war ganz und gar Soldat.

Darauf lief der Hund mit der Prinzessin wieder zurück, doch als es Morgen wurde und der König und die Königin Thee tranken, sagte die Prinzessin, sie hätte in der vorigen Nacht einen ganz sonderbaren Traum von einem

Hunde und einem Soldaten gehabt. Sie hätte auf dem Hunde geritten und der Soldat hätte sie geküßt.

„Das wäre wahrlich eine schöne Geschichte!“ sagte die Königin.

Nun sollte in der nächsten Nacht eine der alten Hofdamen am Bette der Prinzessin wachen, um zu sehen, ob es ein wirklicher Traum sei, oder was es sein möchte.

Der Soldat hatte solche außerordentliche Sehnsucht, die Prinzessin wieder zu sehen, und so kam denn der Hund in der Nacht, nahm sie und lief alles was er konnte, aber die alte Hofdame zog Wasserstiefel an, und lief eben so schnell hinterher; als sie nun sah, daß sie in ein großes Haus verschwanden, dachte sie, nun weiß ich wo es ist, und schrieb mit einem Stück Kreide ein großes Kreuz an die Thür. Dann ging sie nach Hause und legte sich nieder, und der Hund kam auch mit der Prinzessin wieder! Aber als er sah, daß ein Kreuz an die Thüre, wo der Soldat wohnte, geschrieben war, nahm er auch ein Stück Kreide und machte Kreuze an alle Thüren in der ganzen Stadt, und das war klug gethan, denn nun konnte ja die Hofdame die richtige Thür nicht finden, sowie Kreuze auf ihnen allesammt waren.

Früh Morgens kamen der König und die Königin, die alte Hofdame und alle Offiziere um zu sehen, wo die Prinzessin gewesen war.

„Da ist es!" sagte der König, als er die erste Thür mit einem Kreuze darauf erblickte.

„Nein dort ist es, mein lieber Mann!" sagte die Königin, als sie die zweite Thür mit einem Kreuze darauf gewahr wurde.

„Aber da ist eins und dort ist eins!" sagten Alle; wohin sie blickten, waren Kreuze auf den Thüren. Da begriffen sie denn wohl, daß ihnen das Suchen nichts helfen würde.

Aber die Königin war nun eine äußerst kluge Frau, die mehr konnte als in einer Kutsche fahren. Sie nahm ihre große goldene Scheere, schnitt ein großes Stück Seidenzeug in Stücke, und nähte nun einen kleinen niedlichen Beutel; den füllte sie mit kleiner, feiner Buchweitzengrütze, band ihn der Prinzessin auf den Rücken, und als das gethan war, schnitt sie ein kleines Loch in den Beutel, so daß die Grütze den ganzen Weg bestreuen konnte, den die Prinzessin nahm.

In der Nacht kam nun der Hund wieder, nahm die Prinzessin auf den Rücken, und lief mit ihr zum Soldaten hin, der sie so lieb hatte, und der so gern ein Prinz hätte sein mögen, um sie zur Frau bekommen zu können.

Der Hund merkte durchaus nicht, wie die Grütze, gerade vom Schlosse bis zu dem Fenster des Soldaten, wo er die Mauer mit der Prinzessin hinauflief, sich ausstreute. Am Morgen sahen der König und die Königin nun wohl,

wo ihre Tochter gewesen war, und da nahmen sie den Soldaten und setzten ihn ins Gefängniß.

Da saß er. Hu, wie dunkel und häßlich war es da, und so sagten sie ihm: morgen sollst du gehängt werden. Das zu hören, war eben nicht belustigend, und sein Feuerzeug hatte er zu Hause im Gasthofe vergessen. Am Morgen konnte er durch das Eisengitter vor dem kleinen Fenster sehen, wie sich das Volk beeilte, aus der Stadt zu kommen um ihn hängen zu sehen. Alle Menschen liefen davon; da war auch ein Schumacherjunge mit Schürzfell und Pantoffeln an, er trabte so im Gallop, daß sein einer Pantoffel abflog und das gerade gegen die Mauer, wo der Soldat saß und durch das Eisengitter hinaussah.

„Ei, du Schumacherjunge! du brauchst nicht solche Eile zu haben," sagte der Soldat zu ihm, „es wird nichts daraus, bevor ich komme! aber willst du nicht hinlaufen, wo ich gewohnt habe, und mir mein Feuerzeug holen, so sollst du vier Schillinge haben! Aber du mußt die Beine mitnehmen!" Der Schumacherjunge wollte gern die vier Schillinge haben und lief davon nach dem Feuerzeuge, gab es dem Soldaten, und — ja nun werden wir hören!

Außerhalb der Stadt war ein großer Galgen gemauert, rings herum standen die Soldaten und viele hundert tausend Menschen. Der König und die Königin saßen auf einem prächtigen Thron den Richtern und dem ganzen Rathe gegenüber.

Der Soldat stand schon oben auf der Leiter, aber als sie ihm den Strick um den Hals legen wollten, sagte er, daß man ja immer einem armen Sünder, bevor er seine Strafe erträgt, die Erfüllung eines unschuldigen Wunsches gewährt, Er möchte so gern eine Pfeife Taback rauchen, es wäre ja die letzte Pfeife, die er in dieser Welt bekäme.

Das wollte der König ihm denn auch nicht abschlagen, und so nahm der Soldat sein Feuerzeug und schlug Feuer, ein, zwei, drei! und da standen alle Hunde, der mit den Augen so groß wie Theetassen, der mit den Augen wie ein Kutschenrad und der, welcher Augen so groß wie der runde Thurm hatte.

„Helft mir nun, daß ich nicht gehängt werde," sagte der Soldat, und da fielen die Hunde über den Richter und den ganzen Rath her, nahmen den einen bei den Beinen und den andern bei der Nase und warfen sie viele Faden hoch in die Luft, so daß sie niederfielen und sich ganz in Stücke zerschlugen.

„Ich will nicht," sagte der König, aber der größte Hund nahm sowohl ihn wie die Königin und warf sie alle den Andern nach; da wurden die Soldaten erschrocken und alles Volk rief: „Kleiner Soldat, du sollst unser König sein und die schöne Prinzessin haben!"

Dann setzten sie den Soldat in des Königs Kutsche, und alle drei Hunde tanzten voran und riefen „Hurra!"

und die Knaben pfiffen auf den Fingern und die Soldaten präsentirten. Die Prinzessin kam aus dem kupfernen Schlosse und wurde Königin, und das gefiel ihr wohl! Die Hochzeit währte acht Tage lang, und die Hunde saßen mit bei Tische und machten große Augen.

Der unartige Knabe.

Es war einmal ein alter Dichter, solch ein wirklich guter alter Dichter. Eines Abends, als er zu Hause saß, wurde es draußen ein erschrecklich böses Wetter; der Regen strömte hernieder, aber der alte Dichter saß warm und gut bei seinem Ofen, wo das Feuer brannte und die Aepfel zischten.

„Es bleibt kein trockener Faden auf den Armen, die in diesem Wetter aus sind!" sagte er, denn er war ein guter Dichter.

„O, öffne mir! mich friert und ich bin so naß!" rief draußen ein kleines Kind. Es weinte und klopfte an die Thür, während der Regen herab strömte, und der Wind mit allen Fenstern klirrte.

„Du kleines Wesen!" sagte der alte Dichter, und ging hin die Thür zu öffnen. Da stand ein kleiner Knabe; er war ganz nackt, und das Wasser floß aus seinen langen, gelben Locken. Er zitterte vor Kälte, wäre er nicht herein

gekommen, hätte er in dem bösen Wetter sicher umkommen müssen.

„Du kleines Wesen!" sagte der alte Dichter und nahm ihn bei der Hand. „Komm zu mir, ich werde dich schon erwärmen! Wein und einen Apfel sollst du haben, denn du bist ein prächtiger Knabe!"

Das war er auch. Seine Augen sahen wie zwei klare Sterne aus, und obgleich das Wasser aus seinen gelben Locken herabfloß, ringelten sie sich doch. Er sah aus, wie ein kleines Engelskind, war aber so bleich vor Kälte und zitterte über den ganzen Körper. In der Hand trug er einen herrlichen Flitzbogen, aber der war vom Regen ganz verdorben; alle Farben auf den schönen Pfeilen liefen vom nassen Wetter in einander.

Der alte Dichter setzte sich beim Ofen, nahm den kleinen Knaben auf seinen Schooß, drückte das Wasser aus seinen Locken, wärmte dessen Hände in die seinen, und kochte ihm süßen Wein; da erholte er sich, bekam rothe Wangen, sprang auf den Fußboden nieder, und tanzte rings um den alten Dichter herum.

„Du bist ein lustiger Knabe!" sagte der Alte. „Wie heißt du?"

„Ich heiße Amor!" erwiederte er, „kennst du mich nicht? dort liegt mein Flitzbogen! glaube mir, damit schieße ich! Sieh, nun wird das Wetter draußen wieder gut, der Mond scheint.

„Aber dein Flitzbogen ist verdorben!“ sagte der alte Dichter.

„Das wäre schlimm!“ sagte der kleine Knabe, nahm ihn auf und besah ihn. „O, der ist ganz trocken, hat gar keinen Schaden gelitten! die Sehne sitzt ganz stramm! nun werde ich ihn probiren!“ dann spannte er ihn, legte einen Pfeil darauf, zielte und schoß den guten alten Dichter gerade in das Herz: „Siehst du wohl, daß mein Flitzbogen nicht verdorben war!“ sagte er, lachte ganz laut und lief seines Weges. Der unartige Knabe! so den alten Dichter zu schießen, der ihn in die warme Stube hereingenommen, so gut gegen ihn gewesen war und ihm den schönsten Wein und die besten Aepfel gegeben hatte.

Der gute Dichter lag auf dem Fußboden und weinte, er war wirklich gerade in das Herz geschossen: „pfui! was ist dieser Amor für ein unartiger Knabe! das werde ich allen guten Kindern erzählen, damit sie sich in Acht nehmen können, und nie mit ihm spielen, denn er thut ihnen was zu Leide!“

Alle die guten Kinder, Mädchen und Knaben, denen er dieses erzählte, nahmen sich auch vor dem bösen Amor in Acht, aber er führte sie doch an, denn er ist so schlau! Wenn die Studenten von den Vorlesungen kommen, so läuft er ihnen zur Seite, mit einem Buche unter dem Arm und einen schwarzen Rock an. Sie können ihn gar nicht erkennen, und dann fassen sie ihn unter den Arm und glauben,

daß es auch ein Student ist, aber dann sticht er ihnen de Pfeil in die Brust. Wenn die Mädchen vom Predige kommen, und wenn sie eingesegnet werden, so ist er auc hinter ihnen. Ja, er ist immer hinter den Leuten her! E sitzt in der großen Lampenkrone im Theater und brenn lichterlohe, so daß die Leute glauben, es sei eine Lampe, aber später sehen sie den Irrthum ein. Er läuft im Schloßgarten und auf den Wällen umher! ja, er hat auch einmal deinen Vater und deine Mutter gerade in das Herz geschossen! Frage sie nur danach, so wirst du hören, was sie sagen. Ja es ist ein böser Knabe, dieser Amor, mit ihm mußt du nie etwas zu schaffen haben! er ist hinter Jedermann her. Denk einmal, er schoß sogar einen Pfeil auf die alte Großmutter ab, aber das ist lange her, das ist übergegangen. Pfui, der böse Amor! Aber nun kennst du ihn und weißt was es für ein unartiger Knabe ist!

Der Rosen-Elf.

Mitten in einem Garten wuchs ein Rosenstock, der war ganz voller Rosen, und in einer derselben, der schönsten von allen, wohnte ein Elf; er war so winzig klein, daß kein menschliches Auge ihn erblicken konnte; hinter jedem Blatte in der Rose hatte er eine Schlafkammer; er war so wohlgebildet und schön, wie nur ein Kind sein konnte und hatte Flügel von den Schultern bis gerade hinunter zu den Füßen. O, welcher Duft war in seinen Zimmern, und wie klar und schön waren die Wände! es waren ja die bleichrothen Rosenblätter.

Den ganzen Tag erfreute er sich im warmen Sonnenschein, flog von Blume zu Blume, tanzte auf den Flügeln des fliegenden Schmetterlinges und maß, wie viele Schritte er zu gehen hatte, um über alle Landstraßen und Steige zu gelangen, welche auf einem einzigen Lindenblatte sind. Das war was wir die Adern im Blatte nennen, die er für Landstraßen und Steige nahm; ja das waren ewige

Wege für ihn! ehe er damit fertig wurde, ging die Sonne unter, er hatte auch so spät damit angefangen.

Es wurde so kalt, der Thau fiel und der Wind wehete; nun war es das Beste nach Hause zu kommen; er tummelte sich Alles was er konnte, aber die Rose hatte sich geschlossen, er konnte nicht hinein gelangen — keine einzige Rose stand geöffnet; der arme kleine Elf wurde so erschrecken, er war früher nie des Nachts ausgewesen, hatte immer so süß hinter den warmen Rosenblättern geschlummert, o, das würde sicher sein Tod werden!

Am andern Ende des Gartens, wußte er, daß sich eine Laube mit schönem Caprifolium befand, die Blumen sahen wie große bemalte Hörner aus: in eines derselben wollte er hinabsteigen und bis morgen schlafen.

Er flog dahin. Still! es waren zwei Menschen darin, ein junger hübscher Mann und ein schönes Mädchen; sie saßen neben einander und wünschten, daß sie sich nie zu trennen brauchten; sie waren einander so gut, weit mehr noch, als das beste Kind seiner Mutter und seinem Vater sein kann.

„Doch müssen wir uns trennen!" sagte der junge Mann; „Dein Bruder mag uns nicht leiden, deßhalb sendet er mich mit einem Auftrage so weit über Berge und Seen fort! Lebe wohl, meine süße Braut, denn das bist du mir doch!"

Und dann küßten sie einander, und das junge Mäd-

chen weinte und gab ihm eine Rose: aber bevor sie ihm dieselbe reichte, drückte sie einen Kuß, so fest und so innig darauf, daß die Blume sich öffnete: da flog der kleine Elf in diese hinein, und lehnte sein Haupt gegen die feinen duftenden Wände; aber er konnte gut hören, daß Lebewohl gesagt wurde, lebe wohl! und er fühlte, daß die Rose ihren Platz an des jungen Mannes Brust erhielt — o, wie schlug doch das Herz darinnen! der kleine Elf konnte gar nicht einschlafen, so pochte es.

Lange lag die Rose auf der Brust nicht stille, der Mann nahm sie hervor und während er einsam in dem dunklen Walde ging, küßte er die Blume, o, so oft und stark, daß der kleine Elf fast erdrückt wurde; er konnte durch das Blatt fühlen, wie die Lippen des Mannes brannten, und die Rose selbst hatte sich, wie bei der stärkesten Mittagssonne geöffnet.

Da kam dort ein anderer Mann, finster und böse, er war des hübschen Mädchens schlechter Bruder; ein scharfes und großes Messer zog er hervor, und während der andere die Rose küßte, stach der schlechte Mann ihn todt, schnitt seinen Kopf ab und begrub ihn mit dem Körper in der weichen Erde unter dem Lindenbaume.

„Nun ist er vergessen und fort," dachte der schlechte Bruder; „er kömmt nie mehr zurück. Eine lange Reise sollte er machen, über Berge und Seen, da kann man leicht das Leben verlieren, und das hat er verloren. Er kömmt

nicht mehr zurück, und mich darf meine Schwester nicht nach ihm fragen."

Dann scharrte er mit dem Fuße verdorrte Blätter über die lockere Erde und ging wieder in der dunklen Nacht nach Hause; aber er ging nicht allein, wie er glaubte: der kleine Elf begleitete ihn, er saß in einem vertrockneten aufgerollten Lindenblatte, welches dem bösen Manne als er grub, in die Haare gefallen war. Der Hut war nun darauf gesetzt, es war so dunkel darin, und der Elf zitterte vor Schreck und Aerger über die schlechte That. —

In der Morgenstunde kam der böse Mann nach Hause; er nahm seinen Hut ab und ging in der Schwester Schlafstube hinein; da lag das schöne blühende Mädchen und träumte von ihm, dem sie so gut war und von dem sie nun glaubte, daß er über Berge und durch Wälder ginge; und der böse Bruder neigte sich über sie, und lachte häßlich, wie nur ein Teufel lachen kann, da fiel das trockene Blatt aus seinem Haare auf die Bettdecke nieder, aber er bemerkte es nicht und ging hinaus, um in der Morgenstunde selbst ein wenig zu schlafen. Aber der Elf schlüpfte aus dem verdorrten Blatte, setzte sich in das Ohr des schlafenden Mädchens und erzählte ihr, wie in einem Traum, den schrecklichen Mord, beschrieb ihr den Ort, wo der Bruder ihn erschlagen und seine Leiche verscharrt hatte, erzählte von dem blühenden Lindenbaume dicht dabei und sagte: „Damit du nicht glaubest, daß es nur ein Traum ist, was ich dir er-

zählt habe, so wirst du auf deinem Bette ein verdorrtes Blatt finden!" und das fand sie, als sie erwachte.

O, welche bittere Thränen weinte sie nicht! und Niemandem durfte sie ihren Schmerz anvertrauen. Das Fenster stand den ganzen Tag offen, der kleine Elf konnte leicht zu den Rosen und all den übrigen Blumen nach dem Garten hinaus gelangen, aber er wagte es nicht die Betrübte zu verlassen. Im Fenster stand ein Strauch mit Monats=Rosen, in eine der Blumen setzte er sich und betrachtete das arme Mädchen. Ihr Bruder kam oft in die Kammer hinein, und er war so heiter und schlecht, aber sie durfte kein Wort über ihren Herzenskummer sagen.

Sobald es Nacht wurde, schlich sie sich aus dem Hause, ging im Walde nach der Stelle, wo der Lindenbaum stand, nahm die Blätter von der Erde, grub in dieselbe hinein und fand ihn gleich der erschlagen worden war; o, wie weinte sie, und bat den lieben Gott, daß auch sie bald sterben möge. —

Gern hätte sie die Leiche mit sich nach Hause genommen, aber das konnte sie nicht; da nahm sie das bleiche Haupt mit den geschlossenen Augen, küßte den kalten Mund und schüttelte die Erde aus seinem schönen Haar. „Das will ich besitzen!" sagte sie, und als sie Erde und Blätter auf den todten Körper gelegt hatte, nahm sie den Kopf und einen kleinen Zweig von dem Jasminstrauch, der im Walde blühete, wo er begraben war, mit sich nach Hause.

Sobald sie in ihrer Stube war, holte sie sich den größten Blumentopf, der zu finden war, in diesen legte sie des Todten Kopf, schüttete Erde darauf und pflanzte dann den Jasminzweig in den Topf.

„Lebewohl! lebewohl!“ flüsterte der kleine Elf, er konnte es nicht länger ertragen all diesen Schmerz zu sehen, und flog deßhalb hinaus zu seiner Rose im Garten; aber die war abgeblüht, da hingen nur einige bleiche Blätter an der grünen Hanbutte.

„Ach wie bald ist es doch mit all dem Schönen und Guten vorbei! seufzte der Elf. Zuletzt fand er eine Rose wieder, die wurde sein Haus, hinter ihren feinen und duftenden Blättern konnte er hausen und wohnen.

Jeden Morgen flog er nach dem Fenster des armen Mädchens, und da stand sie immer bei dem Blumentopf und weinte; die bitteren Thränen fielen auf den Jasminzweig, und für einen jeden Tag, den sie bleicher und bleicher wurde, stand der Zweig frischer und grüner da, der eine Schoß trieb nach dem andern hervor, kleine weiße Knospen blüheten auf und sie küßte sie, aber der böse Bruder schalt und frug, ob sie närrisch geworden sei? Er konnte es nicht leiden und nicht begreifen weshalb sie immer über den Blumentopf weine. Er wußte ja nicht, welche Augen da geschlossen, und welche rothe Lippen da zu Erde geworden waren; und sie neigte ihr Haupt gegen den Blumentopf, und der kleine Elf von der Rose fand sie so schlum-

mern; da setzte er sich in ihr Ohr, erzählte von dem Abend in der Laube, vom Duft der Rose, und der Elfen Liebe; sie träumte so süß, und während sie träumte, entschwand das Leben: sie war eines stillen Todes verblichen, sie war bei ihm, den sie liebte, im Himmel.

Und die Jasminblumen öffneten ihre grossen weißen Glocken, sie dufteten so eigenthümlich süß: anders konnten sie nicht über die Todte weinen.

Aber der böse Bruder betrachtete den schön blühenden Strauch, nahm ihn, als ein Erbgut zu sich, und setzte ihn in seine Schlafstube, dicht beim Bette, denn er war herrlich anzuschauen und der Duft war so süß und lieblich. Der kleine Rosenelf folgte mit, flog von Blume zu Blume, in jeder wohnte ja eine kleine Seele, und der erzählte er von dem ermordeten jungen Mann, dessen Haupt nun Erde unter der Erde war, erzählte von dem bösen Bruder und der armen Schwester.

„Wir wissen es!" sagte eine jede Seele in den Blumen, „wir wissen es! sind wir nicht aus des Erschlagenen Augen und Lippen entsprossen? wir wissen es! wir wissen es!" und dann nickten sie so sonderbar mit dem Kopfe.

Der Rosen-Elf konnte es gar nicht begreifen wie sie so ruhig sein könnten, und er flog hinaus zu den Bienen, die da Honig sammelten, erzählte ihnen die Geschichte von dem bösen Bruder, und die Bienen sagten es ihrer Köni-

gin, welche befahl, daß sie alle am nächsten Morgen
Mörder umbringen sollten.

Aber in der Nacht vorher, es war die erste N
welche auf den Tod der Schwester folgte, als der Br
in seinem Bette dicht neben dem duftenden Jasminstra
schlief, öffnete sich ein jeder Blumenkelch, und unsicht
aber mit giftigen Spießen, stiegen die Blumen=Seelen
aus und setzten sich zuerst bei seinem Ohre und erzäh
ihm böse Träume, flogen darauf über seine Lippen
stachen seine Zunge mit den giftigen Spießen. „Nun
ben wir den Todten gerächt!“ sagten sie und flogen zu
in des Jasmins weiße Glocken.

Als es Morgen wurde, und das Fenster der Sch
stube auf einmal aufgerissen wurde, fuhr der Rosen=Elf
der Bienenkönigin und dem ganzen Bienen Schwarm here
um ihn zu tödten.

Aber er war schon todt; es standen Leute rings
das Bett und die sagten; „der Jasminduft hat ihn g
tödtet!“

Da verstand der Rosen=Elf der Blumen Rache, u
er erzählte es der Königin der Bienen, und sie schwur
mit ihrem ganzen Schwarm um den Blumentopf; die B
nen waren nicht zu verjagen; da nahm ein Mann d
Blumentopf fort und eine der Bienen stach seine Han
so daß er den Topf fallen und entzwei gehen ließ.

Da sahen sie den bleichen Todten=Schädel, und sie wußten, daß der Todte im Bette ein Mörder war.

Und die Bienenkönigin schnurrte in der Luft und sang von der Rache der Blumen und von dem Rosen=Elf, und daß hinter dem geringsten Blatte Einer wohnt, der das Böse erzählen und rächen kann!

Die Prinzessin auf Erbsen.

Es war einmal ein Prinz, der wollte eine Prinzessin heirathen, aber es sollte eine wirkliche Prinzessin sein. Da reiste er die ganze Welt herum, um eine solche zu finden, aber überall war da etwas im Wege; Prinzessinnen gab es genug, aber ob es wirkliche Prinzessinnen waren, konnte er nicht herausbringen, immer war da etwas, was nicht so ganz in der Ordnung war. Da kam er denn wieder nach Hause und war ganz traurig, denn er wollte doch so gern eine wirkliche Prinzessin haben.

Eines Abends zog ein erschreckliches Wetter auf; es blitzte und donnerte, der Regen stürzte herunter, es war ganz entsetzlich! Da klopfte es an das Stadtthor, und der alte König ging hin aufzumachen.

Es war eine Prinzessin, die draußen vor dem Thore

stand. Aber Gott! wie sah sie vom Regen und dem bösen Wetter aus! Das Wasser lief ihr von den Haaren und Kleidern herunter, und lief in die Schnäbel der Schuhe hinein und aus dem Hacken wieder heraus, und da sagte sie, daß sie eine wirkliche Prinzessin sei.

„Ja, das werden wir schon erfahren!" dachte die alte Königin, aber sie sagte nichts, ging in die Schlafkammer hinein, nahm alle Betten ab und legte eine Erbse auf den Boden der Bettstelle, darauf nahm sie zwanzig Matratzen, legte sie auf die Erbse, und dann noch zwanzig Eiderdaunen=Betten eben auf die Matratzen.

Da sollte nun die Prinzessin die ganze Nacht liegen.

Am Morgen wurde sie gefragt, wie sie geschlafen habe?

„O erschrecklich schlecht!" sagte die Prinzessin, ich habe meine Augen fast die ganze Nacht nicht geschlossen! Gott weiß, was da im Bette gewesen ist? Ich habe auf etwas Hartes gelegen, so daß ich ganz braun und blau über meinen ganzen Körper bin! Es ist ganz entsetzlich!"

Nun konnten sie sehen, daß es eine wirkliche Prinzessin war, da sie durch die zwanzig Matratzen und die zwanzig Eiderdaunen=Betten die Erbse verspürt hatte. So empfindsam konnte Niemand sein, ausser einer wirklichen Prinzessin.

Da nahm der Prinz sie zur Frau, denn nun wußte er, daß er eine wirkliche Prinzessin besitze, und die Erbse kam auf die Kunstkammer, wo sie noch zu sehen ist, wenn Niemand sie genommen hat.

Sieh das war eine wahre Geschichte.

Der Buchweizen.

Häufig und oft, wenn man nach einem Gewitter an einem Acker vorübergeht, auf dem Buchweizen wächst, sieht man, daß er ganz schwarz geworden und abgesengt ist; es ist gerade als ob eine Feuerflamme über denselben hingefahren wäre, und der Landmann sagt dann: „das hat er vom Blitze bekommen!“ Aber weshalb erhielt er das? — Ich werde erzählen, was der Sperling mir gesagt hat, und der Sperling hat es von einem alten Weidenbaume gehört, welcher bei einem Buchweizen-Felde stand und noch steht. Es ist so ein ehrwürdiger großer Weidenbaum, aber verkrüppelt und alt, er ist mitten durchgeborsten und es wachsen Gras und Brombeer-Ranken aus der Spalte hervor; der Baum neigt sich vorne über und die Zweige hängen ganz auf der Erde herunter, gerade als ob sie ein langes, grünes Haar bildeten.

Auf allen Feldern rings umher wuchs Korn, sowohl Roggen, Gerste wie Hafer, ja der herrliche Hafer, der da, wenn er reif ist, gerade wie eine Menge kleiner gelber Ka-

narienvögel auf einem Zweige, aussieht. Das Korn stand so gesegnet, und je schwerer es war, desto tiefer neigte es sich in frommer Demuth.

Aber da war auch ein Feld mit Buchweitzen, und dieses Feld war dem alten Weidenbaume gerade gegenüber. Der Buchweitzen neigte sich durchaus nicht, wie das übrige Korn, sondern prangte stolz und steif.

„Ich bin wohl so reich, wie die Aehre," sagte er, „überdem bin ich weit hübscher; meine Blumen sind schön, wie die Blüthen des Apfelbaumes, es ist eine Freude, auf mich und die Meinigen zu blicken! Kennst du etwas Prächtigeres als uns, du alter Weidenbaum?"

Und der Weidenbaum nickte mit dem Kopfe, gerade als ob er damit sagen wolle: „ja das thue ich freilich!" Aber der Buchweitzen spreizte sich aus lauter Hochmuth und sagte: „der dumme Baum, er ist so alt, daß ihm Gras im Leibe wächst!"

Nun zog ein schrecklich böses Wetter auf; alle Feldblumen falteten ihre Blätter zusammen, oder neigten ihre kleinen Köpfe herab, während der Sturm über sie dahin fuhr; aber der Buchweitzen prangte in seinem Stolze.

„Neige dein Haupt, wie wir!" sagten die Blumen.

„Das brauche ich durchaus nicht!" erwieder der Buchweitzen.

„Senke dein Haupt wie wir!" rief das Korn! „Nun kömmt des Sturmes Engel geflogen! er hat Schwingen, die

reichen oben von den Wolken bis gerade herunter zur Erde, und er schlägt dich mitten durch, bevor du bitten kannst dir gnädig zu sein!"

„Ja aber ich will mich nicht beugen!" sagte der Buchweitzen.

„Schließe deine Blumen und neige deine Blätter!" sagte der alte Weidenbaum, „sieh nicht zum Blitze empor, wenn die Wolke berstet, selbst die Menschen dürfen das nicht, denn im Blitz kann man in Gottes Himmel hineinsehen, aber dieser Anblick kann selbst die Menschen blenden, was würde aber nicht uns, den Gewächsen der Erde geschehen, wenn wir es wagten, wir, welche doch weit geringer sind!"

„Weit geringer!" sagte der Buchweitzen. „Nun will ich gerade in Gottes Himmel hineinsehen!" und er that es in seinem Uebermuth und Stolz. Es war, als ob die ganze Welt in Flammen stände, so blitzte es.

Da das böse Wetter später vorbei war, standen die Blumen und das Korn in der stillen reinen Luft, so erfrischt vom Regen, aber der Buchweitzen war vom Blitz kohlschwarz gebrannt, er war nun ein todtes Unkraut auf dem Felde.

Und der alte Weidenbaum bewegte seine Zweige im Winde, und es fielen große Wassertropfen von den grünen Blättern, gerade als ob der Baum weine, und die Sperlinge frugen: „weshalb weinest du? hier ist es ja so geseg-

net! sieh wie die Sonne scheint, sieh wie Wolken ziehen; kannst du den Duft von Blumen und Büschen bemerken? Weshalb weinest du, alter Weidenbaum!"

Und der Weidenbaum erzählte vom Stolze des Buchweizen, von seinem Uebermuth und der Strafe, die immer folgt. Ich der ich die Geschichte erzählte, habe sie von den Sperlingen gehört! — Sie erzählten es mir eines Abends, als ich sie um ein Märchen bat.

Inhalt.

	Seite
Die Störche	3
Der Garten des Paradieses	12
Däumelinchen	35
Das Gänseblümchen	53
Das häßliche junge Entlein	60
Der standhafte Zinnsoldat	76
Der kleinen Ida Blumen	84
Die wilden Schwäne	97
Das Feuerzeug	124
Der unartige Knabe	137
Der Rosen-Elf	141
Die Prinzessin auf Erbsen	150
Der Buchweitzen	153

Druck von F. Rietack.

Der Reisekamerad.

(Seite 149)

H. C. Andersen's
Märchen.

Gesammt-Ausgabe.

Aus dem Dänischen übertragen
von
Julius Reuscher.

Zweite Sammlung.

Mit Federzeichnungen von Th. Hosemann.

Verlegt
von
M. Simion in Berlin.

Inhalt.

	Seite
Der Sandmann	3
Der Engel	22
Des Kaisers neue Kleider	27
Der fliegende Koffer	35
Die kleine Seejungfrau	45
Das Liebespaar	83
Der kleine Klaus und der große Klaus	87
Der Schweinehirt	108
Die Nachtigall	116
Der Reisekamerad	132

Andersen's Märchen.

Zweite Sammlung.

Der Sandmann.*)

Es giebt Niemand in der ganzen Welt, der so viele Geschichten weiß, als der Sandmann! — Er kann ordentlich erzählen!

So gegen Abend hin, wenn die Kinder noch so nett am Tische oder auf ihrem Schemel sitzen, kommt der Sandmann; er kommt die Treppe so sachte herauf; denn er geht auf Socken, er macht ganz sachte die Thüren auf und husch! so spritzt er den Kindern süße Milch in die Augen hinein, und das so fein, so fein, aber doch immer genug, so daß sie die Augen nicht aufhalten und ihn deshalb auch nicht sehen können; er schleicht sich gerade

*) Im Dänischen führt dieses Mährchen den Titel Ole Lukőie, welches wörtlich übersetzt: Ole Augenschließer heißt, weshalb ich keinen Anstand nahm, den deutschen „Sandmann" dafür zu wählen, wenn dieser auch keine so gemüthliche und den Kindern liebe Erscheinung ist, als jener. Der Uebersetzer.

hinter sie, bläst ihnen sachte in den Nacken, und so werde sie schwer im Kopf, o ja! aber es thut nicht weh, den der Sandmann meint es gerade gut mit den Kindern, will nur, daß sie ruhig sein sollen, und das sind sie a besten, wenn man sie zu Bett gebracht hat, sie sollen stil sein, damit er ihnen Geschichten erzählen kann. —

Wenn die Kinder nun schlafen, setzt sich der Sand mann auf ihr Bett; er ist gut gekleidet, sein Rock i von Seidenzeug, aber es ist unmöglich zu sagen, welc Farbe er hat, denn er glänzt grün, roth und blau, nachdem er sich wendet; unter jedem Arm hält er ein Regenschirm, den einen mit Bildern darauf, spannt er üb die guten Kinder aus, und dann träumen sie die gan Nacht die herrlichsten Geschichten; und einen Schirm hat wo durchaus nichts darauf ist, den stellt er über die u artigen Kinder, dann schlafen sie so dumm und habe am Morgen, wenn sie erwachen, nicht das Allergerings geträumt.

Nun werden wir hören, wie der Sandmann jedem Abend in einer ganzen Woche zu einem klein Knaben, welcher Hjalmar hieß, kam und was er ih erzählte. Es sind ganzer sieben Geschichten, denn es si sieben Tage in der Woche.

Montag.

„Höre ein Mal!" sagte der Sandmann am Aben

als er Hjalmar zu Bett gebracht hatte, „nun werde ich aufputzen!“ und so wurden alle Blumen in den Blumentöpfen zu großen Bäumen, welche ihre langen Zweige unter der Decke und längs den Wänden ausstreckten, so daß die ganze Stube wie ein prächtiges Lusthaus aussah, und alle Zweige waren voller Blumen, und jede Blume war noch schöner als eine Rose, duftete so lieblich, und wollte man sie essen, so war sie noch süßer als Eingemachtes! Die Früchte glänzten gerade wie Gold und so waren da Kuchen, die vor lauter Rosinen platzten, es war unvergleichlich schön! aber zu gleicher Zeit ertönte ein erschreckliches Jammern dort aus dem Tischkasten, wo Hjalmars Schulbücher lagen.

„Was ist nun das!“ sagte der Sandmann und ging hin nach dem Tisch und zog den Kasten auf. Es war die Tafel, in der es riß und wühlte, denn es war eine falsche Zahl in das Rechenexempel gekommen, so daß es nahe daran war auseinander zu fallen; der Griffel hüpfte und sprang an seinem Bande, gerade als ob er ein kleiner Hund wäre, der dem Rechenexempel helfen möchte, aber er konnte es nicht! — Und dann war es Hjalmars Schreibebuch, in welchem es auch jammerte, o es war ordentlich häßlich mit anzuhören! auf jedem Blatte standen der Länge nach herunter die großen Buchstaben, ein jeder mit einem kleinen zur Seite, das war so eine Vorschrift, und neben diesen standen wieder einige Buchstaben, welche glaubten

eben so auszusehen, denn diese hatte Hjalmar geschrieben, sie lagen fast gerade als ob sie über die Bleifeder-Striche gefallen wären, auf denen sie stehen sollten.

„Seht, so solltet Ihr Euch halten!“ sagte die Vorschrift, „seht, so zur Seite, mit einem kräftigen Schwung!“

„O, wir möchten gern,“ sagten Hjalmars Buchstaben, „aber wir können nicht, wir sind so jämmerlich!“

„Dann müßt Ihr Kinderpulver haben!“ sagte der Sandmann.

„O nein!“ riefen sie, und da standen sie so schlank, daß es eine Lust war!

„Ja nun bekommen wir keine Geschichten erzählt!“ sagte der Sandmann, „nun muß ich sie exerciren! ein, zwei! ein zwei!“ und so exercirte er die Buchstaben, und sie standen so schlank und so schön wie nur eine Vorschrift stehen kann, aber als der Sandmann ging, und Hjalmar sie am Morgen besah, da waren sie eben so elend als früher.

Dienstag.

Sobald Hjalmar zu Bette war, berührte der Sandmann mit seiner kleinen Zauberspritze alle Möbel in der Stube und sogleich fingen sie an zu plaudern, und allesammt sprachen sie von sich selbst, mit Ausnahme des Speibeckens, welches stumm da stand und sich darüber ärgerte, daß sie

so eitel sein konnten, nur von sich selbst zu reden, nur an sich selbst zu denken, und durchaus keine Rücksicht auf den zu nehmen, der doch so bescheiden in der Ecke stand und sich bespeien ließ.

Ueber der Kommode hing ein großes Gemälde in einem vergoldeten Ramen, das war eine Landschaft; man sah darauf große alte Bäume, Blumen im Grase und ein großes Wasser, welches um den Wald herum floß, vielen Schlössern vorbei, und weit hinausströmte in das wilde Meer.

Der Sandmann berührte mit seiner Zauberspritze das Gemälde und da begannen die Vögel darauf zu singen, die Baumzweige bewegten sich und die Wolken zogen ordentlich, man konnte ihren Schatten über die Landschaft hin erblicken.

Nun hob der Sandmann den kleinen Hjalmar gegen den Ramen empor, und stellte seine Füße in das Gemälde, gerade in das hohe Gras und da stand er; die Sonne beschien ihn durch die Zweige der Bäume. Er lief hin zum Wasser und setzte sich in ein kleines Boot, welches dort lag; es war roth und weiß angestrichen, die Segel glänzten wie Silber und sechs Schwäne, alle mit Goldkronen um den Hals und einen strahlenden blauen Stern auf dem Kopfe, zogen das Boot dem grünen Walde vorbei, wo die Bäume von Räubern und Hexen und von dem, was die Vögel ihnen gesagt hatten, erzählten.

Die herrlichsten Fische, mit Schuppen wie Silber und Gold, schwammen dem Boote nach, mitunter machten sie einen Sprung, so daß es im Wasser plätscherte, und Vögel, roth und blau, klein und groß, flogen in zwei langen Reihen hinterher, die Mücken tanzten und die Maikäfer sagten bum, bum; sie wollten Hjalmar alle folgen, und alle hatten sie eine Geschichte zu erzählen.

Das war eine Lustfahrt! bald waren die Wälder so dicht und so dunkel, bald waren sie wie der herrlichste Garten mit Sonnenschein und Blumen und da lagen große Schlösser von Glas und von Marmor; auf den Altanen standen Prinzessinnen, und alle waren es kleine Mädchen, die Hjalmar gut kannte, er hatte früher mit ihnen gespielt. Sie streckten jede die Hand aus und hielten das niedlichste Zuckerherz hin, welches je eine Kuchenfrau verkaufen konnte, und Hjalmar faßte die eine Seite des Zuckerherzens an, indem er vorbei fuhr, und die Prinzessin hielt recht fest, und so bekam ein Jeder sein Stück, sie das kleinste, Hjalmar das allergrößte. Bei jedem Schlosse standen kleine Prinzen Schildwacht, sie schulterten mit Goldsäbeln und ließen Rosinen und Zinnsoldaten regnen; das waren ächte Prinzen!

Bald segelte Hjalmar durch Wälder, bald gleichwie durch große Säle, oder mitten durch eine Stadt; er kam auch durch die, in welcher sein Kindermädchen wohnte, welches ihn getragen hatte, da er noch ein ganz kleiner

[illegible] war, und das ihm immer so gut gewesen, und sie nickte und winkte und sang den niedlichen kleinen Vers, den sie selbst gedichtet und Hjalmar gesandt hatte!

Ich denke Deiner so manches Mal,
Mein theurer Hjalmar, Du lieber!
Ich gab Dir Küsse ja ohne Zahl
Auf Stirne, Mund, Augenlieder.
Ich hörte Dich lallen das erste Wort,
Doch mußt' ich Dir Abschied sagen.
Es segne der Herr Dich an jedem Ort!
Du Engel, den ich getragen!

Und alle Vögel sangen mit, die Blumen tanzten auf den Stielen und die alten Bäume nickten, gerade als ob der Sandmann ihnen auch Geschichten erzählte.

Mittwoch.

Nein, wie strömte der Regen draußen hernieder! Hjalmar konnte es im Schlaf hören! und da der Sandmann ein Fenster öffnete, stand das Wasser gerade herauf bis an das Fensterbrett; es war ein ganzer See da draußen, aber das prächtigste Schiff lag dicht am Hause.

„Willst Du mitsegeln, kleiner Hjalmar,“ sagte der Sandmann, „so kannst Du diese Nacht nach fremden Ländern hingelangen und morgen wieder hier sein!“ —

Und da stand Hjalmar plötzlich in seinen Sonntagskleidern mitten auf dem prächtigen Schiffe, und sogleich

wurde das Wetter schön und sie segelten durch die Straßen, kreuzten um die Kirche und nun war Alles eine große wilde See. Sie segelten so lange, bis kein Land mehr zu erblicken war, und sie sahen eine Flucht Störche, die kamen auch von der Heimath und wollten nach den warmen Ländern! ein Storch flog immer hinter dem andern, und sie waren schon so weit, so weit geflogen! einer von ihnen war so ermüdet, daß seine Flügel ihn kaum noch zu tragen vermochten, er war der allerletzte in der Reihe und bald blieb er ein großes Stück zurück, zuletzt sank er mit ausgebreiteten Flügeln tiefer und tiefer, er machte noch ein Paar Schläge mit den Schwingen, aber es half nicht; nun berührte er mit seinen Füßen das Tauwerk des Schiffes, nun glitt er vom Segel herab und bums! da stand er auf dem Verdecke.

Da nahm der Schiffsjunge ihn und setzte ihn in das Hühnerhaus, zu den Hühnern, Enten und Kalekuten; der arme Storch stand ganz befangen mitten unter ihnen.

„Sieh den!" sagten alle Hühner.

Und der kalekutische Hahn blies sich so dick auf wie er konnte und fragte wer er wäre; und die Enten gingen rückwärts und pufften einander: „rappel Dich! rappel Dich!"

Und der Storch erzählte vom warmen Afrika, von Pyramiden und vom Strauße, der einem wilden Pferde gleich die Wüste durchlaufe, aber die Enten verstanden

nicht was er sagte, und dann pufften sie einander: „Wollen wir darüber einverstanden sein, daß er dumm ist?“

„Ja, sicher ist er dumm!“ sagte der kalekutische Hahn und dann kollerte er. Da schwieg der Storch ganz stille und dachte an sein Afrika.

„Das sind ja herrlich dünne Beine, die Ihr habt!“ sagte die Kalekute. „Was kostet die Elle davon?“

„Skrat, skrat, skrat!“ grienten alle Enten, aber der Storch that, als ob er es gar nicht höre.

„Ihr könnt immer mitlachen!“ sagte die Kalekute zu ihm, „denn es war sehr witzig gesagt! oder war es Euch vielleicht zu erhaben? ach, ach! er ist nicht vielseitig! wir wollen interessant für uns selbst bleiben!“ und dann kluckte sie und die Enten schnatterten, „gik, gak! gik, gak!“ es war erschrecklich, wie sie sich selbst belustigten.

Aber Hjalmar ging nach dem Hühnerhause, öffnete die Thür, rief den Storch, und der hüpfte zu ihm hinaus auf das Verdeck; nun hatte er ja ausgeruht und es war gleichsam als ob er Hjalmar zunicke um ihm zu danken; darauf entfaltete er seine Schwingen und flog nach den warmen Ländern, aber die Hühner kluckten, die Enten schnatterten und der kalekutische Hahn wurde ganz feuerroth im Kopfe.

„Morgen werden wir Suppe von euch kochen!“ sagte Hjalmar und dann erwachte er, und lag in seinem

kleinen Bette. Es war doch eine sonderbare Reise, die der Sandmann ihn diese Nacht hat machen lassen!

Donnerstag.

„Weißt Du was!“ sagte der Sandmann, „werde nur nicht furchtsam! hier wirst Du eine kleine Maus sehen!“ und dann hielt er ihm seine Hand, mit dem leichten, niedlichen Thiere entgegen. „Sie ist gekommen um Dich zur Hochzeit einzuladen. Hier sind diese Nacht zwei kleine Mäuse, die in den Stand der Ehe treten wollen. Sie wohnen unter Deiner Mutter Speisekammerfußboden, das soll eine schöne Wohnung sein!“

„Aber wie kann ich durch das kleine Mauseloch im Fußboden kommen?“ fragte Hjalmar.

„Laß mich nur machen!“ sagte der Sandmann, „ich werde Dich schon klein bekommen!“ und da berührte er Hjalmar mit seiner Zauberspritze, der sogleich kleiner und kleiner wurde, zuletzt war er keinen Finger lang. „Nun kannst Du Dir die Kleider des Zinnsoldaten leihen, ich denke, sie werden Dir passen und es sieht so gut aus Uniform anzuhaben, wenn man in Gesellschaft ist!“

„Ja freilich!“ sagte Hjalmar, und da war er im Augenblick, wie der niedlichste Zinnsoldat angekleidet.

„Wollen Sie nicht so gut sein und sich in Ihrer Mutter Fingerhut setzen,“ sagte die kleine Maus, „dann werde ich die Ehre haben Sie zu ziehen!“

„Gott, wollen sich das Fräulein selbst bemühen!“ sagte Hjalmar und so fuhren sie zur Mausehochzeit.

Zuerst kamen sie unter dem Fußboden in einen langen Gang, der gar nicht höher war als daß sie gerade mit dem Fingerhut dort fahren konnten, und der ganze Gang war mit faulem Holze illuminirt.

„Riecht es hier nicht herrlich!“ sagte die Maus, die ihn zog, „der ganze Gang ist mit Speckschwarten geschmiert worden! es kann nichts Schöneres geben!“

Nun kamen sie in den Brautsaal hinein! hier standen zur Rechten alle die kleinen Mause=Damen und die wisperten und züchelten, als ob sie einander zum Besten hielten; zur Linken standen alle Mause=Herren und strichen sich mit der Pfote den Schnauzbart, aber mitten auf dem Fußboden sah man das Brautpaar, sie standen in einer ausgehöhlten Käserinde und küßten sich gar erschrecklich viel vor Aller Augen, denn sie waren ja Verlobte und sollten nun gleich Hochzeit halten.

Es kamen immer mehr und mehr Fremde; die eine Maus war nahe daran die andere todt zu treten, und das Brautpaar hatte sich mitten in die Thür gestellt, so daß man weder hinaus noch herein gelangen konnte. Die ganze Stube war ebenso wie der Gang mit Speckschwarten eingeschmiert, das war die ganze Bewirthung, aber zum Dessert wurde eine Erbse vorgezeigt, in die eine Maus aus der Familie den Namen des Brautpaares ein=

gebissen hatte, das heißt den ersten Buchstaben; das wa
etwas ganz Außerordentliches.

Alle Mäuse sagten, daß es eine schöne Hochzeit g
und daß die Unterhaltung so gut gewesen wäre.

Und dann fuhr Hjalmar wieder nach Hause; er wa
wahrlich in vornehmer Gesellschaft gewesen, aber er hatt
auch ordentlich zusammen kriechen, sich klein machen un
Zinnsoldaten-Uniform anziehen müssen.

Freitag.

„Es ist unglaublich, wie viele ältere Leute es giebt
die mich gar zu gern fassen möchten!" sagte der Sand
mann, „es sind besonders die, welche etwas Böses verüb
haben. „„Guter kleiner Sandmann,"" sagen sie zu mir
„„wir können die Augen nicht schließen und so liegen wi
die ganze Nacht und sehen alle unsere bösen Thaten, die
wie häßliche kleine Kobolde, auf der Bettstelle sitzen un
uns mit heißem Wasser bespritzen, möchtest Du doch kom
men und sie fortjagen, damit wir einen guten Schlaf be
kämen,"" und dann seufzen sie so tief: „„wir möchten
wahrlich gern bezahlen; gute Nacht Sandmann! das
Geld liegt im Fenster,"" aber ich thue es nicht für
Geld," sagte der Sandmann.

„Was wollen wir nun diese Nacht vornehmen?"
fragte Hjalmar.

„Ja ich weiß nicht, ob Du diese Nacht wieder Lust

hast zur Hochzeit zu kommen, es ist eine andere Art als die gestrige war. Deiner Schwester große Puppe, die, welche wie ein Mann aussieht und Herrmann genannt wird, wird sich mit der Puppe Bertha verheirathen, es ist ebenein der Puppe Geburtstag und deshalb werden da so viele Geschenke kommen!"

„Ja, das kenne ich schon," sagte Hjalmar, „immer wenn die Puppen neue Kleider gebrauchen, dann läßt meine Schwester sie den Geburtstag feiern oder Hochzeit halten! das ist sicher schon hundert Mal geschehen!"

„Ja, aber in dieser Nacht ist es die hundert und erste Hochzeit und wenn hundert und eins aus ist, dann ist Alles vorbei! Deshalb wird auch diese so ausgezeichnet. Sieh nur ein Mal!"

Und Hjalmar sah nach dem Tische; da stand das kleine Papphaus mit Licht in den Fenstern, und draußen davor präsentirten alle Zinnsoldaten das Gewehr. Das Brautpaar saß ganz gedankenvoll, wozu es wohl Ursache hatte, auf dem Fußboden und lehnte sich gegen den Tischfuß. Aber der Sandmann, in der Großmutter schwarzen Rock gekleidet, traute sie. Da die Trauung vorbei war, stimmten alle Möbel in der Stube folgenden schönen Gesang an, welcher von der Bleifeder geschrieben war, er ging nach der Melodie des Zapfenstreiches.

Das Lied ertöne wie der Wind,
Dem Brautpaar hoch! das sich verbind't;

Sie prangen beide steif und blind,
Da sie von Handschuhleder sind!
:,: Hurra, Hurra! ob taub und blind,
Wir singen es in Wetter und Wind!:,:

Und nun bekamen sie Geschenke, aber sie hatten s
alle Speisewaaren verbeten, denn sie hatten an ihrer Li
genug.

„Wollen wir nun eine Sommerwohnung beziehe
oder auf Reisen gehen?" fragte der Bräutigam, und
wurde die Schwalbe, die so viel gereist war und die Ho
Henne, welche fünf Mal Küchel ausgebrütet hatte, z
Rathe gezogen; und die Schwalbe erzählte von den herrl
chen, warmen Ländern, wo die Weintrauben so groß un
schwer hingen, wo die Luft so mild sei und die Berg
Farben hätten, wie man sie hier gar nicht an densel
ben kennt!

„Sie haben doch nicht unsern Grünkohl!" sagte di
Henne. „Ich war einen Sommer mit allen meinen Küch-
lein auf dem Lande: da war ein Schutzgraben, in dem wi
gehen und kratzen konnten und dann hatten wir Zugang
zu einem Garten mit Grünkohl! O, wie war der grün!
ich kann mir nichts Schöneres denken."

„Aber der eine Kohlstrunk sieht gerade so aus wie
der andere," sagte die Schwalbe, „und dann ist hier oft
so schlechtes Wetter!"

„Ja daran ist man gewöhnt!" sagte die Henne.

„Aber hier ist es kalt, es friert!“

„Das ist gut für den Kohl!“ sagte die Henne. „Uebrigens können wir es auch warm haben! hatten wir nicht vor vier Jahren einen Sommer, der fünf Wochen lang währte, es war hier so heiß, man konnte nicht athmen! und dann haben wir nicht alle die giftigen Thiere, die sie dort haben! und wir sind von Räubern befreit! Der ist ein Bösewicht, der nicht findet, daß unser Land das schönste ist! er verdiente wahrlich nicht hier zu sein!“ und dann weinte die Henne und fuhr fort: „Ich bin auch gereist! ich bin in einer Bütte über zwölf Meilen gefahren! es ist durchaus kein Vergnügen beim Reisen!“

„Ja die Henne ist eine vernünftige Frau!“ sagte die Puppe Bertha, „ich halte auch nichts davon, Berge zu bereisen, denn das geht nur hinauf und dann wieder hinunter! nein, wir wollen hinaus vor's Thor ziehen und im Kohlgarten spatzieren!“

Und dabei blieb es.

Sonnabend.

„Bekomme ich nun Geschichten zu hören?“ fragte der kleine Hjalmar, sobald der Sandmann ihn in den Schlaf gebracht hatte.

„Diesen Abend haben wir nicht Zeit dazu,“ sagte der Sandmann und spannte seinen schönsten Regenschirm über ihn auf. „Betrachte nun diese Chinesen!“ und der ganze

Regenschirm sah aus wie eine große chinesische
mit blauen Bäumen und spitzen Brücken und mit kl
nesen darauf, die da standen und mit dem Kopf
„Wir müssen die ganze Welt zu morgen schön
haben," sagte der Sandmann, „es ist dann ja ein
es ist Sonntag. Ich will nach den Kirchthürmen
zu sehen, ob die kleinen Kirchen-Kobolde die Glo
ren, damit sie hübsch klingen, ich will hinaus
Feld und sehen, ob die Winde den Staub von
Blättern blasen, und was die größte Arbeit ist,
alle Sterne herunter holen um sie abzupoliren; i
sie in meine Schürze, aber erst muß ein jeder
werden, und die Löcher, worin sie da oben sitzen
auch numerirt werden, damit sie wieder auf de
Fleck kommen können, sonst würden sie nicht fest
wir zu viele Sternschnuppen bekommen, indem
nach dem andern purzelt!"

„Hören Sie, wissen Sie was Herr Sandman
ein altes Portrait, welches an der Wand hing, wo H
schlief, „ich bin Hjalmars Urgroßvater, ich dank
daß Sie dem Knaben Geschichten erzählen, aber
sen seine Begriffe nicht verdrehen. Die Sterne kön
herunter genommen und polirt werden! Die St
Kugeln ebenso wie unsere Erde und das ist ge
Gute an ihnen."

„Ich danke Dir, Du alter Urgroßvater!"

Sandmann, „ich danke Dir! Du bist ja das Haupt der Familie, Du bist das Urhaupt, aber ich bin doch älter als Du! ich bin ein alter Heide, Römer und Griechen nannten mich den Traumgott! ich bin in die vornehmsten Häuser gekommen und komme noch dahin! ich weiß sowohl mit Geringen wie mit Großen umzugehen! Nun kannst Du erzählen!" — und da ging der Sandmann und nahm seinen Regenschirm mit.

„Man darf wohl gar seine Meinung nicht mehr sagen!" brummte das alte Portrait.

Und da erwachte Hjalmar.

Sonntag.

„Guten Abend!" sagte der Sandmann und Hjalmar nickte, und sprang dann hin und wandte das Portrait des Urgroßvaters gegen die Wand um, damit er nicht, wie gestern, mitsprechen möchte.

„Nun mußt Du mir Geschichten erzählen, von den fünf grünen Erbsen, die in einer Schote wohnten, und von dem Hahnenfuß, der dem Hühnerfuße den Hof machte, und von der Stopfnadel, die so vornehm that, daß sie sich einbildete eine Nähnadel zu sein!"

„Man kann auch des Guten zu viel bekommen!" sagte der Sandmann.

„Du weißt wohl, daß ich Dir am liebsten etwas zeige! ich will Dir meinen Bruder zeigen, er heißt auch

Sandmann, aber er kommt zu Niemand öfter
einmal und zu wem er kommt, den nimmt er mit auf
nem Pferde und erzählt ihm Geschichten; er kennt n
zwei, die eine ist so außerordentlich schön, daß Niemand
der Welt sie sich denken kann, und die andere ist so h
lich und gräulich — es ist gar nicht zu beschreiben
und dann hob der Sandmann den kleinen Hjalmar z
Fenster hinauf und sagte: „da wirst Du meinen Bru
sehen, den andern Sandmann! sie nennen ihn auch
Tod! siehst Du, er sieht gar nicht so schlimm aus wie
den Bilderbüchern, wo er nur Knochen ist! nein, das
Silberstickerei, die er auf dem Kleide hat, das ist
schönste Husaren-Uniform! ein Mantel von schwarz
Sammet fliegt hinten über das Pferd! sieh wie er im G
lopp reitet."

Und Hjalmar sah, wie der Sandmann davon
und sowohl junge wie alte Leute auf sein Pferd nah
einige setzte er vorn, andere hinten auf, aber immer fra
er erst: „wie steht es mit dem Zeugnißbuch?" — „Gu
sagten sie allesammt; „ja laß mich selbst sehen!" sagte
und dann mußten sie ihm das Buch zeigen; und alle
welche „Sehr gut" und „Ausgezeichnet gut" hatten,
men vorne auf das Pferd und bekamen die herrliche G
schichte zu hören; die aber, welche „Ziemlich gut" u
„Mittelmäßig" hatten, mußten hinten auf, und bekam
die gräuliche Geschichte; sie zitterten und weinten, sie w

ten vom Pferde springen, konnten es aber nicht, denn sie waren sogleich daran fest gewachsen.

„Aber der Tod ist ja der prächtigste *Sandmann*!" sagte *Hjalmar*, „vor ihm bin ich nicht bange!"

„Das sollst Du auch nicht!" sagte der *Sandmann*, „sieh nur zu, daß Du ein gutes Zeugnißbuch hast!"

„Ja das ist lehrreich!" murmelte des Urgroßvaters Portrait, „es hilft doch, wenn man seine Meinung sagt!" und da war er vergnügt.

Sieh, das ist die Geschichte vom *Sandmann*! nun mag er Dir selbst diesen Abend mehr erzählen!

Der Engel.

„Jedes Mal, wenn ein gutes Kind stirbt, komm Engel Gottes zur Erde hernieder, nimmt das todte auf seine Arme, breitet die großen Flügel aus, fliegt über alle die Plätze, welche das Kind lieb gehabt hat, pflückt eine ganze Hand voll Blumen, welche er zu hinaufbringt, damit sie dort noch schöner als auf der blühen. Der liebe Gott drückt alle Blumen an sein H aber der Blume, welche ihm die liebste ist, giebt er Kuß, und dann bekommt sie Stimme und kann in großen Glückseligkeit mitsingen!"

Sieh, alles dieses erzählte ein Engel Gottes, in er ein todtes Kind zum Himmel forttrug, und das K hörte gleichwie im Traume; und sie fuhren hin über Stätten in der Heimath, wo der Kleine gespielt hatte, sie kamen durch Gärten mit herrlichen Blumen.

nt ein
Kind
t hin
und
Gott
Erde
Herz,
einen
der

ndem
Kind
r die
und

Der Engel.

(Seite 22.)

„Welche wollen wir nun mitnehmen und in den Himmel pflanzen?" fragte der Engel.

Und da stand ein schlanker herrlicher Rosenstock, aber eine böse Hand hatte den Stamm gebrochen, so daß alle Zweige, voll von großen, halbaufgesprungenen Knospen, rund herum vertrocknet hingen.

„Der arme Rosenstock!" sagte das Kind, „nimm ihn, damit er dort oben bei Gott zum Blühen kommen kann!"

Und der Engel nahm ihn, küßte das Kind dafür, und der Kleine öffnete seine Augen zur Hälfte. Sie pflückten von den reichen Prachtblumen, nahmen aber auch die verachtete Butterblume und das wilde Stiefmütterchen.

„Nun haben wir Blumen!" sagte das Kind, und der Engel nickte, aber er flog noch nicht zu Gott empor. Es war Nacht, es war ganz stille, sie blieben in der großen Stadt, sie schwebten in einer der schmalen Gassen umher, wo ganze Haufen Stroh, Asche und Krimskrams lag, es war Umziehetag gewesen! da lagen Scherben von Tellern, Gipsstücke, Lumpen und alte Hutköpfe, was alles nicht gut aussah.

Und der Engel zeigte in all diesem Wirrwarr hinunter auf einige Scherben eines Blumentopfes, und auf einen Klumpen Erde, welcher da heraus gefallen war und von den Wurzeln einer großen, vertrockneten Feldblume, welche nichts taugte und die man deßhalb auf die Gasse geworfen hatte, zusammengehalten wurde.

„Die nehmen wir mit!“ sagte der Engel, „ich werde Dir erzählen, während wir fliegen!“

Und sie flogen sie und der Engel erzählte:

„Dort unten in der schmalen Gasse, in dem niedrigen Keller wohnte ein armer, kranker Knabe, von ganz klein auf war er immer bettlägerig gewesen; wenn er am gesundesten war, konnte er auf Krücken die kleine Stube ein Paar Mal auf und nieder gehen, das war Alles. An einigen Tagen im Sommer fielen die Sonnenstrahlen während einer halben Stunde bis auf den Flur des Kellers, und wenn dann der arme Knabe da saß und sich von der warmen Sonne bescheinen ließ, und das rothe Blut durch seine feinen Finger sah, die er vor das Antlitz hielt, dann hieß es, „ja heute ist er aus gewesen!“ — Er kannte den Wald in seinem herrlichen Frühjahrs-Grün nur dadurch, daß ihm des Nachbars Sohn den ersten Buchenzweig brachte und den hielt er über seinem Haupte, und träumte sich dann unter Buchen zu sein, wo die Sonne schiene und Vögel sängen. An einem Frühjahrstage brachte ihm des Nachbars Knabe auch Feldblumen, und unter diesen war, zufällig, eine mit der Wurzel dabei, und deßhalb wurde sie in einen Blumentopf gepflanzt, und dicht am Bette an das Fenster gestellt. Und die Blume war mit einer glücklichen Hand gepflanzt, sie wuchs, trieb neue Schüsse und trug jedes Jahr ihre Blumen; sie wurde des kranken Knaben herrlichster Blumengarten, sein kleiner Schatz hier auf Erden; er begoß

und pflegte sie, und sorgte dafür, daß sie jeden Sonnenstrahl bis zum letzten, welcher, durch das niedrige Fenster hinunter glitt, erhielt; und die Blume selbst verwuchs in seinen Träumen, denn für ihn blühte sie, verbreitete ihren Duft und erfreute das Auge; gegen sie wendete er sich im Tode, da der Herr ihn rief. — Ein Jahr ist er nun bei Gott gewesen, ein Jahr hat die Blume vergessen im Fenster gestanden und ist verdorrt, und wurde deßhalb beim Ziehen im Kehricht hinaus auf die Straße geworfen. Und dies ist die Blume, die arme, vertrocknete Blume, welche wir mit in unsern Blumenstrauß genommen haben, denn diese Blume hat mehr erfreut als die reichste Blume im Garten einer Königin!"

„Aber woher weißt Du das Alles?" fragte das Kind, welches der Engel gen Himmel trug.

„Ich weiß es!" sagte der Engel. „Denn ich war selbst der kleine kranke Knabe, welcher auf Krücken ging! meine Blume kenne ich noch!"

Und das Kind öffnete seine Augen ganz und sah in des Engels herrliches, frohes Antlitz hinein, und im selben Augenblick waren sie in Gottes Himmel, wo da Freude und Glückseligkeit war. Und Gott drückte das todte Kind an sein Herz, und da bekam es Flügel wie der andere Engel und flog Hand in Hand mit ihm; und Gott drückte alle Blumen an sein Herz, aber die arme, verdorrte Feldblume küßte er, und sie erhielt Stimme und sang mit allen

Engeln, welche Gott umschwebten, einige ganz nahe, and um diese herum in großen Kreisen, und immer weiter fort, das Unendliche, aber alle gleich glücklich. Und alle sang sie, kleine und große, sammt dem guten, gesegneten Kin und der armen Feldblume, welche verdorrt dagelegen, hin worfen im Kehricht, unter dem Unrath des Umziehetages, der schmalen, dunklen Gasse.

Des Kaisers neue Kleider.

Vor vielen Jahren lebte ein Kaiser, der so ungeheuer viel auf neue Kleider hielt, daß er all sein Geld dafür ausgab, um recht geputzt zu sein. Er kümmerte sich nicht um seine Soldaten, kümmerte sich nicht um Theater und liebte es nicht in den Wald zu fahren, außer um seine neuen Kleider zu zeigen. Er hatte einen Rock für jede Stunde des Tages, und ebenso wie man von einem Könige sagt, er ist im Rathe, so sagte man hier immer: „Der Kaiser ist in der Garderobe!" —

In der großen Stadt, wo er wohnte, ging es sehr munter her, an jedem Tage kamen da viele Fremde, eines Tages kamen auch zwei Betrüger; sie gaben sich für Weber aus und sagten, daß sie das schönste Zeug, was man sich denken könne, zu weben verständen. Die Farben und das Muster wären nicht allein ungewöhnlich schön, sondern die Kleider, die von dem Zeuge genäht

würden, besäßen die wunderbare Eigenschaft, daß sie für jeden Menschen unsichtbar wären, der nicht in seiner Stellung tauge, oder der unverzeihlich dumm sei.

„Das wären ja prächtige Kleider,“ dachte der Kaiser; „wenn ich die anhätte, könnte ich ja dahinterkommen, welche Männer in meinem Reiche zu dem Amte, das sie haben, nicht taugen, ich könnte die Klugen von den dummen unterscheiden! ja, das Zeug muß sogleich für mich gewebt werden!“ und er gab den beiden Betrügern viel Handgeld, damit sie ihre Arbeit beginnen möchten.

Sie stellten auch zwei Webestühle auf, thaten, als ob sie arbeiteten, aber sie hatten nicht das Geringste auf dem Stuhl. Frisch weg verlangten sie die feinste Seide und das prächtigste Gold; das steckten sie in ihre eigene Tasche und arbeiteten an den leeren Stühlen, und das spät in die Nacht hinein.

„Nun möchte ich doch wohl wissen, wie weit sie mit dem Zeuge sind!“ dachte der Kaiser, aber es war ihm ordentlich beklommen zu Muthe, wenn er daran dachte, daß der, welcher dumm sei, oder schlecht zu seinem Amte tauge, es nicht sehen könne; nun glaubte er zwar, daß er für sich selbst nicht zu fürchten brauche, aber er wollte doch erst einen Andern senden um zu sehen, wie es damit stände. Alle Menschen in der ganzen Stadt wußten, welche besondere Kraft das Zeug habe, und alle waren begierig zu sehen, wie schlecht oder dumm ihr Nachbar sei.

„Ich will meinen alten ehrlichen Minister zu den Webern senden!" dachte der Kaiser, „er kann am besten beurtheilen, wie das Zeug sich ausnimmt, denn er hat Verstand, und keiner versieht sein Amt besser als er!" —

Nun ging der alte gute Minister in den Saal hinein, wo die zwei Betrüger saßen und an den leeren Webestühlen arbeiteten. „Gott behüte uns!" dachte der alte Minister und riß die Augen auf! „ich kann ja nichts erblicken!" Aber das sagte er nicht.

Beide Betrüger baten ihn gefälligst näher zu treten und fragten, ob es nicht ein hübsches Muster und schöne Farben seien. Dann zeigten sie auf den leeren Stuhl und der arme alte Minister fuhr fort die Augen aufzureißen, aber er konnte nichts sehen, denn da war nichts. „Herr Gott!" dachte er, „sollte ich dumm sein! Das habe ich nie geglaubt, und das darf kein Mensch wissen! sollte ich nicht zu meinem Amte taugen? Nein es geht nicht an, daß ich erzähle, ich könne das Zeug nicht sehen!"

„Nun, Sie sagen nichts dazu?" fragte der eine, der da webte.

„O es ist niedlich! ganz allerliebst!" antwortete der alte Minister und sah durch seine Brille, „dieses Muster und diese Farben! — ja ich werde dem Kaiser sagen, daß es mir sehr gefällt!"

„Nun das freut uns!" sagten beide Weber, und darauf benannten sie die Farben bei Namen und erklärten das seltsame

Muster. Der alte Minister paßte gut auf, damit er d selbe sagen könne, wenn er zum Kaiser zurückkäme, und that er.

Nun verlangten die Betrüger mehr Geld, mehr S und mehr Geld, was sie zum Weben brauchen woll Sie steckten Alles in ihre eigenen Taschen, auf den Webest kam kein Faden, aber sie fuhren fort, wie bisher, an d leeren Webestuhl zu arbeiten.

Der Kaiser sandte bald wieder einen andern tüchti Staatsmann hin um zu sehen, wie es mit dem Web stände und ob das Zeug bald fertig sei, es ging ihm ger wie dem andern, er sah und sah, weil aber außer d leeren Webestuhl nichts da war, so konnte er nichts seh

„Ja, ist das nicht ein hübsches Stück Zeug?" frag die beiden Betrüger und zeigten und erklärten das prächti Muster, welches gar nicht da war.

„Dumm bin ich nicht!" dachte der Mann, „es also mein gutes Amt, zu dem ich nicht tauge? das w komisch genug! aber das muß man sich nicht merken lassen und so lobte er das Zeug, welches er nicht sah, und ve sicherte ihnen seine Freude über die schönen Farben u das herrliche Muster. „Ja es ist ganz allerliebst!" sag er zum Kaiser.

Alle Menschen in der Stadt sprachen von dem präch tigen Zeuge.

Nun wollte der Kaiser es selbst sehen, während

noch auf dem Webestuhl sei. Mit einer ganzen Schaar auserwählter Männer, unter denen auch die beiden ehrlichen Staatsmänner waren, die schon früher dagewesen, ging er zu den beiden listigen Betrügern hin, die nun aus allen Kräften webten aber ohne Faser oder Faden.

„Ja ist das nicht prächtig!“ sagten die beiden ehrlichen Staatsmänner. „Wollen Ew. Majestät sehen, welches Muster, welche Farben!“ und dann zeigten sie auf den leeren Webestuhl, denn sie glaubten, daß die Andern das Zeug wohl sehen konnten.

„Was!“ dachte der Kaiser, „ich sehe gar nichts! das ist ja erschrecklich! bin ich dumm? tauge ich nicht dazu Kaiser zu sein? Das wäre das schrecklichste, was mir begegnen könnte! „O es ist sehr hübsch!“ sagte er, „es hat meinen allerhöchsten Beifall!“ und er nickte zufrieden und betrachtete den leeren Webestuhl! er wollte nicht sagen, daß er nichts sehen könne. Das ganze Gefolge, was er mit sich hatte, sah und sah, aber bekam nicht mehr heraus, als alle die Andern, aber sie sagten gleichwie der Kaiser, „o das ist hübsch!“ und sie riethen ihm diese neuen, prächtigen Kleider das erste Mal, bei der großen Procession, die bevorstand, zu tragen. „Es ist herrlich! niedlich! excellent!“ ging es von Mund zu Mund, und man schien allerseits [illegible] erfreut. Der Kaiser [illegible] jedem der Betrüger ein Ritterkreuz, um

es in das Knopfloch zu hängen und den Titel Hof-
weber.

Die ganze Nacht vor dem Morgen, an dem die Pro-
cession statthaben sollte, waren die Betrüger auf und hatten
über sechszehn Lichte angezündet. Die Leute konnten sehen,
daß sie stark beschäftigt waren des Kaisers neue Kleider
fertig zu machen. Sie thaten, als ob sie das Zeug aus
dem Webestuhl nähmen, sie schnitten in die Luft mit gro-
ßen Scheeren, sie näheten mit Nähnadeln ohne Faden und
sagten zuletzt: „sieh, nun sind die Kleider fertig!“

Der Kaiser mit seinen vornehmsten Kavalieren kam
selbst dahin und beide Betrüger hoben den einen Arm in
die Höhe, gerade als ob sie etwas hielten, und sagten:
„seht, hier sind die Beinkleider! hier ist das Kleid! hier
der Mantel!“ und so weiter. „Es ist so leicht wie Spin-
newebe! man sollte glauben, man habe nichts auf dem
Körper, aber das ist gerade die Schönheit dabei!“

„Ja!“ sagten alle Kavaliere, aber sie konnten nichts
sehen, denn da war nichts.

„Behagt es jetzt dero kaiserlichen Majestät ihre Kleider
abzunehmen,“ sagten die Betrüger, „so wollen wir Ihnen
die neuen anziehen, hier vor dem großen Spiegel!“

Der Kaiser legte alle seine Kleider ab, und die Be-
trüger stellten sich an, als ob sie ihm ein jedes Stück der
neuen Kleider anzögen, welche fertig genäht sein sollten,
und der Kaiser wendete und drehte sich vor dem Spiegel.

„Ei wie gut sie kleiden! wie herrlich sie sitzen!" sagten allesammt. „Welches Muster! welche Farben! das ist eine köstliche Tracht!" —

„Draußen stehen sie mit dem Thronhimmel, welcher über dero Majestät in der Procession getragen werden soll!" meldete der Obereceremonienmeister.

„Seht, ich bin ja fertig!" sagte der Kaiser. „Sitzt es nicht gut?" und dann wendete er sich nochmals zu dem Spiegel! denn es sollte scheinen als ob er seinen Staat recht betrachte.

Die Kammerherren, welche die Schleppe tragen sollten, griffen mit den Händen gegen den Fußboden, gerade als ob sie die Schleppe aufhöben, sie gingen und thaten als hielten sie etwas in der Luft, sie wagten nicht es sich merken zu lassen, daß sie nichts sehen konnten.

So ging der Kaiser in Procession unter dem prächtigen Thronhimmel, und alle Menschen auf der Straße und in den Fenstern sprachen: „Gott, wie sind des Kaisers neue Kleider unvergleichlich! welche Schleppe er am Kleide hat! wie schön die sitzt!" Keiner wollte es sich merken lassen, daß er nichts sah, denn so hätte er ja nicht zu seinem Amte gelangt, oder wäre sehr dumm gewesen. Keine Kleider des Kaisers hatten solches Glück gemacht als diese.

„Aber er hat ja nichts an," sagte endlich ein kleines Kind. „Herr Gott, hört des Unschuldigen Stimme," sagte der

Vater; und der Eine zischelte dem Andern zu, was das Kind gesagt hatte.

„Aber er hat ja nichts an,“ rief zuletzt das ganze Volk. Das ergriff den Kaiser, denn es schien ihm, sie hätten Recht, aber er dachte bei sich: „nun muß ich die Procession aushalten.“ Und die Kammerherren gingen und trugen die Schleppe, die gar nicht da war.

Der fliegende Koffer.

Es war einmal ein Kaufmann, der war so reich, daß er die ganze Straße und fast noch eine kleine Gasse dazu mit Silbergeld pflastern konnte, aber das that er nicht, er wußte sein Geld anders anzuwenden, und gab er einen Schilling aus, so bekam er einen Thaler wieder; ein so kluger Kaufmann war er — bis er starb.

Der Sohn bekam nun all dieses Geld und er lebte lustig, ging jede Nacht zur Maskerade, machte Papierdrachen von Thaler-Scheinen und warf Fitschen auf der See mit Geldstücken, anstatt mit einem Steine, so konnte das Geld schon alle werden, und das wurde es; zuletzt besaß er nicht mehr als vier Schillinge, und hatte keine anderen Kleider als ein Paar Pantoffel und einen alten Schlafrock. Nun kümmerten sich seine Freunde nicht mehr um ihn, da sie ja nicht zusammen auf die Straße gehen konnten, aber einer von ihnen, der gutmüthig war,

sandte ihm einen alten Koffer, mit der Bemerkung: „packe ein!“ ja, das war nun recht schön, aber er hatte nichts einzupacken, drum setzte er sich selbst in den Koffer.

Das war ein merkwürdiger Koffer. Sobald man an das Schloß drückte, konnte der Koffer fliegen, das that er, wips flog er mit ihm durch den Schornstein hoch über die Wolken hinauf, weiter und weiter fort; so oft aber der Boden ein wenig knackte, war er gar sehr in Angst, daß der Koffer in Stücke gehen möchte, denn alsdann hätte er eine ganz tüchtige Volte gemacht, Gott bewahre uns! und so kam er nach dem Lande der Türken. Den Koffer verbarg er im Walde, unter den verdorrten Blättern und ging dann in die Stadt hinein; das konnte er auch ganz gut, denn bei den Türken gingen ja alle „so wie er“ im Schlafrock und Pantoffeln. Da begegnete er einer Amme mit einem kleinen Kinde. „Höre du Türken-Amme!“ fragte er, „was ist das für ein großes Schloß hier dicht bei der Stadt, wo die Fenster so hoch sitzen?“

„Da wohnt die Tochter des Königs!“ erwiederte sie, „es ist prophezeiht, daß sie über einen Geliebten sehr unglücklich werden würde, und deshalb darf Niemand zu ihr kommen, wenn nicht der König und die Königin mit dabei sind!“

„Ich danke!“ sagte der Kaufmannssohn, und so ging er hinaus in den Wald, setzte sich in seinen Koffer, flog auf das Dach und kroch durch das Fenster zur Prinzessin hinein.

Sie lag auf dem Sopha und schlief; sie war so schön, daß der Kaufmannssohn sie küssen mußte; sie erwachte und erschrak gewaltig, aber er sagte, er sei der Türkengott, der durch die Luft zu ihr herunter gekommen wäre, und das gefiel ihr.

So saßen sie einander zur Seite, und er erzählte ihr Geschichten von ihren Augen; das waren die herrlichsten, dunklen Seen, und da schwammen die Gedanken gleich Meerweibchen; und er erzählte von ihrer Stirn; die war ein Schneeberg mit den prächtigsten Sälen und Bildern, und er erzählte vom Storch, der die lieblichen kleinen Kinder bringt.

Ja, das waren schöne Geschichten! dann freiete er um die Prinzessin, und sie sagte gleich ja!

„Aber Sie müssen am Sonnabend herkommen,“ sagte sie, „da ist der König und die Königin bei mir zum Thee! sie werden sehr stolz darauf sein, daß ich den Türkengott bekomme, aber sehen Sie zu, daß Sie ein recht hübsches Märchen wissen, denn das lieben meine Eltern ganz außerordentlich; meine Mutter will es moralisch und vornehm und mein Vater belustigend haben, so daß man lachen kann!“

„Ja, ich bringe keine andere Brautgabe als ein Märchen!“ sagte er, und so schieden sie, aber die Prinzessin gab ihm einen Säbel, der war mit Goldstücken besetzt, und die konnte er gerade gebrauchen.

Nun flog er fort, kaufte sich einen neuen Schlafro
und saß dann draußen im Walde und dichtete ein Mär-
chen, das sollte bis zum Sonnabend fertig sein, und es i
doch nicht so leicht.

Er wurde fertig und da war es Sonnabend.

Der König, die Königin und der ganze Hof warte-
ten mit dem Thee bei der Prinzessin. Er wurde so net
empfangen!

„Wollen Sie uns nun ein Märchen erzählen,“
sagte die Königin, „eines, das tiefsinnig und belehrend ist!“

„Aber worüber man doch lachen kann!“ sagte der
König.

„Ja wohl!“ erwiderte er und erzählte; da muß man
nun gut aufpassen.

„Es war einmal ein Bund Schwefelhölzer, die waren
so außerordentlich stolz auf ihre hohe Herkunft; ihr Stamm-
baum, das heißt die große Fichte, wovon sie jeder ein
kleines Hölzchen waren, war ein großer alter Baum im
Walde gewesen. Die Schwefelhölzer lagen nun in der
Mitte zwischen einem Feuerzeuge und einem alten Eisen-
topfe, und diesen erzählten sie von ihrer Jugend. „Ja,
als wir auf dem grünen Zweige waren!“ sagten sie,
„da waren wir wirklich auf einem grünen Zweig! je-
den Morgen und Abend Diamant-Thee, das war der
Thau, den ganzen Tag hatten wir Sonnenschein, wenn
die Sonne schien, und alle die kleinen Vögel mußten uns

Geschichten erzählen. Wir konnten wohl merken, daß wir auch reich waren, denn die Laubbäume waren nur im Sommer bekleidet, aber unsere Familie hatte Mittel zu grünen Kleidern sowohl im Sommer als im Winter. Doch da kam der Holzhauer, das war die große Revolution, und unsere Familie wurde getrennt; der Stammherr erhielt Platz als Hauptmast auf einem prächtigen Schiffe, welches die Welt umsegeln konnte, wenn es wollte, die andern Zweige kamen nach andern Orten, und wir haben nun das Amt, der niedrigen Menge das Licht anzuzünden; deshalb sind wir vornehmen Leute hier in die Küche gekommen."

„Mein Schicksal gestaltete sich auf eine andere Weise!" sagte der Eisentopf, an dessen Seite die Schwefelhölzer lagen. „Vom Anfang an, seit ich in die Welt kam, bin ich viele Mal gescheuert und gekocht worden! ich sorge für das Solide und bin der Erste hier im Hause. Meine einzige Freude ist, so nach Tisch, rein und nett an meinem Platze zu liegen und ein vernünftiges Gespräch mit den Kameraden zu führen; doch wenn ich den Wassereimer ausnehme, der hin und wieder einmal nach dem Hof hinunter kommt, so leben wir immer innerhalb der Thüren. Unser einziger Neuigkeitsbote ist der Torfkorb, aber der spricht so unruhig über die Regierung und das Volk; ja, neulich war da ein alter Topf, der vor Schreck darüber niederfiel und sich in Stücke schlug! der ist liberal, sage ich euch!" — „Nun

sprichst du zu viel!“ fiel das Feuerzeug ein, und der Stahl schlug gegen den Feuerstein, daß er sprühte. „Wollen wir uns nicht einen muntern Abend machen?“

„Ja, laßt uns davon sprechen, wer der Vornehmste ist!“ sagten die Schwefelhölzer.

„Nein, ich liebe es nicht von mir selbst zu reden,“ wendete der Thontopf ein, „laßt uns eine Abendunterhaltung veranstalten! ich werde anfangen, ich werde etwas erzählen, was ein Jeder erlebt hat; da kann man sich so leicht darin finden, und es ist so erfreulich: An der Ostsee bei den dänischen Buchen — “

„Das ist ein hübscher Anfang!“ sagten alle Teller, „das wird sicher eine Geschichte, die uns gefällt!“

„Ja da verlebte ich meine Jugend bei einer stillen Familie; die Möbel wurden gebohnt, der Fußboden gescheuert, und alle vierzehn Tage wurden reine Gardienen aufgehängt!“

„Wie Sie doch so interessant erzählen!“ sagte der Haarbesen. „Man kann gleich hören, daß ein Fauenzimmer erzählt; es geht so etwas Reines dahindurch!“

„Ja das fühlt man!“ sagte der Wassereimer, und machte vor Freude einen kleinen Sprung, so daß es auf den Fußboden klatschte.

Und der Topf fuhr zu erzählen fort, und das Ende war eben so gut als der Anfang.

Alle Teller klapperten vor Freude, und der Haarbesen

zog grüne Petersilie aus dem Sandloche und bekränzte den Topf, denn er wußte, daß es die Andern ärgern würde. „Bekränze ich ihn heute," dachte er, „so bekränzt er mich morgen."

„Nun will ich tanzen!" sagte die Feuerzange, und tanzte. Ja, Gott bewahr uns, wie sie das eine Bein in die Höhe strecken konnte. Der alte Stuhlbezug dort im Winkel platzte, als er es sah! „Werde ich nun auch bekränzt?" fragte die Feuerzange, und das wurde sie.

„Das ist doch nur Pöbel!" dachten die Schwefelhölzer.

Nun sollte die Theemaschiene singen, aber sie war erkältet, sagte sie, sie könne nicht wenn sie nicht koche; aber das war bloße Vornehmthuerei, sie wollte nicht singen, wenn sie nicht drinnen bei der Herrschaft auf dem Tische stände.

Im Fenster saß eine alte Feder, womit das Mädchen zu schreiben pflegte; es war nichts Bemerkenswerthes an ihr, außer daß sie gar zu tief in die Dinte getaucht war, aber darauf war sie nun stolz. „Will die Theemaschiene nicht singen," sagte sie, „so kann sie es bleiben lassen! draußen hängt eine Nachtigall im Käfig, die kann singen, die hat zwar nichts gelernt, aber das wollen wir diesen Abend dahin gestellt sein lassen!"

„Ich finde es höchst unpassend," sagte der Theekessel, er war Küchensänger und Halbbruder der Thema-

schiene, „daß solcher fremder Vogel gehört werden soll. Ist das patriotisch? Der Torfkorb mag darüber richten!"

„Ich ärgere mich nur," sagte der Torfkorb, „ich ärgere mich so innerlich, wie es sich Niemand denken kann! ist das eine passende Art den Abend hinzubringen, würde es nicht vernünftiger sein das Haus zurecht zu setzen? Ein jeder müßte auf seinen Platz kommen und ich würde das ganze Spiel leiten. Das wird was anderes werden!"

„Ja laßt uns Spektakel machen!" sagten Alle. Da ging die Thür auf. Das war das Dienstmädchen, und da standen sie stille. Keiner muckste; aber da war nicht ein Topf, der nicht gewußt hätte, was er thun konnte, und wie vornehm er war; „ja wenn ich gewollt hätte," dachte jeder, „so hätte es ein recht munterer Abend werden sollen!"

Das Dienstmädchen nahm die Schwefelhölzer, machte Feuer damit — Gott bewahr' uns, wie sie sprühten und in Flammen geriethen.

„Nun kann doch ein Jeder," dachten sie, „sehen, daß wir die Ersten sind! welchen Glanz wir haben! welches Licht!" — und so waren sie ausgebrannt.

„Das war ein herrliches Märchen!" sagte die Königin, „ich fühlte mich so ganz in die Küche versetzt bei den Schwefelhölzern, ja, nun sollst du unsere Tochter haben."

„Ja wohl!" sagte der König, „du sollst unsere Toch-

ter am Montage haben!" denn nun sagten sie Du zu ihm, da er zur Familie gehören sollte.

Die Hochzeit war nun bestimmt, und am Abend vorher wurde die ganze Stadt illuminirt, Zwieback und Pretzeln wurden zum Besten gegeben, die Straßenbuben standen auf den Zehen, riefen Hurra und pfiffen auf den Fingern, es war außerordentlich prachtvoll.

„Ja, ich muß auch wohl sehen Etwas zu machen!" dachte der Kaufmannssohn, und so kaufte er Raketen, Knallperlen und alles Feuerwerk, was man erdenken konnte, legte es in seinen Koffer, und flog damit in die Luft.

Rutsch, wie das ging! und wie das puffte.

Alle Türken hüpften dabei in die Höhe, daß ihnen die Pantoffeln um die Ohren flogen; solche Lufterscheinung hatten sie noch nie gesehen. Nun konnten sie begreifen, daß es der Türkengott selbst war, der die Prinzessin haben sollte.

Sobald der Kaufmannssohn wieder mit seinem Koffer herunter in den Wald kam, dachte er: „ich will doch in die Stadt hinein gehen, um zu erfahren, wie es sich ausgenommen hat!" und das war ja ganz natürlich, daß er Lust dazu hatte.

Nein, was doch die Leute erzählten! ein Jeder, den er danach fragte, hatte es auf seine Weise gesehen, aber schön hatten es Alle gefunden.

„Ich sah den Türkengott selbst," sagte der Eine, „er

hatte Augen wie glänzende Sterne und einen Bart wie schäumende Wasser!"

„Er flog in einem Feuermantel," sagte ein Anderer. „Die lieblichsten Engelskinder blickten aus den Falten hervor!"

Ja das waren herrliche Sachen, die er hörte, und am folgenden Tage sollte er Hochzeit machen.

Nun ging er nach dem Walde zurück, um sich in seinen Koffer zu setzen — aber wo war der? Der Koffer war verbrannt. Ein Funken des Feuerwerks war zurück geblieben, der hatte Feuer gefangen, und der Koffer lag in Asche. Er konnte nicht mehr fliegen, nicht mehr zu seiner Braut gelangen.

Sie stand den ganzen Tag auf dem Dache und wartete, sie wartet noch, aber er durchwandert die Welt und erzählt Märchen, doch sind sie nicht mehr so lustig wie das, welches er von den Schwefelhölzern erzählte.

Die kleine Seejungfrau.

Weit hinaus im Meere ist das Wasser so blau, wie die Blätter der schönsten Kornblume und so klar, wie das reinste Glas, aber es ist sehr tief, tiefer als irgend ein Ankertau reicht, viele Kirchthürme müßten auf einander gestellt werden, um vom Boden bis über das Wasser zu reichen. Dort unten wohnt das Meervolk.

Nun muß man aber nicht glauben, daß da nur der nackte weiße Sandboden sei; nein, da wachsen die sonderbarsten Bäume und Pflanzen, die so geschmeidig im Stiel und in den Blättern sind, daß sie sich bei der geringsten Bewegung des Wassers rühren, gerade als ob sie lebten. Alle Fische, kleine und große, schlüpfen zwischen die Zweige hindurch, ebenso wie hier oben die Vögel in der Luft. An der allertiefsten Stelle liegt des Meerkönigs Schloß, die Mauern sind von Corallen und die langen spitzen Fenster vom allerklarsten Bernstein; aber das Dach bilden

Muschelschalen, die sich öffnen und schließen, je nachdem das Wasser strömt; es sieht herrlich aus; denn in jeder liegen strahlende Perlen, eine einzige würde großen Staat in der Krone einer Königin machen.

Der Meerkönig dort unten war seit vielen Jahren Wittwer gewesen, während seine alte Mutter bei ihm wirthschaftete, sie war eine kluge Frau, aber stolz auf ihren Adel, deshalb trug sie zwölf Austern auf dem Schweife, die andern Vornehmen durften nur sechs tragen. — Sonst verdiente sie viel Lob, besonders weil sie viel von den kleinen Meerprinzessinnen, ihren Enkeln, hielt. Es waren sechs schöne Kinder, aber die jüngste war die schönste von allen, ihre Haut war so klar und fein wie ein Rosenblatt, ihre Augen so blau wie die tiefste See, aber ebenso wie alle die anderen hatte sie keine Füße, der Körper endete in einen Fischschweif.

Den ganzen Tag konnten sie unten im Schlosse, in den großen Sälen, wo lebendige Blumen aus den Wänden hervorwuchsen, spielen. Die großen Bernstein-Fenster wurden aufgemacht, und dann schwammen die Fische zu ihnen herein, ebenso wie bei uns die Schwalben hereinfliegen, wenn wir aufmachen, doch die Fische schwammen gerade zu den Prinzessinnen hin, fraßen aus ihren Händen und ließen sich streicheln.

Draußen vor dem Schlosse war ein großer Garten mit feuerrothen und dunkelblauen Bäumen, die Früchte strahl-

ten wie Gold, und die Blumen wie brennendes Feuer, indem sie fortwährend Stengel und Blätter bewegten. Die Erde selbst war der feinste Sand, aber blau, wie die Schwefel-Flamme. Ueber das Ganze dort unten lag ein eigenthümlich blauer Schein, man hätte eher glauben mögen, daß man hoch in der Luft stände und nur Himmel über und unter sich habe, als daß man auf dem Grunde des Meeres sei. Während der Windstille konnte man die Sonne erblicken, sie erschien als eine Purpur-Blume, aus deren Kelch das ganze Licht ausströmte.

Eine jede der kleinen Prinzessinnen hatte ihren kleinen Fleck im Garten, wo sie graben und pflanzen konnte, wie s ihr gefiel; die eine gab ihrem Blumenfleck die Gestalt ines Wallfisches, einer andern gefiel es besser, daß der hrige einem kleinen Meerweibe gleiche, aber die jüngste nachte den ihrigen ganz rund der Sonne gleich, und hatte ur Blumen, die roth wie diese schienen. Sie war ein nderbares Kind, still und nachdenkend, und wenn die anern Schwestern mit den sonderbarsten Sachen, welche sie en gestrandeten Schiffen erhalten hatten, Staat machten, ollte sie nur außer den rosenrothen Blumen, die der onne dort oben glichen, eine hübsche Marmor-Statue ben, es war ein herrlicher Knabe, aus weißem, klarem tein gehauen, der beim Stranden auf den Meeresgrund kommen war. Sie pflanzte bei der Statue eine rosenthe Trauerweide, die wuchs herrlich und hing mit ihren

frischen Zweigen über derselben hinweg, gegen den blauen Sandboden hinunter, wo der Schatten sich violet zeigte und gleich den Zweigen in Bewegung war; es sah aus, als ob die Spitze und die Wurzeln mit einander spielten, als wollten sie sich küssen.

Es gab keine größere Freude für sie, als von der Menschenwelt dort oben zu hören; die alte Großmutter mußte alles, was sie von Schiffen und Städten, Menschen und Thieren wußte, erzählen, hauptsächlich erschien ihr ganz besonders schön, daß oben auf der Erde die Blumen dufteten, das thaten sie auf dem Grunde des Meeres nicht, und daß die Wälder grün wären, und daß die Fische, die man dort zwischen den Bäumen erblickte, so laut und herrlich singen konnten, daß es eine Lust sei; das waren die kleinen Vögel, welche die Großmutter Fische nannte, denn sonst konnten sie sie nicht verstehen, da sie noch keinen Vogel erblickt hatten.

„Wenn Ihr Euer funfzehntes Jahr erreicht habt, sagte die Großmutter, dann sollt Ihr die Erlaubniß erhalten aus dem Meere empor zu tauchen, im Mondscheine auf der Klippe zu sitzen und die großen Schiffe, die vorbei segeln, zu sehen, Wälder und Städte werdet Ihr dann erblicken!“ In dem Jahre, welches kam, war die eine der Schwestern funfzehn Jahr, aber die andern, — da war eine immer ein Jahr jünger als die andere, die jüngste von ihnen hatte demnach noch volle fünf Jahre, bevor sie aus dem

Grunde des Meeres hinauf kommen und sehen konnte, wie es bei uns aussah. Aber die eine versprach der andern zu erzählen, was sie erblickt, was sie am ersten Tage am schönsten gefunden habe; denn ihre Großmutter erzählte ihnen nicht genug, da war so Vieles, worüber sie Auskunft haben wollten.

Keine war so sehnsüchtig als die Jüngste, gerade sie, die noch die längste Zeit zu warten hatte und die so still und gedankenvoll war. Manche Nacht stand sie am offenen Fenster und sah durch das dunkelblaue Wasser empor, wie die Fische mit ihren Flossen und Schweifen schlugen. Mond und Sterne konnte sie sehen, freilich schienen sie ganz bleich, aber durch das Wasser sahen sie weit größer aus als vor unsern Augen; zog dann etwas einer schwarzen Wolke gleich unter ihnen hin, so wußte sie, daß es entweder ein Wallfisch, der über ihr schwamm, oder auch ein Schiff mit vielen Menschen war; die dachten sicher nicht daran, daß eine liebliche kleine Seejungfrau unten stand und ihre weißen Hände gegen den Kiel empor streckte.

Nun war die älteste Prinzessin funfzehn Jahr und durfte über die Meeresfläche empor steigen.

Als sie zurückkehrte, hatte sie hunderterlei zu erzählen, aber das Schönste, sagte sie, war im Mondenscheine auf einer Sandbank in der ruhigen See zu liegen, und nahebei die Küste mit der großen Stadt zu betrachten, wo die

Lichter gleich hundert Sternen blinkten, die Musik und den Lärm und das Toben von Wagen und Menschen zu hören, die vielen Kirchthürme und Spitzen zu sehen, und das Läuten der Glocken zu hören; gerade weil sie nicht da hinauf gelangen konnte, so sehnte sie sich am allermeisten nach allem diesen.

O! wie horchte nicht die jüngste Schwester auf, und wenn sie später des Abends am offenen Fenster stand und durch das dunkelblaue Wasser empor blickte, gedachte sie der großen Stadt mit all dem Lärm und Toben, und dann glaubte sie die Kirchenglocken bis zu sich herunter läuten hören zu können.

Im folgenden Jahre erhielt die zweite Schwester die Erlaubniß durch das Wasser empor zu steigen und zu schwimmen, wohin sie wolle. Sie tauchte auf, gerade als die Sonne unterging, und dieser Anblick, fand sie, war das Schönste. Der ganze Himmel hatte wie Gold ausgesehen, sagte sie, und die Wolken, ja, deren Schönheit konnte sie nicht genug beschreiben! roth und violett waren sie über ihr dahin gesegelt, aber weit schneller als diese, flog, einem langen weißen Schleier gleich, ein Schwarm wilder Schwäne über das Wasser hin wo die Sonne stand; sie schwamm derselben entgegen, aber die Sonne sank, und der Rosenschein erlosch auf der Meeresfläche und den Wolken.

Das Jahr darauf kam die dritte Schwester hinauf, sie war die dreisteste von allen, deshalb schwamm sie einen

breiten Fluß aufwärts, der in das Meer ausmündete. Herrlich grüne Hügel mit Weinranken erblickte sie, Schlösser und Gehöfte schimmerten durch prächtige Wälder hervor; sie hörte, wie alle Vögel sangen und die Sonne schien so warm, daß sie oft unter das Wasser tauchen mußte, um ihr brennendes Antlitz abzukühlen. In einer kleinen Bucht traf sie einen ganzen Schwarm kleiner Menschenkinder! ganz nackend liefen sie und plätscherten im Wasser, sie wollte mit ihnen spielen, aber sie liefen erschrocken davon, und es kam ein kleines schwarzes Thier, das war ein Hund, aber sie hatte nie einen Hund gesehen, der bellte sie so erschrecklich an, daß sie angst wurde und die offene See zu erreichen suchte, aber nie konnte sie die prächtigen Wälder, die grünen Hügel und die niedlichen Kinder vergessen, die im Wasser schwimmen konnten, obgleich sie keinen Fischschweif hatten.

Die vierte Schwester war nicht so dreist, sie blieb draußen mitten im wilden Meere, und erzählte, daß es gerade dort am schönsten sei! man sähe rings umher viele Meilen weit, und der Himmel stände wie eine Glasglocke darüber. Schiffe hatte sie gesehen, aber nur in weiter Ferne, sie sahen wie Strandmöven aus, und die possirlichen Delphine hatten kobeltz geschossen, und die großen Wallfische aus ihren Nasenlöchern Wasser empor gesprützt, so daß es ausgesehen hatte, wie hunderte von Springbrunnen rings umher.

Nun kam die Reihe an die fünfte Schwester; ihr Geburtstag war gerade im Winter und deshalb sah sie, was die andern das erste Mal nicht gesehen hatten. Die See nahm sich ganz grün aus und rings umher schwammen große Eisberge, ein jeder sah wie eine Perle aus, sagte sie, und war doch weit größer als die Kirchthürme, welche die Menschen bauen. Sie zeigten sich in den sonderbarsten Gestalten und glänzten wie Diamanten. Sie hatte sich auf eins der allergrößten gesetzt und alle Segler kreuzten erschrocken draußen herum, wo sie saß und den Wind mit ihrem langen Haare spielen ließ; aber gegen Abend wurde der Himmel mit Wolken überzogen, es blitzte und donnerte, während die schwarze See die großen Eisblöcke hoch empor hob und sie beim rothen Blitze scheinen ließ. Auf allen Schiffen nahm man die Segel ein, da war eine Angst und ein Grauen, aber sie saß ruhig auf ihrem schwimmenden Eisberge und sah die blauen Blitzstrahlen im Zickzack in die schimmernde See fahren.

Das erste Mal, wenn eine der Schwestern über das Wasser empor kam, war eine jede entzückt über das Neue und Schöne, was sie erblickte, aber da sie nun, als erwachsene Mädchen, die Erlaubniß hatten hinaufzusteigen wann sie wollten, wurde es ihnen gleichgültig, sie sehnten sich wieder zurück, und nach Verlauf eines Monats sagten sie, daß es da unten bei ihnen am allerschönsten sei, und da wäre man so hübsch zu Hause.

In mancher Abendstunde nahmen sich die fünf Schwestern einander in die Arme und stiegen in einer Reihe über das Wasser auf; herrliche Stimmen hatten sie, schöner denn irgend ein Mensch, und wenn dann ein Sturm im Anzuge war, so daß sie vermuthen konnten, daß Schiffe untergehen würden, schwammen sie vor den Schiffen her und besangen so lieblich, wie schön es auf dem Grunde des Meeres sei, und baten die Seeleute, sich nicht zu fürchten dahinunter zu kommen; aber diese konnten die Worte nicht verstehen, und glaubten, es sei der Sturm, und sie bekamen auch die Herrlichkeit dort unten nicht zu sehen, denn wenn das Schiff sank, ertranken die Menschen, und kamen als Leichen zu des Meerkönigs Schloß.

Wenn die Schwestern so des Abends, Arm in Arm, hoch durch das Wasser hinauf stiegen, dann stand die kleine Schwester ganz allein, und sah ihnen nach, und es war ihr als ob sie weinen müßte, aber die Seejungfrau hat keine Thränen, und darum leidet sie weit mehr.

„Ach, wäre ich doch funfzehn Jahre alt!“ sagte sie, „ich weiß, daß ich die Welt dort oben und die Menschen, die darauf wohnen und hausen, recht lieben werde.

Endlich war sie denn funfzehn Jahre alt.

„Sieh nun bist Du erwachsen,“ sagte die Großmutter, die alte Wittwekönigin. „Komm nun, laß mich Dich schmükken, gleich Deinen andern Schwestern! und sie setzte ihr einen Kranz weißer Lilien auf das Haar, aber jedes Blatt in

der Blume war die Hälfte einer Perle! und die Alte ließ acht große Austern sich im Schweife der Prinzessin festklemmen, um ihren hohen Rang zu zeigen.

„Das thut so weh!" sagte die kleine Seejungfrau.

„Ja Hoffart will Zwang haben!" sagte die Alte.

O! sie hätte so gern alle diese Pracht abschütteln und den schweren Kranz ablegen mögen, ihre rothen Blumen im Garten kleideten sie besser, aber sie konnte es nun nicht ändern. „Lebt wohl!" sprach sie und stieg so leicht und klar, gleich einer Blase, durch das Wasser auf.

Die Sonne war gerade untergegangen, wie sie den Kopf über das Wasser erhob, aber alle Wolken glänzten noch wie Rosen und Gold und inmitten der bleichrothen Luft strahlte der Abendstern so klar und schön, die Luft war mild und frisch und das Meer ganz ruhig. Da lag ein großes Schiff mit drei Masten, ein einziges Segel war nur aufgezogen, denn es rührte sich kein Lüftchen und rings umher im Tauwerk und auf den Stängen saßen Matrosen. Da war Musik und Gesang, und wie der Abend dunkler ward, wurden hunderte von bunten Laternen angezündet; sie sahen aus, als ob aller Nationen Flaggen in der Luft weheten. Die kleine Seejungfrau schwamm gerade bis zum Kajüttenfenster hin, und jedes Mal wenn das Wasser sie empor hob, konnte sie durch die spiegelklaren Fensterscheiben hineinblicken, wo so viele geputzte Menschen standen, aber der schönste war doch der junge Prinz mit

den großen schwarzen Augen, er war sicher nicht viel über sechszehn Jahre alt, es war sein Geburtstag, und deßhalb herrschte all diese Pracht. Die Matrosen tanzten auf dem Verdecke; und als der junge Prinz dahinaus trat, stiegen über hundert Raketen in die Luft, die leuchteten, wie der helle Tag, so daß die kleine Seejungfrau sehr erschrak und unter das Wasser tauchte, aber sie steckte bald den Kopf wieder hervor, und da war es gerade als ob alle Sterne des Himmels zu ihr herunter fielen. Nie hatte sie solche Feuerkünste gesehen. Große Sonnen sprühten herum, prächtige Feuerfische flogen in die blaue Luft, und Alles glänzte in der klaren, stillen See wieder. Auf dem Schiffe selbst war es so hell, daß man jedes kleine Tau, wie viel mehr nicht die Menschen sehen konnte. O wie war doch der junge Prinz hübsch, und er drückte den Leuten die Hände und lächelte, während die Musik in der herrlichen Nacht erklang.

Es wurde spät, aber die kleine Seejungfrau konnte ihre Augen nicht von dem Schiffe und dem schönen Prinzen wegwenden. Die bunten Laternen wurden ausgelöscht, Raketen stiegen nicht mehr in die Höhe, es ertönten auch keine Kanonenschüsse mehr, aber tief unten im Meere summte und brummte es, inzwischen saß sie auf dem Wasser und schaukelte auf und nieder, so daß sie in die Kajütte hineinblicken konnte; aber das Schiff bekam mehr Fahrt, das eine Segel breitete sich nach dem andern aus, nun gingen die

Wogen stärker, große Wolken zogen auf, es blitzte in der Ferne. O, es wird ein erschrecklich böses Wetter werden! deßhalb nahmen die Matrosen die Segel ein. Das große Schiff schaukelte in fliegender Fahrt auf der wilden See, das Wasser erhob sich, gleich großen schwarzen Bergen, die über die Maste wälzen wollten, aber das Schiff tauchte, einem Schwane gleich, zwischen den hohen Wogen nieder und ließ sich wieder auf die aufgethürmten Wasser heben. Der kleinen Seejungfrau bedünkte es gerade eine recht lustige Fahrt zu sein, aber so erschien es den Seeleuten nicht, das Schiff knackte und krachte, die dicken Planken bogen sich bei den starken Stößen, die See drang in das Schiff hinein, der Mast brach mitten durch, gerade als ob es ein Rohr wäre, und das Schiff schlängerte auf die Seite, während das Wasser in den Raum eindrang. Nun sah die kleine Seejungfrau, daß sie in Gefahr waren, sie mußte sich selbst vor Balken und Stücken vom Schiffe, die auf dem Wasser trieben, in Acht nehmen. Einen Augenblick war es so pechdunkel, daß sie nicht das mindeste wahrnehmen konnte, aber wenn es dann blitzte, wurde es wieder so hell, daß sie Alle auf dem Schiffe erkennen konnte; besonders suchte sie den jungen Prinzen, und sie sah ihn, als das Schiff verschwand, in das tiefe Meer versinken. Sogleich wurde sie ganz vergnügt, denn nun kam er zu ihr hinunter, aber da gedachte sie, daß die Menschen nicht im Wasser leben können, und daß er nicht anders als todt zum Schlosse

ihres Vaters hinunter gelangen konnte. Nein sterben, das durfte er nicht; deßhalb schwamm sie hin zwischen Balken und Planken, die auf der See trieben, vergaß völlig, daß diese sie hätten zerquetschen können, sie tauchte tief unter das Wasser und stieg wieder hoch zwischen den Wogen empor, und gelangte am Ende so zu dem jungen Prinzen hin, der fast nicht länger in der stürmenden See schwimmen konnte, seine Arme und Beine begannen zu ermatten, die schönen Augen schlossen sich, er hätte sterben müssen, wäre die kleine Seejungfrau nicht hinzugekommen. Sie hielt seinen Kopf über dem Wasser empor, und ließ sich dann mit ihm von den Wogen treiben, wohin sie wollten.

Am Morgen war das böse Wetter vorüber; von dem Schiffe war kein Spahn zu erblicken, die Sonne stieg so roth und glänzend aus dem Wasser empor, es war als ob des Prinzen Wangen Leben dadurch erhielten, aber die Augen blieben geschlossen; die Seejungfrau küßte seine hohe schöne Stirn und strich sein nasses Haar zurück: es kam ihr vor, als gleiche er der Marmorstatue unten in ihrem kleinen Garten, sie küßte ihn wieder, und wünschte, daß er doch leben möchte.

Nun erblickte sie vor sich das feste Land, hohe blaue Berge, auf deren Gipfel der weiße Schnee erglänzte, als wären es Schwäne, die dort lagen; unten an der Küste waren herrliche grüne Wälder, und vorne lag eine Kirche oder ein Kloster, das wußte sie nicht recht, aber ein Ge-

bäude war es. Citronen- und Apfelsinenbäume wuchsen da im Garten, und vor dem Thore standen hohe Palmbäume. Die See bildete hier eine kleine Bucht, da war es ganz stille, aber sehr tief, gerade bis zur Klippe hin, wo der weiße feine Sand aufgespühlt war, da schwamm sie mit dem schönen Prinzen hin, legte ihn in den Sand, aber sorgte besonders dafür, daß der Kopf hoch im warmen Sonnenschein lag.

Nun läuteten die Glocken in dem großen weißen Gebäude, und da kamen viele junge Mädchen durch den Garten. Da schwamm die kleine Seejungfrau weiter hinaus hinter einige hohe Steine, die aus dem Wasser empor ragten, legte See-Schaum auf ihr Haar und ihre Brust, so daß Niemand ihr kleines Antlitz sehen konnte, und dann paßte sie auf, wer zu dem armen Prinzen kommen würde.

Es währte nicht lange, bis ein junges Mädchen dorthin kam, sie schien sehr zu erschrecken, aber nur einen Augenblick, dann holte sie mehrere Menschen, und die Seejungfrau sah, daß der Prinz zum Leben zurückkehrte, und daß er Alle rings herum anlächelte, aber zu ihr hinaus lächelte er nicht, er wußte ja auch nicht, daß sie ihn gerettet hatte, sie fühlte sich so betrübt, und als er in das große Gebäude hineingeführt wurde, tauchte sie traurig unter das Wasser und kehrte zum Schlosse ihres Vaters zurück.

Immer war sie still und nachdenkend gewesen, aber

mm wurde sie es weit mehr. Die Schwestern fragten sie, was sie das erste Mal dort oben gesehen hatte, aber sie erzählte nichts.

Manchen Abend und Morgen stieg sie da hinauf, wo sie den Prinzen verlassen hatte. Sie sah, wie die Früchte des Gartens reiften und abgepflückt wurden, sie sah, wie der Schnee auf den hohen Bergen schmelz, aber den Prinzen erblickte sie nicht, und deßhalb kehrte sie immer betrübter heim. Da war es ihr einziger Trost, in ihrem kleinen Garten zu sitzen und ihre Arme um die schöne Marmorstatue zu schlingen, die dem Prinzen glich, aber ihre Blumen pflegte sie nicht, die wuchsen, wie in einer Wildniß, über die Gänge hinaus und flochten ihre langen Stiele und Blätter in die Zweige der Bäume hinein, so daß es dort ganz dunkel war.

Zuletzt konnte sie es nicht länger aushalten, sondern sagte es einer ihrer Schwestern, und da bekamen es gleich alle andern zu wissen, aber auch Niemand sonst als diese und ein Paar andere Seejungfrauen, die es nicht weiter sagten außer ihren nächsten Freundinnen. Eine von ihnen wußte, wer der Prinz war, sie hatte auch das Fest auf dem Schiffe gesehen, und gab an, woher er war, und wo sein Königreich lag.

„Komm, kleine Schwester!" sagten die andern Prinzessinnen, und Arm in Arm stiegen sie in einer langen

Reihe aus dem Meere empor, wo sie wußten, daß des Prinzen Schloß lag.

Dieses war aus einer hellgelben glänzenden Steinart aufgeführt, mit großen Marmortreppen, deren eine gerade in das Meer hinunter reichte. Prächtige vergoldete Kuppeln erhoben sich über das Dach, und zwischen den Säulen, die um das ganze Gebäude herumliefen, standen Marmorbilder, die sahen aus, als lebten sie. Durch das klare Glas in den hohen Fenstern blickte man in die prächtigsten Säle hinein, wo köstliche Seidengardinen und Teppiche aufgehängt und alle Wände mit großen Gemälden geziert waren, so, daß es ein wahres Vergnügen war es zu betrachten. Mitten in dem größten Saale plätscherte ein großer Springbrunnen, seine Strahlen reichten hoch hinauf gegen die Glaskuppel in der Decke, durch welche die Sonne auf das Wasser und die schönen Pflanzen schien, die im großen Bassin wuchsen.

Nun wußte sie, wo er wohnte, und dort war sie manchen Abend und manche Nacht auf dem Wasser; sie schwamm dem Lande weit näher, als eine der andern es gewagt hatte, ja sie ging den schmalen Kanal ganz hinauf, unter den prächtigen Marmor-Altan, welcher einen langen Schatten über das Wasser hinwarf. Hier saß sie und betrachtete den jungen Prinzen, der da glaubte, er sei ganz allein in dem klaren Mondenschein.

Sie sah ihn manchen Abend mit Musik in seinem

prächtigen Beete, wo die Flaggen weheten, segeln; sie lauschte durch das grüne Schilf hervor, und ergriff der Wind ihren langen silberweißen Schleier, und Jemand sah ihn, so glaubte er, es sei ein Schwan, der die Flügel ausbreite.

Sie hörte in mancher Nacht, wenn die Fischer mit Fackeln auf der See waren, daß sie so viel Gutes von dem jungen Prinzen erzählten, und es freute sie, daß sie sein Leben gerettet hatte, als er halb todt auf den Wogen umhertrieb, und sie dachte daran, wie fest sein Haupt an ihrem Busen geruht, und wie herzlich sie ihn da geküßt hatte; er wußte gar nichts davon, konnte nicht einmal von ihr träumen.

Mehr und mehr fing sie an die Menschen zu lieben, mehr und mehr wünschte sie unter ihnen umherwandeln zu können; deren Welt schien ihr weit größer zu sein, als die ihrige; sie konnten ja auf Schiffen über das Meer fliegen, auf den hohen Bergen hoch über die Wolken emporsteigen, und die Länder, die sie besaßen, erstreckten sich, mit Wäldern und Feldern, weiter, als ihre Blicke reichten. Da war so Vieles, was sie zu wissen wünschte, aber die Schwestern wußten ihr nicht Alles zu beantworten, deßhalb fragte sie die alte Großmutter und diese kannte die höhere Welt recht gut, die sie sehr richtig die Länder über dem Meere nannte.

„Wenn die Menschen nicht ertrinken" fragte die kleine

Seejungfrau, „können sie dann ewig leben, sterben sie nicht, wie wir hier unten im Meere?“

„Ja!“ sagte die Alte, „sie müssen auch sterben, und ihre Lebenszeit ist sogar noch kürzer als die unsere. Wir können dreihundert Jahre alt werden, aber wenn wir dann aufhören hier zu sein, so werden wir nur in Schaum auf dem Wasser verwandelt, haben nicht einmal ein Grab hier unten unter unsern Lieben. Wir haben keine unsterbliche Seele, wir erhalten nie wieder Leben, wir sind gleich dem grünen Schilf, ist das einmal durchschnitten, so kann es nicht wieder grünen! Die Menschen dahingegen haben eine Seele, die ewig lebt, lebt, nachdem der Körper zu Erde geworden ist; sie steigt durch die klare Luft empor, hinauf zu allen den glänzenden Sternen! so wie wir aus dem Wasser auftauchen und die Länder der Menschen erblicken, so steigen sie zu unbekannten herrlichen Orten auf, die wir nie zu sehen bekommen.“

„Weshalb bekamen wir keine unsterbliche Seele?“ fragte die kleine Seejungfrau betrübt, „ich möchte alle meine hundert Jahre, die ich zu leben habe, dafür geben, um nur einen Tag ein Mensch zu sein und dann Antheil an der himmlischen Welt zu haben.“

„Daran mußt Du nicht denken!“ sagte die Alte, „wir fühlen uns weit glücklicher und besser, als die Menschen dort oben!“

„Ich werde also sterben und als Schaum auf dem

Meere treiben, nicht die Musik der Wogen hören, die schönen Blumen und die rothe Sonne sehen? Kann ich denn gar nichts thun, um eine unsterbliche Seele zu gewinnen?" —

„Nein!" sagte die Alte, „nur wenn ein Mensch Dich so lieben würde, daß Du ihm mehr als Vater und Mutter wärest; wenn er mit all seinem Denken und all seiner Liebe an Dir hinge, und ließe den Prediger seine rechte Hand in die Deinige, mit dem Versprechen der Treue hier und in alle Ewigkeit, legen, dann flösse seine Seele in Deinen Körper über und auch Du erhieltest Antheil am Glück der Menschen. Er gäbe Dir Seele und behielte doch seine eigene. Aber das kann nie geschehen! Was hier im Meere gerade schön ist, Dein Fischschweif, finden sie dort auf der Erde häßlich, sie verstehen es nun nicht besser, man muß dort zwei plumpe Stützen haben, die sie Beine nennen, um schön zu sein!"

Da seufzte die kleine Seejungfrau und sah betrübt auf ihren Fischschweif.

„Laß uns froh sein," sagte die Alte, „hüpfen und springen wollen wir in den dreihundert Jahren, die wir zu leben haben, das ist wahrlich lange Zeit genug, später kann man sich um so besser ausruhen. Heute Abend werden wir Hofball haben!"

Das war auch eine Pracht, wie man sie nie auf Erden erblickt. Die Wände und die Decke des großen

Tanzsaals waren von dickem aber klarem Glase. Mehrere hundert kolossale Muschelschalen, rosenrothe und grasgrüne, standen zu jeder Seite in Reihen mit einem blau brennenden Feuer, welches den ganzen Saal beleuchtete und durch die Wände hinausschien, so daß die See draußen ganz beleuchtet war; man konnte alle die unzähligen Fische sehen, große und kleine, die gegen die Glasmauern hinschwammen, auf einigen glänzten die Schuppen purpurroth, auf andern erschienen sie wie Silber und Gold. — Mitten durch den Saal floß ein breiter Strom, und auf diesem tanzten die Meermänner und Meerweibchen zu ihrem eigenen lieblichen Gesang. So schöne Stimmen haben die Menschen auf der Erde nicht. Die kleine Seejungfrau sang am schönsten von ihnen allen, und sie wurde deßhalb applaudirt, und einen Augenblick fühlte sie eine Freude in ihrem Herzen, denn sie wußte, daß sie die schönste Stimme von allen auf der Erde und im Meere hätte! Aber bald gedachte sie wieder der Welt oben über sich; sie konnte den hübschen Prinzen und ihren Kummer, daß sie keine unsterbliche Seele wie er besitze, nicht vergessen. Deßhalb schlich sie sich aus ihres Vaters Schloß hinaus, und während Alles darinnen Gesang und Frohsinn war, saß sie betrübt in ihrem kleinen Garten. Da hörte sie das Waldhorn durch das Wasser ertönen, und sie dachte, nun segelt er sicher dort oben, er, von dem ich mehr halte als von Vater und Mutter, er, an dem meine Sinne hangen und in dessen Hand ich meines Lebens

Glück legen möchte. Alles will ich wagen um ihn und eine unsterbliche Seele zu gewinnen! Während meine Schwestern dort in meines Vaters Schloß tanzen, will ich zur Meerhexe gehen, vor der ich immer so bange gewesen bin, aber sie kann vielleicht rathen und helfen!"

Nun ging die kleine Seejungfrau aus ihrem Garten hinaus nach den brausenden Strudeln hin, hinter denen die Hexe wohnte. Den Weg hatte sie früher nie zurückgelegt, da wuchsen keine Blumen, kein Seegras, nur der nackte graue Sandboden erstreckte sich gegen die Strudel hin, wo das Wasser gleich brausenden Mühlenrädern herumwirbelte und alles, was es erfaßte, mit sich in die Tiefe riß; mitten zwischen diesen zermalmenden Wirbeln mußte sie hindurch, um in das Bereich der Meerhexe zu gelangen, und hier war ein langes Stück kein anderer Weg als über warmen sprudelnden Schlamm, diesen nannte die Hexe ihren Torfmoor. Dahinter lag ihr Haus mitten in einem seltsamen Walde. Alle Bäume und Büsche waren Polypen, halb Thier und halb Pflanze, sie sahen aus, wie hundertköpfige Schlangen, die aus der Erde hervor wuchsen; alle Zweige waren lange schleimige Arme, mit Fingern wie geschmeidige Würmer, und Glied vor Glied bewegten sie sich von der Wurzel bis zur äußersten Spitze. Alles, was sie im Meere erfassen konnten, umschlangen sie fest und ließen es nie wieder fahren. Die kleine Seejungfrau blieb vor denselben ganz erschreckt ste-

hen; ihr Herz pochte vor Furcht, fast wäre sie umgekehrt, aber da dachte sie an den Prinzen und an die Seele der Menschen, und da bekam sie Muth. Ihr langes fliegendes Haar band sie fest um das Haupt, damit die Polypen sie nicht daran ergreifen möchten, beide Hände legte sie über ihre Brust zusammen, und schoß so davon, wie der Fisch durch das Wasser schießen kann, zwischen die häßlichen Polypen hindurch, die ihre geschmeidigen Arme und Finger hinter ihr herstreckten. Sie sah, wie jeder von ihnen etwas hielt, was er ergriffen hatte, mit Hunderten von kleinen Armen hielt, gleich starken Eisenbanden. Menschen, die auf der See umgekommen und tief hinunter gesunken waren, sahen als weiße Gerippe aus der Polypen Armen hervor. Schiffsruder und Kisten hielten sie fest, Skelette von Landthieren und ein kleines Meerweib, welches sie gefangen und erstickt hatten, das war ihr fast das erschrecklichste.

Nun kam sie zu einem großen sumpfigen Platz im Walde, wo große, fette Wasserschnecken sich wälzten und ihren häßlichen weißgelben Bauch zeigten. Mitten auf dem Platze war ein Haus, von weißen Knochen gestrandeter Menschen errichtet, da saß die Meerhexe und ließ eine Kröte aus ihrem Munde fressen, gerade wie die Menschen einem kleinen Kanarienvogel Zucker zu essen geben. Die häßlichen fetten Wasserschnecken nannte sie ihre kleinen Küchlein und ließ sie sich auf ihrer großen schwammigen Brust wälzen.

„Ich weiß schon, was Du willst!“ sagte die Meerhexe, „es ist zwar dumm von dir, doch sollst du deinen Willen haben, denn er wird dich ins Unglück stürzen, meine schöne Prinzessin. Du willst gern deinen Fischschweif los sein und statt dessen zwei Stützen gleich wie die Menschen zum Gehen haben, damit der junge Prinz verliebt in dich werden möge, und du ihn und eine unsterbliche Seele erhalten kannst!“ dabei lachte die Hexe laut und widerlich, so daß die Kröte und die Schnecken auf die Erde fielen, wo sie sich wälzten. „Du kömmst gerade zur rechten Zeit,“ sagte die Hexe, „morgen, wenn die Sonne aufgeht, könnte ich dir nicht helfen, bis wieder ein Jahr um wäre. Ich werde dir einen Trank bereiten, mit dem mußt du, bevor die Sonne aufgeht, nach dem Lande schwimmen, dich dort an das Ufer setzen und ihn trinken, dann verschwindet dein Schweif und schrumpft zu dem, was die Menschen niedliche Beine nennen, ein, aber es thut wehe, es ist als ob ein scharfes Schwerdt dich durchdränge. Alle, die dich sehen, werden sagen, du seist das schönste Menschenkind was sie gesehen haben! du behälst deinen schwebenden Gang, keine Tänzerin kann schweben wie du, aber jeder Schritt, den du machst, ist als ob du auf scharfe Messer tretest, als ob dein Blut fließen müßte. Willst du alles dieses leiden, so werde ich dir helfen!“

„Ja!“ sagte die kleine Seejungfrau mit bebender

Stimme, und gedachte des Prinzen und der unsterblichen Seele.

„Aber bedenke," sagte die Hexe, „hast du erst menschliche Gestalt bekommen, so kannst du nie wieder eine Seejungfrau werden! du kannst nie durch das Wasser zu deinen Schwestern und zum Schlosse deines Vaters zurückkehren, und gewinnst du des Prinzen Liebe nicht, so daß er für dich Vater und Mutter vergißt, an dir mit Leib und Seele hängt und den Priester eure Hände in einanderlegen läßt, daß ihr Mann und Frau werdet, so bekömmst du keine unsterbliche Seele! den ersten Morgen nachdem er mit einer andern verheirathet ist, da wird dein Herz brechen, und du wirst zu Schaum auf dem Wasser."

„Ich will es!" sagte die kleine Seejungfrau und war bleich wie der Tod.

„Aber mich mußt du auch bezahlen!" sagte die Hexe, „und es ist nicht wenig was ich verlange. Du hast die schönste Stimme von Allen hier auf dem Grunde des Meeres, damit glaubst du wohl ihn bezaubern zu können, aber diese Stimme mußt du mir geben. Das Beste, was du besitzest, will ich für meinen köstlichen Trank haben! mein eigen Blut muß ich dir ja darin geben, damit der Trank scharf werde, wie ein zweischneidig Schwert!"

„Aber wenn du meine Stimme nimmst," sagte die kleine Seejungfrau, „was bleibt mir dann übrig?"

„Deine schöne Gestalt," sagte die Hexe, „dein schö-

bender Gang und deine sprechenden Augen, damit kannst du schon ein Menschenherz bethören. Nun, hast du den Muth verloren! strecke deine kleine Zunge hervor, dann schneide ich sie an Zahlungs statt ab, und du erhältst den kräftigen Trank!"

„Es geschehe!" sagte die kleine Seejungfrau, und die Hexe setzte ihren Kessel auf, um den Zaubertrank zu kochen. „Reinlichkeit ist eine gute Sache!" sagte sie und scheuerte den Kessel mit den Schnecken ab, die sie in einem Knoten band; nun ritzte sie sich selbst in die Brust und ließ ihr schwarzes Blut dahinein tröpfeln, der Dampf bildete die sonderbarsten Gestalten, so daß Einem angst und bange werden mußte. Jeden Augenblick warf die Hexe neue Sachen in den Kessel, und als es recht kochte, war es, als ob ein Krokodil weint. Zuletzt war der Trank fertig, er sah wie das klareste Wasser aus!

„Da hast du ihn!" sagte die Hexe und schnitt der kleinen Seejungfrau die Zunge ab, die nun stumm war, weder singen noch sprechen konnte.

„Sollten die Polypen dich ergreifen, wenn du durch meinen Wald zurück kehrst," sagte die Hexe, „so wirf nur einen einzigen Tropfen dieses Getränkes auf sie, davon zerspringen ihre Arme und Finger in tausend Stücke!" aber das brauchte die kleine Seejungfrau nicht zu thun, die Polypen zogen sich erschrocken vor ihr zurück, als sie den glänzenden Trank erblickten, der in ihrer Hand leuchtete,

als sei es ein funkelnder Stern. So kam sie schnell durch den Wald, das Meer und die brausenden Strudel.

Sie konnte ihres Vaters Schloß sehen; die Fackeln waren in dem großen Tanzsaale erloschen; sie schliefen sicher Alle darinnen, aber sie wagte doch nicht sie aufzusuchen, nun da sie stumm war und sie auf immer verlassen wollte: Es war als ob ihr Herz vor Trauer zerspringen sollte. Sie schlich in den Garten, nahm eine Blume von jedem Blumenbeet ihrer Schwestern, warf Tausende von Kußfingern dem Schlosse zu und stieg durch die dunkelblaue See hinauf.

Die Sonne war noch nicht aufgegangen, als sie des Prinzen Schloß erblickte und die prächtige Marmortreppe bestieg. Der Mond schien herrlich klar. Die kleine Seejungfrau trank den brennenden scharfen Trank, und es war, als ginge ein zweischneidiges Schwert durch ihren feinen Körper, sie fiel dabei in Ohnmacht und lag wie todt da. Als die Sonne über die See schien, erwachte sie, und sie fühlte einen schneidenden Schmerz, aber gerade vor ihr stand der schöne junge Prinz, er heftete seine kohlschwarzen Augen auf sie, so daß sie die ihrigen niederschlug und wahrnahm, daß ihr Fischschweif fort war, und daß sie die niedlichsten kleinen, weißen Beine hatte, die nur ein kleines Mädchen haben kann, aber sie war ganz nackt, deshalb hüllte sie sich in ihr großes, langes Haar ein. Der Prinz fragte, wer sie sei, und wie sie dahin gekommen wäre, und

Die kleine Seejungfrau.
(Seite 20.)

sie
bla
er
Ich
aus
a
a
ll

anz
sie
Sk
und
ein
kla
klei
sch
sen
Eu

zu
ihr
an
no

sah ihn milde und doch so betrübt mit ihren dunkel-
auen Augen an, sprechen konnte sie ja nicht. Da nahm
sie bei der Hand und führte sie in das Schloß hinein.
eder Schritt, den sie that, war, wie die Hexe ihr im Vor-
s gesagt hatte, als trete sie auf spitze Nadeln und
arfe Messer, aber das ertrug sie gern; an des Prinzen
and stieg sie so leicht, wie eine Blase, und er so wie
lle wunderten sich über ihren lieblichen, schwebenden
ng.

Köstliche Kleider von Seide und Mousselin bekam sie nun
nzuziehn, im Schlosse war sie die schönste von Allen, aber
e war stumm, konnte weder singen noch sprechen. Herrliche
klavinnen, in Seide und Gold gekleidet, kamen hervor
d sangen vor dem Prinzen und seinen königlichen Eltern,
ne sang schöner als alle die andern und der Prinz
atschte in die Hände und lächelte sie an, da wurde die
eine Seejungfrau betrübt, sie wußte, daß sie selbst weit
höner gesungen hatte! sie dachte: „O er sollte nur wis-
n, daß ich, um bei ihm zu sein, meine Stimme für alle
wigkeit fortgegeben habe!"

Nun tanzten die Sklavinnen niedlich schwebende Tänze
r herrlichsten Musik, da erhob die kleine Seejungfrau
re schönen weißen Arme, richtete sich auf die Zehenspitze
uf und schwebte tanzend über den Fußboden hin, wie
och keine getanzt hatte; bei jeder Bewegung wurde ihre

Schönheit noch sichtbarer, und ihre Augen sprachen tiefer zum Herzen, als der Gesang der Sklavinnen.

Alle waren entzückt davon, besonders der Prinz, der sie sein kleines Findelkind nannte, und sie tanzte mehr und mehr, obwohl es jedesmal, wenn ihr Fuß die Erde berührte, war, als ob sie auf scharfe Messer trete. Der Prinz sagte, daß sie immer bei ihm sein solle, und sie erhielt die Erlaubniß vor seiner Thüre auf einem Sammet-Kissen zu schlafen.

Er ließ ihr eine Männertracht machen, damit sie ihn zu Pferde begleiten könne. Sie ritten durch die duftenden Wälder, wo die grünen Zweige ihre Schultern berührten und die kleinen Vögel hinter den frischen Blättern sangen. Sie kletterte mit dem Prinzen auf die hohen Berge hinauf, und obgleich ihre feinen Füße bluteten, so daß die Andern es sehen konnten, lachte sie doch darüber und folgte ihm, bis sie die Wolken unter sich segeln sahen, als wäre es ein Schwarm Vögel, die nach fremden Ländern ziehen.

Zu Hause in des Prinzen Schloß, wenn des Nachts die Andern schliefen, ging sie auf die breite Marmortreppe hinaus, und es kühlte ihre brennenden Füße im kalten Seewasser zu stehen, und dann gedachte sie derer dort unten in der Tiefe.

Eines Nachts kamen ihre Schwestern Arm in Arm, sie sangen so traurig, indem sie über dem Wasser schwammen, und sie winkte ihnen, und sie erkannten sie und er-

zählten, wie sie sie allesammt betrübt gemacht hätte. Darauf besuchten sie dieselben in jeder Nacht, und eines Nachts erblickte sie, weit hinaus, die alte Großmutter, die in vielen Jahren nicht über der Meeresfläche gewesen war, und den Seekönig, mit seiner Krone auf dem Haupte, sie streckten die Hände gegen sie aus, aber wagten sich dem Lande nicht so nahe, als die Schwestern.

Tag für Tag wurde sie dem Prinzen lieber, er liebte sie, wie man ein gutes, liebes Kind liebt, aber sie zu seiner Königin zu machen, kam ihm nicht in den Sinn, und seine Frau mußte sie doch werden, sonst erhielt sie keine unsterbliche Seele, und mußte an seinem Hochzeitsmorgen zu Schaum auf dem Meere werden.

„Liebst du mich nicht am meisten, von ihnen allen!“ schienen der kleinen Seejungfrau Augen zu sagen, wenn er sie in seine Arme nahm und ihre schöne Stirn küßte.

„Ja, du bist mir die liebste,“ sagte der Prinz, „denn du hast das beste Herz von Allen, du bist mir am meisten ergeben, und du gleichst einem jungen Mädchen, die ich einmal sah, aber sicher nie wiederfinde. Ich war auf einem Schiffe, welches strandete, die Wellen warfen mich bei einem heiligen Tempel an das Land, wo mehrere junge Mädchen den Dienst verrichteten, die jüngste dort fand mich am Ufer und rettete mein Leben, ich sah sie nur zwei Mal; sie wäre die einzige, die ich in dieser Welt lieben könnte, aber du gleichst ihr, du verdrängst fast ihr Bild in meiner

Seele, sie gehört dem heiligen Tempel an, und deshalb hat mein gutes Glück dich mir gesendet, nie wollen wir uns trennen!" — „Ach, er weiß nicht, daß ich sein Leben gerettet habe!" dachte die kleine Seejungfrau, „ich trug ihn über das Meer zum Walde hin, wo der Tempel steht, ich saß hinter dem Schaume und sah, ob keine Menschen kommen würden. Ich sah das hübsche Mädchen, die er mehr liebt als mich!" und die Seejungfrau seufzte tief, weinen konnte sie nicht. „Das Mädchen gehört dem heiligen Tempel an, hat er gesagt, sie kömmt nie in die Welt hinaus, sie begegnen sich nicht mehr, ich bin bei ihm, sehe ihn jeden Tag, ich will ihn pflegen, lieben, ihm mein Leben opfern!"

Aber nun soll der Prinz sich verheirathen und des Nachbar-Königes schöne Tochter haben! erzählte man, deshalb rüstet er ein so prächtiges Schiff aus. Der Prinz reist um des Nachbarkönigs Länder zu besichtigen, heißt es wohl, aber es geschieht um des Nachbarkönigs Tochter zu sehen, ein großes Gefolge soll ihn begleiten: aber die kleine Seejungfrau schüttelte mit dem Haupte und lächelte; sie kannte des Prinzen Gedanken weit besser als alle die Anderen. „Ich muß reisen!" hatte er zu ihr gesagt, „ich muß die schöne Prinzessin sehen, meine Eltern verlangen es, aber sie wollen mich nicht zwingen, sie hierher als meine Braut zu führen! ich kann sie nicht lieben! sie gleichet nicht dem schönen Mädchen im Tempel, der du ähnelst,

sollte ich einst eine Braut wählen, so würdest du es eher sein, mein stummes Findelkind mit den sprechenden Augen!" und er küßte ihren rothen Mund, spielte mit ihren langen Haaren und legte sein Haupt an ihr Herz, so daß dieses von Menschen-Glück und einer unsterblichen Seele träumte.

„Du fürchtest doch das Meer nicht, mein stummes Kind!" sagte er als sie auf dem prächtigen Schiffe standen, welches ihn nach den Ländern des Nachbarkönigs führen sollte; und er erzählte ihr vom Sturm und der Windstille, von seltsamen Fischen in der Tiefe und was die Taucher dort gesehen, und sie lächelte bei seiner Erzählung, sie wußte ja besser, als sonst Jemand, auf dem Grunde des Meeres Bescheid.

In der mondklaren Nacht, wenn sie Alle, bis auf den Steuermann schliefen, der am Ruder stand, saß sie an dem Bord des Schiffes und starrte durch das klare Wasser hinunter, und sie glaubte ihres Vaters Schloß zu erblicken, hoch auf demselben stand die alte Großmutter mit der Silberkrone auf dem Haupte und starrte durch die reißenden Ströme gegen des Schiffes Kiel empor. Da kamen ihre Schwestern über dem Wasser hervor, und starrten sie traurig an und rangen ihre weißen Hände, sie winkte ihnen, lächelte und wollte erzählen, daß ihr Alles gut und glücklich ginge, aber der Schiffsjunge näherte sich ihr und die Schwestern tauchten unter, so daß er glaubte, das

Weiße, was er gesehen, sei Schaum auf der See gewesen.

Am nächsten Morgen segelte das Schiff in den Hafen in des Nachbarkönigs prächtiger Stadt. Alle Kirchenglocken läuteten, und von den hohen Thürmen wurden die Posaunen geblasen, während die Soldaten mit wehenden Fahnen und blitzenden Bajonetten dastanden. Jeder Tag führte ein Fest mit sich. Ball und Gesellschaft folgten einander, aber die Prinzessin war noch nicht da, sie wurde weit davon entfernt in einem heiligen Tempel erzogen, sagten sie, dort lernte sie alle königlichen Tugenden. Endlich traf sie ein.

Die kleine Seejungfrau stand begierig ihre Schönheit zu sehen, und sie mußte solche anerkennen, eine lieblichere Erscheinung hatte sie noch nie gesehen. Die Haut war so fein und klar und hinter den langen dunklen Augenwimpern lächelten ein Paar schwarzblaue, treue Augen.

„Du bist es!“ sagte der Prinz, „Du, die mich gerettet hat, als ich gleich einer Leiche an der Küste lag!“ und er drückte seine erröthende Braut in seine Arme. „O ich bin allzu glücklich!“ sagte er zur kleinen Seejungfrau. „Das Beste, was ich je hoffen durfte, ist mir in Erfüllung gegangen. Du wirst Dich über mein Glück freuen, denn Du meinst es am besten mit mir von ihnen allen!“ Und die kleine Seejungfrau küßte seine Hand, und es kam ihr schon vor als fühle sie ihr Herz brechen. Sein Hochzeits-

Morgen würde ihr ja den Tod geben und sie in Schaum auf dem Meere verwandeln.

Alle Kirchenglocken läuteten, die Herolde ritten in den Straßen umher und verkündeten die Verlobung. Auf allen Altären brannte duftendes Oel in köstlichen Silberlampen. Die Priester schwangen die Räucherfässer und Braut und Bräutigam reichten einander die Hand und erhielten den Segen des Bischofs. Die kleine Seejungfrau stand in Seide und Gold und hielt die Schleppe der Braut, aber ihre Ohren hörten die festliche Musik nicht, ihr Auge sah die heilige Ceremonie nicht, sie gedachte ihrer Todesnacht, und Allem was sie in dieser Welt verloren hatte.

Noch desselben Abends gingen die Braut und der Bräutigam an Bord des Schiffes, die Kanonen donnerten, alle Flaggen wehten, und mitten auf dem Schiffe war ein köstliches Zelt von Gold und Purpur und mit den schönsten Kissen errichtet, da sollte das Brautpaar in der stillen, kühlen Nacht schlafen.

Die Segel schwellen im Winde, und das Schiff glitt leicht und ohne große Bewegung über die klare See dahin.

Als es dunkelte, wurden bunte Lampen angezündet und die Seeleute tanzten lustige Tänze auf dem Verdecke. Die kleine Seejungfrau mußte ihres ersten Auftauchens aus dem Meere gedenken, wo sie dieselbe Pracht und Freude erblickt hatte, und sie wirbelte sich mit im Tanze, schwebte, wie die Schwalbe schwebt wenn sie verfolgt wird, und alle

jubelten ihr Bewunderung zu, nie hatte sie so herrlich ge- tanzt; es schnitt wie scharfe Messer in die feinen Füße, aber sie fühlte es nicht; es schnitt ihr schmerzlicher durch das Herz. Sie wußte, es sei der letzte Abend, an dem sie ihn erblicke, für den sie ihre Verwandten und ihre Heimath verlassen, ihre schöne Stimme dahingegeben und täglich un- endliche Qualen ertragen hatte, ohne daß er eine Idee davon hatte. Es war die letzte Nacht, daß sie dieselbe Luft mit ihm einathmete, das tiefe Meer und den sternklaren Himmel erblickte, eine ewige Nacht ohne Gedanken und Traum harrte ihrer, die keine Seele hatte, keine Seele gewinnen konnte. Und Alles war Freude und Heiterkeit auf dem Schiffe bis weit über Mitternacht hinaus, sie lachte und tanzte mit To- desgedanken im Herzen. Der Prinz küßte seine schöne Braut, und sie spielte mit seinen schwarzen Haaren, und Arm in Arm gingen sie zur Ruhe in das prächtige Zelt.

Es wurde todt und stille auf dem Schiffe, nur der Steuermann stand am Ruder, die kleine Seejungfrau legte ihre weißen Arme auf den Schiffsbord und blickte gegen Osten nach der Morgenröthe, der erste Sonnenstrahl, wußte sie, würde sie tödten. Da sah sie ihre Schwestern der Fluth entsteigen, sie waren bleich, wie sie; ihre langen schönen Haare weheten nicht mehr im Winde, sie waren abge- schnitten.

„Wir haben es der Hexe gegeben, um Dir Hülfe bringen zu können, damit Du diese Nacht nicht stürbest!

Sie hat uns ein Messer gegeben, hier ist es! siehst Du wie scharf? Bevor die Sonne aufgeht, mußt Du es in das Herz des Prinzen stechen, und wenn dann das warme Blut auf Deine Füße spritzt, so wachsen diese in einen Fischschweif zusammen und Du wirst wieder eine Seejungfrau, kannst zu uns herab steigen und lebst Deine dreihundert Jahre, bevor Du der todte, salzige Seeschaum wirst. Beeile Dich! er oder Du mußt sterben, bevor die Sonne aufgeht! unsere alte Großmutter trauert so, daß ihr weißes Haar gefallen ist, wie das unsrige, von der Scheere der Hexe. Tödte den Prinzen und komm zurück! Beeile Dich, siehst Du den rothen Streifen am Himmel? In wenigen Minuten steigt die Sonne auf, und dann mußt Du sterben!" und sie stießen einen tiefen Seufzer aus und versanken in die Wogen.

Die kleine Seejungfrau zog den Purpurteppich vom Zelte fort, und sie sah die schöne Braut mit ihrem Haupte an des Prinzen Brust ruhen, und sie bog sich nieder, küßte ihn auf seine schöne Stirn, blickte gen Himmel auf, wo die Morgenröthe mehr und mehr leuchtete, betrachtete das scharfe Messer und heftete die Augen wieder auf den Prinzen, der im Traum seine Braut beim Namen nannte, nur sie war in seinen Gedanken, und das Messer zitterte in der Seejungfrau Hand, — aber da warf sie es weit hinaus in die Wogen, die glänzten roth, wo es hinfiel, es sah aus, als keimten Blutstropfen aus dem Wasser auf. Noch ein=

mal sah sie mit halbgebrochenem Blicke auf den Prinzen, stürzte sich vom Schiffe in das Meer hinab, und fühlte, wie ihr Körper sich in Schaum auflöste.

Nun stieg die Sonne aus dem Meere auf, die Strahlen fielen so mild und warm auf den todtkalten Meeresschaum und die kleine Seejungfrau fühlte nichts vom Tode, sie sah die klare Sonne, und eben über ihr schwebten hunderte von durchsichtigen, herrlichen Geschöpfen; sie konnte durch dieselben des Schiffes weiße Seegel und des Himmels rothe Wolken erblicken, die Sprache derselben war Melodie, aber so geistig, daß kein menschliches Ohr es vernehmen, ebenso wie kein menschliches Auge sie erblicken konnte; ohne Schwingen schwebten sie vermittelst ihrer eigenen Leichtigkeit durch die Luft. Die kleine Seejungfrau sah, daß sie einen Körper hatte wie diese, der sich mehr und mehr aus dem Schaume erhob.

„Zu wem komme ich?“ fragte sie, und ihre Stimme klang wie die der andern Wesen, so geistig, daß keine irdische Musik sie wiederzugeben vermag.

„Zu den Töchtern der Luft!“ erwiederten die Andern. „Die Seejungfrau hat keine unsterbliche Seele, kann sie nie erhalten, wenn sie nicht eines Menschen Liebe gewinnt! von einer fremden Macht hängt ihr ewiges Dasein ab. Die Töchter der Luft haben auch keine ewige Seele, aber sie können durch gute Handlungen sich selbst eine schaffen. Wir fliegen nach den warmen Ländern, wo die schwüle

Pestluft den Menschen tödtet; dort fächeln wir Kühlung. Wir breiten den Duft der Blumen durch die Luft aus und senden Erquickung und Heilung. Wenn wir dreihundert Jahre lang gestrebt haben alles Gute, was wir vermögen, zu vollbringen, so erhalten wir eine unsterbliche Seele und nehmen Theil am ewigen Glücke der Menschen. Du arme kleine Seejungfrau hast mit ganzem Herzem nach demselben, wie wir, gestrebt, du hast gelitten und geduldet, dich zur Luftgeisterwelt erhoben, nun kannst Du Dir selbst, durch gute Werke, nach drei Jahrhunderten eine unsterbliche Seele schaffen.

Und die kleine Seejungfrau erhob ihre verklärten Arme gegen Gottes Sonne, und zum ersten Mal fühlte sie Thränen. — Auf dem Schiffe war wieder Lärm und Leben, sie sah den Prinzen mit seiner schönen Braut nach ihr suchen, wehmüthig starrten sie den perlenden Schaum an, als ob sie wüßten, daß sie sich in die Fluthen gestürzt hatte. Unsichtbar küßte sie die Stirn der Braut, lächelte ihn an, und stieg mit den übrigen Kindern der Luft auf die rosenrothe Wolke hinauf, welche den Aether durchsegelte.

„Nach dreihundert Jahren schweben wir so in das Reich Gottes hinein!“

„Auch können wir noch früher dahingelangen!“ flüsterte eine Tochter der Luft. „Unsichtbar schweben wir in die Häuser der Menschen hinein, wo da Kinder sind und für jeden Tag, an dem wir ein gutes Kind finden, welches

seinen Eltern Freude bereitet und deren Liebe verdient, verkürzt Gott unsere Prüfungszeit. Das Kind weiß nicht, wann wir durch die Stube fliegen, und müssen wir aus Freude über dasselbe lächeln, so wird ein Jahr von den dreihundert abgenommen, aber sehen wir ein unartiges und böses Kind, so müssen wir Thränen der Trauer vergießen, und jede Thräne legt unserer Prüfungszeit einen Tag zu!" —

Das Liebespaar.

Ein Kreisel und ein Ball lagen im Kasten beisammen unter anderem Spielzeug, und da sagte der Kreisel zum Balle: „Wollen wir nicht Brautleute sein*), da wir doch in dem Kasten zusammen liegen?" aber der Ball, welcher von Saffian genäht war, und der sich eben so viel einbildete als ein feines Fräulein, wollte auf dergleichen nicht antworten.

Am nächsten Tage kam der kleine Knabe, dem das Spielzeug gehörte; er bemalte den Kreisel roth und gelb und schlug einen Messing-Nagel mitten hinein; dies sah gerade recht prächtig aus, wenn der Kreisel sich herumdrehte.

„Sehen Sie mich an!" sagte er zum Balle. „Was sagen Sie nun? wollen wir nun nicht Brautleute sein, wir passen so gut zu einander, Sie springen und ich tanze! glücklicher als wir Beide würde Niemand werden können!"

„So, glauben Sie das?" sagte der Ball, „Sie wissen wohl nicht, daß mein Vater und meine Mutter Saffian-Pantoffeln gewesen sind, und daß ich einen Kork im Leibe habe!"

---

*) Im Dänischen ist „Ball" (Bold) generis communis.

„Ja, aber ich bin von Mahagonyholz!" sagte der Kreisel, „und der Stadtrichter hat mich selbst gedrechselt, er hat seine eigene Drechselbank und es hat ihm viel Vergnügen gemacht."

„Kann ich mich darauf verlassen?" fragte der Ball.

„Möge ich niemals Peitsche bekommen, wenn ich lüge!" erwiederte der Kreisel.

„Sie wissen gut für sich zu sprechen!" sagte der Ball, „aber ich kann doch nicht, ich bin mit einer Schwalbe so gut wie versprochen! jedesmal, wenn ich in die Luft fliege, steckt sie den Kopf zum Neste heraus und fragt: „wollen Sie?" und nun habe ich innerlich ja gesagt, und das ist so gut wie eine halbe Verbindung! aber ich verspreche Ihnen, Sie nie zu vergessen!"

„Ja, das wird viel helfen!" sagte der Kreisel, und so sprachen sie nicht mehr mit einander.

Am nächsten Tage wurde der Ball von dem Knaben vorgenommen! der Kreisel sah, wie er hoch in die Luft flog, gleich einem Vogel, zuletzt konnte man ihn gar nicht mehr erblicken; jedes Mal kam er wieder zurück, machte aber immer einen hohen Sprung, wenn er die Erde berührte, und das geschah entweder aus Sehnsucht, oder weil er einen Kork im Leibe hatte. Das neunte Mal aber blieb der Ball fort und kam nicht mehr wieder; und der Knabe suchte und suchte, aber weg war er.

„Ich weiß wohl, wo er ist!" seufzte der Kreisel, „er

ſt im Schwalbenneſte und hat ſich mit der Schwalbe ver-
eirathet!“

Je mehr der Kreiſel daran dachte, um ſo mehr wurde
r für den Ball eingenommen; gerade weil er ihn nicht be-
ommen konnte, darum nahm die Liebe zu; daß er einen
ndern genommen hatte, das war das Eigenthümliche dabei;
nd der Kreiſel tanzte herum und ſchnurrte, dachte aber
mmer an den Ball, welcher in ſeinen Gedanken immer
höner und ſchöner wurde. So verſtrich manches Jahr
– — und da war es eine alte Liebe.

Und der Kreiſel war nicht mehr jung — —! aber
a wurde er eines Tages ganz und gar vergoldet, nie hatte
ſo ſchön ausgeſehen; er war nun ein Goldkreiſel und
rang, daß es darnach ſchnurrte. Ja, das war doch noch
twas, aber auf einmal ſprang er zu hoch und —
eg war er!

Man ſuchte und ſuchte, ſelbſt unten im Keller, doch
war nicht zu finden.

— — Wo war er?

Er war in das Müllfaß geſprungen, wo da Allerlei:
ohlſtrünke, Müll und Schutt lag, welches von der Dach-
nne herunter gefallen war.

„Nun liege ich freilich gut! Hier wird die Vergoldung
ld von mir verſchwinden, ach, unter welchen Unrath bin
hier gerathen!“ und dann ſchielte er nach einem langen
ohlſtrunk, welcher allzu kurz abgeſtreift war, und nach

einem sonderbaren runden Dinge, welches wie ein alter Apfel aussah; — aber es war kein Apfel, es war ein alter Ball, welcher viele Jahre in der Dachrinne gelegen, und den das Wasser durchdrungen hatte.

„Gott sei Dank, da kommt doch einer unsers Gleichen, mit dem man sprechen kann!" sagte der Ball und betrachtete den vergoldeten Kreisel. „Ich bin eigentlich von Saffian, von Jungfrauen Händen genäht, und habe einen Kork im Leibe, aber das sollte mir Niemand ansehen! ich war nahe daran mich mit einer Schwalbe zu verheirathen, aber da fiel ich in die Dachrinne, und da habe ich wohl fünf Jahre gelegen und bin ausgequollen! Glauben Sie mir, das ist eine lange Zeit für ein junges Mädchen!"

Aber der Kreisel sagte nichts, er dachte an sein altes Liebchen und je mehr er hörte, desto klarer wurde es ihm, daß sie es war.

Da kam das Dienstmädchen und wollte das Faß umwenden: „Heissa, da ist der Goldkreisel!" sagte sie.

Und der Kreisel kam wieder zu großem Ansehen und Ehre, aber vom Balle hörte man nichts, und der Kreisel sprach nie mehr von seiner alten Liebe; die vergeht, wenn die Geliebte fünf Jahre lang in einer Wasserrinne gelegen hat und ausgequollen ist, ja man erkennt sie nicht wieder, wenn man ihr im Müllfasse begegnet.

Der kleine Klaus und der große Klaus.

In einem Dorfe wohnten zwei Leute, die beide denselben Namen hatten, alle beide hießen sie **Klaus**, aber der eine besaß vier Pferde und der andere nur ein einziges Pferd; um sie nun von einander unterscheiden zu können, nannte man den, der vier Pferde besaß, den großen **Klaus**, und den, der nur ein einziges Pferd hatte, den kleinen Klaus. Nun wollen wir hören, wie es den beiden erging, denn es ist eine wahre Geschichte.

Die ganze Woche hindurch mußte der kleine Klaus für den großen Klaus pflügen, und ihm sein einziges Pferd leihen; dann half der große **Klaus** ihm wieder mit allen seinen vieren, aber nur einmal wöchentlich, und das war des Sonntags. Hussa! wie klatschte der kleine Klaus mit seiner Peitsche über alle fünf Pferde, sie waren ja nun so gut wie sein, an dem einen Tage. Die Sonne schien so herrlich, und alle Glocken im Kirchthurme läuteten zur

Kirche, die Leute waren alle so geputzt und gingen mit dem Gesangbuche unter dem Arme den Prediger predigen zu hören und sie sahen den kleinen Klaus, der mit fünf Pferden pflügte, und er war so vergnügt, daß er wieder mit der Peitsche klatschte und rief: „Hü, alle meine Pferde!"

„So mußt Du nicht sprechen," sagte der große Klaus, „das eine Pferd ist ja nur dein!"

Aber als wieder Jemand vorbei ging, vergaß der kleine Klaus, daß er es nicht sagen sollte, und da rief er: „hü, alle meine Pferde!"

„Ja, nun werde ich Dich ersuchen es bleiben zu lassen!" sagte der große Klaus, „denn sagst Du es noch einmal, so schlage ich Dein Pferd vor den Kopf, daß es auf der Stelle todt ist, dann ist es mit ihm aus!"

„Ich will es wahrlich nicht mehr sagen!" sagte der kleine Klaus, aber als da Leute vorbei kamen, und nickten ihm guten Tag zu, wurde er so erfreut, und dachte, es sähe doch recht gut aus, daß er fünf Pferde habe sein Feld zu pflügen, und da klatschte er mit der Peitsche und rief: „hü alle meine Pferde!"

„Ich werde Deine Pferde hüen!" sagte der große Klaus, und nahm den Spannstrickhammer und schlug des kleinen Klaus einziges Pferd vor den Kopf, so daß es umfiel und ganz todt war.

„Ach nun habe ich gar kein Pferd mehr!" sagte der

kleine Klaus und fing an zu weinen. Später zog er dem Pferde die Haut ab und ließ sie gut im Winde trocknen, steckte sie dann in einen Sack, den er auf der Schulter trug, und ging der Stadt zu, um seine Pferdehaut zu verkaufen.

Er hatte einen sehr weiten Weg zu gehen, mußte durch einen großen dunklen Wald, und nun wurde es ein gewaltig schlechtes Wetter; er verirrte sich ganz, und ehe er wieder auf den rechten Weg kam, war es Abend, und allzu weit um zur Stadt oder wieder nach Hause zu gelangen, bevor es Nacht wurde.

Dicht am Wege lag da ein großer Bauerhof, die Fensterladen waren draußen vor den Fenstern geschlossen, aber das Licht konnte doch darüber hinausscheinen. Da werde ich wohl Erlaubniß erhalten können die Nacht über zu bleiben, dachte der kleine Klaus, und ging hin anzuklopfen.

Die Bauerfrau machte auf, aber als sie hörte was er wollte, sagte sie, er möge seiner Wege gehen, ihr Mann sei nicht zu Hause, und sie nehme keinen Fremden auf.

„Nun so muß ich draußen liegen bleiben," sagte der kleine Klaus, und die Bauerfrau schlug ihm die Thür vor der Nase zu.

Dicht daneben stand ein großer Heuschober, und zwischen diesem und dem Hause war ein kleines Schauer mit einem flachen Strohdache gebaut.

„Da oben kann ich liegen!" sagte der kleine Klaus, als er das Dach erblickte, das ist ja ein herrliches Bett. Der Storch fliegt wohl nicht herunter und beißt mich in die Beine." Denn da stand ein lebendiger Storch oben auf dem Dache, wo er sein Nest hatte.

Nun kroch der kleine Klaus oben auf das Schauer hinauf, wo er lag und sich drehte, um recht gut zu liegen. Die hölzernen Laden vor den Fenstern schlossen oben nicht zu, und so konnte er gerade in die Stube hinein blicken.

Da war ein großer Tisch gedeckt mit Wein und Braten, und ein herrlicher Fisch darauf, die Bauerfrau und der Küster saßen bei Tische und sonst niemand anders, und sie schenkte ihm ein und er gabelte in den Fisch, denn das war sein Leibgericht.

„Wer doch etwas davon ab bekommen könnte!" dachte der kleine Klaus, und streckte den Kopf gerade gegen das Fenster. Gott, welch herrlichen Kuchen sah er darinnen stehn! Ja, das war ein Fest!

Nun hörte er Jemand von der Landstraße her gegen das Haus geritten kommen, das war der Mann der Bauerfrau, der nach Hause kam.

Das war so ein guter Mann, aber er hatte die wunderliche Eigenheit, daß er es nie ertragen konnte den Küster zu sehen; kam ihm da ein Küster vor Augen, so wurde er ganz rasend. Deshalb war es auch, daß der Küster zu seiner Frau hineingegangen war um ihr guten

Tag zu sagen, weil er wußte, daß der Mann nicht zu Hause sei, und die gute Frau setzte ihm deshalb all das herrlichste Essen vor, was sie hatte; als sie nun den Mann kommen hörten, wurden sie so erschrocken, und die Frau bat den Küster in eine große leere Kiste hineinzukriechen, denn er wußte ja, daß der arme Mann es nicht ertragen konnte Küster zu sehen. Die Frau versteckte geschwind all das herrliche Essen und den Wein in ihren Backofen, denn hätte der Mann das zu sehen bekommen, so hätte er sicher gefragt, was es zu bedeuten habe.

„Ach ja!" seufzte der kleine Klaus oben auf seinem Schauer, als er all das Essen verschwinden sah.

„Ist Jemand dort oben?" fragte der Bauer und sah nach dem kleinen Klaus hinauf. „Weshalb liegst Du dort? komme lieber mit in die Stube."

Nun erzählte der kleine Klaus wie er sich verirrt habe, und bat, daß er die Nacht über bleiben dürfe.

„Ja freilich!" sagte der Bauer, „aber wir müßten zuerst etwas zu leben haben!"

Die Frau empfing sie beide sehr freundlich, deckte einen langen Tisch und gab ihnen eine große Schüssel voll Grütze. Der Bauer war hungrig und aß mit rechtem Appetit, aber der kleine Klaus konnte nicht unterlassen an den herrlichen Braten, Fisch und Kuchen, welche er im Ofen wußte, zu denken.

Unter den Tisch zu seinen Füßen, hatte er den Sack

mit der Pferdehaut darin gelegt, denn wir wissen ja, daß er ihrethalben ausgegangen war, um sie in der Stadt zu verkaufen. Die Grütze wollte ihm nicht schmecken, und da trat er auf seinen Sack, und die trockene Haut im Sacke knarrte ganz laut.

„Scht!" sagte der kleine Klaus zu seinem Sacke, trat aber zu gleicher Zeit wieder darauf, da knarrte es weit lauter als zuvor.

„Ei! was hast Du in Deinem Sacke?" fragte der Bauer darauf.

„O, es ist ein Zauberer!" sagte der kleine Klaus, „er sagt, wir sollten doch keine Grütze essen, er hat den ganzen Ofen voll von Braten, Fischen und Kuchen gehext."

„Was ist das!" sagte der Bauer, und machte schnell den Ofen auf, wo er all die prächtigen leckern Speisen erblickte, welche die Frau dort verborgen hatte, aber die, wie er nun glaubte der Zauberer im Sacke für sie gehext habe. Die Frau durfte nichts sagen, sondern setzte sogleich die Speisen auf den Tisch, und so aßen beide vom Fische, vom Braten und von dem Kuchen. Nun trat der kleine Klaus wieder auf seinen Sack, daß die Haut knarrte.

„Was sagt er jetzt?" fragte der Bauer.

„Er sagt," erwiederte der kleine Klaus, „daß er auch drei Flaschen Wein für uns gehext hat, sie stehen dort in der Ecke beim Ofen!" Nun mußte die Frau den Wein hervorholen, den sie verborgen hatte, und der Bauer trank

und wurde so lustig! solchen Zauberer, wie der kleine Klaus im Sacke hatte, hätte er doch gar zu gerne gehabt.

„Kann er auch den Teufel hervor hexen?“ fragte der Bauer, „ich möchte ihn wohl sehen, denn nun bin ich lustig!“

„Ja,“ sagte der kleine Klaus, „mein Zauberer kann Alles, was ich verlangen will. Nicht wahr du?“ fragte er und trat auf den Sack, daß es knarrte. „Hörst Du, er sagt ja! Aber der Teufel sieht so häßlich aus, wir wollen ihn lieber nicht sehen!“

„O, mir ist gar nicht bange, wie mag er wohl aussehen?“

„Ja, er wird sich ganz leibhaftig als ein Küster zeigen!“

„Hu!“ sagte der Bauer, „das ist häßlich! Ihr müßt wissen, ich kann nicht ertragen Küster zu sehen! aber es ist nun gleich, ich weiß ja, daß es der Teufel ist, so werde ich mich wohl leichter darin finden! Nun habe ich Muth! aber er muß mir nicht zu nahe kommen.“

„Nun werde ich meinen Zauberer fragen,“ sagte der kleine Klaus, trat auf den Sack und hielt sein Ohr hin.

„Was sagt er?“

„Er sagt, Ihr könnt hingehen und die Kiste aufmachen, die dort in der Ecke steht, so werdet Ihr den Teufel sehen, wie er darin kauert, aber Ihr müßt den Deckel halten, daß er nicht entwischt.“

„Wollt Ihr mir helfen ihn zu halten!“ bat der Bauer und ging zu der Kiste hin, wo die Frau den wirklichen Küster verborgen hatte, der darinnen saß und sich sehr fürchtete.

Der Bauer öffnete den Deckel ein wenig und sah unter denselben hinein: „hu!“ schrie er, und sprang zurück. „Ja, nun habe ich ihn gesehen, er sah ganz aus wie unser Küster! nein, das war erschrecklich!“

Darauf mußte getrunken werden, und so tranken sie denn noch bis lange in die Nacht hinein.

„Den Zauberer mußt Du mir verkaufen,“ sagte der Bauer, „verlange dafür Alles was Du willst! ja, ich gebe Dir gleich einen ganzen Scheffel Geld!“

„Nein, das kann ich nicht!“ sagte der kleine Klaus, „bedenke doch, wie vielen Nutzen kann ich nicht von diesem Zauberer haben!“

„Ach, ich möchte ihn so gerne haben,“ sagte der Bauer, und fuhr fort zu bitten.

„Ja,“ sagte da der kleine Klaus zuletzt, „da Du so gut gewesen bist mir diese Nacht Obdach zu gewähren, so mag es darum sein, Du sollst den Zauberer für einen Scheffel Geld haben, aber ich will den Scheffel gehäuft voll haben.“

„Das sollst Du bekommen,“ sagte der Bauer, „aber die Kiste dort mußt Du mit Dir nehmen, ich will sie nicht eine Stunde im Hause behalten, man kann nicht wissen, vielleicht sitzt er noch darin.

Der kleine Klaus gab dem Bauer seinen Sack mit der trockenen Haut darinnen, und bekam einen ganzen Scheffel Geld, und das gehäuft gemessen, dafür. Der Bauer schenkte ihm sogar noch eine große Karre, um das Geld und die Kiste darauf fortzufahren.

„Lebewohl!“ sagte der kleine Klaus, und da fuhr er mit seinem Gelde und der großen Kiste, worin noch der Küster saß, davon.

Auf der andern Seite des Waldes war ein großer tiefer Fluß, das Wasser floß so reißend darin, daß man kaum gegen den Strom anschwimmen konnte; man hatte eine große neue Brücke darüber geschlagen, der kleine Klaus hielt mitten auf derselben an, und sagte ganz laut, damit der Küster in der Kiste es hören könne:

„Nein, was soll ich doch mit der dummen Kiste machen? sie ist so schwer, als ob Steine darin wären! ich werde nur müde davon, sie weiter zu fahren, ich will sie deshalb in den Fluß werfen, schwimmt sie zu mir nach Hause, so ist es gut, und thut sie es nicht, so bleibt es sich auch gleich.“

Nun faßte er die Kiste mit der einen Hand an, und hob sie ein wenig auf, gerade als ob er sie in das Wasser werfen wollte.

„Nein laß das sein!“ rief der Küster innerhalb der Kiste, „laß mich erst hinaus kommen!“

„Hu!“ sagte der kleine Klaus und that als fürchte

er sich. Er sitzt noch darin! Da muß ich ihn geschwind in den Fluß werfen, damit er ertrinkt!"

„O nein, o nein!" rief der Küster, „ich will dir einen ganzen Scheffel Geld geben, wenn du mich gehen läßt!"

„Ja das ist etwas Anderes!" sagte der kleine Klaus, und machte die Kiste auf. Der Küster kroch schnell heraus und stieß die leere Kiste in das Wasser hinaus, und ging nach seinem Hause, wo der kleine Klaus einen ganzen Scheffel Geld bekam; einen hatte er ja schon im Voraus von dem Bauer erhalten, nun hatte er also seine ganze Karre voller Geld.

„Sieh, das Pferd erhielt ich ganz gut bezahlt!" sagte er zu sich selbst, als er zu Hause in seiner eigenen Stube war, und alles Geld auf einen Berg mitten in der Stube ausschüttete. „Das wird den großen Klaus ärgern, wenn er zu wissen bekömmt, wie reich ich durch mein einziges Pferd geworden bin, aber ich will es ihm doch nicht gerade rein heraus sagen!"

Nun sandte er einen Knaben zum großen Klaus hin, um sich ein Scheffelmaaß zu leihen.

„Was mag er wohl damit wollen!" dachte der große Klaus, und schmierte Theer unter den Boden desselben, damit von dem, was gemessen wurde, etwas daran hängen bleiben könnte, und das that es denn auch, denn als er

das Scheffelmaaß zurück erhielt, hingen da drei neue silberne Achtschilling=Stücke daran.

„Was ist das?" sagte der große Klaus und lief sogleich zu dem Kleinen: „Wo hast Du all das viele Geld herbekommen?"

„O das ist für meine Pferdehaut, ich verkaufte sie gestern Abend!"

„Das war wahrlich gut bezahlt!" sagte der große Klaus, lief geschwind nach Hause, nahm eine Art, und schlug alle seine vier Pferde vor den Kopf, zog ihnen die Haut ab, und fuhr mit diesen zur Stadt.

„Häute! Häute! wer will Häute kaufen!" rief er durch die Straßen.

Alle Schuhmacher und Gerber kamen gelaufen, und fragten, was er dafür haben wolle.

„Einen Scheffel Geld für jede," sagte der große Klaus.

„Bist Du toll?" riefen Alle, „glaubst Du wir hätten Geld scheffelweise?"

„Häute, Häute! wer will Häute kaufen," rief er wieder, aber allen denen, welche ihn fragten, was die Häute kosten sollten, erwiederte er: „einen Scheffel Geld."

„Er will uns foppen," sagten Allesammt und da nahmen die Schuhmacher ihre Spannriemen und die Gerber ihre Schürzfelle, und fingen an auf den großen Klaus loszuprügeln.

„Häute, Häute!" riefen sie ihm nach, „ja wir wollen Dir die Haut gerben! hinaus aus der Stadt mit ihm!" riefen sie und der große Klaus mußte sich sputen was er nur konnte, denn so war er noch nie durchgeprügelt worden.

„Na!" sagte er, als er nach Hause kam, „das soll der kleine Klaus bezahlt erhalten! ich will ihn dafür todtschlagen!"

Aber zu Hause beim kleinen Klaus war die alte Großmutter gestorben; sie war freilich recht böse und schlimm gegen ihn gewesen, aber er war doch ganz betrübt, und nahm die todte Frau und legte sie in sein warmes Bett, um zu sehen, ob sie nicht zum Leben zurückkehren möchte: da sollte sie die ganze Nacht liegen, er selbst wollte im Winkel sitzen, und auf einen Stuhl schlafen, das hatte er schon eher gethan.

Als er nun da in der Nacht saß, ging die Thür auf und der große Klaus kam mit seiner Axt herein; er wußte wohl, wo des kleinen Klaus Bett stand, ging gerade darauf los und schlug nun die alte Großmutter vor den Kopf, indem er glaubte, daß es der kleine Klaus sei.

„Sieh so!" sagte er, „nun sollst Du mich nicht mehr zum Besten haben!" und da ging er wieder nach Hause.

„Das ist doch ein recht böser Mann!" sagte der kleine Klaus, „da wollte er mich todt schlagen! es war

doch gut für die alte Mutter, daß sie schon todt war, sonst hätte er ihr das Leben genommen!"

Nun legte er der alten Großmutter Sonntagskleider an, lieh sich von seinem Nachbar ein Pferd, spannte es vor den Wagen und setzte die alte Großmutter auf den hintersten Sitz, so daß sie nicht hinausfallen konnte, wenn er fuhr, und so rollten sie von dannen durch den Wald. Als die Sonne aufging, waren sie vor einem großen Wirthshause, da hielt der kleine Klaus an, und ging hinein, um etwas zu genießen.

Der Wirth hatte so vieles, vieles Geld, er war auch ein recht guter aber hitziger Mann, als wären Pfeffer und Taback in ihm.

„Guten Morgen!" sagte er zum kleinen Klaus, „Du bist heute früh ins Zeug gekommen!"

„Ja," sagte der kleine Klaus, „ich will mit meiner alten Großmutter zur Stadt, sie sitzt da draußen auf dem Wagen, ich kann sie nicht in die Stube herein bringen. Wollt Ihr derselben nicht ein Glas Meth geben; aber ihr müßt recht laut sprechen, denn sie kann nicht gut hören."

„Ja, das will ich thun!" sagte der Wirth und schenkte ein großes Glas Meth ein, mit dem er zur todten Großmutter hinaus ging, welche in dem Wagen aufrecht gesetzt war.

„Hier ist ein Glas Meth von Ihrem Sohne!" sagte

der Wirth, aber die todte Frau erwiederte kein Wort, so
dern saß ganz stille. —

„Hört Ihr nicht!" rief der Wirth so laut er konn
„hier ist ein Glas Meth von Ihrem Sohne!"

Noch ein Mal rief er dasselbe und dann noch
Mal, aber da sie sich durchaus nicht von der Stelle rüh
wurde er ärgerlich und warf ihr das Glas in das Gesi
so daß ihr der Meth gerade über die Nase lief, und
rücklings über in den Wagen fiel, denn sie war nur a
gesetzt und nicht festgebunden.

„Heda!" rief der kleine Klaus, sprang zur Thüre h
aus und packte den Wirth vor die Brust, „da hast
meine Großmutter erschlagen! Willst Du nur sehen, da
ein großes Loch in ihrer Stirn!"

„O das ist ein Unglück!" rief der Wirth und schl
die Hände über dem Kopf zusammen! „das kömmt al
von meiner Hitzigkeit! Lieber kleiner Klaus, ich will
einen Scheffel Geld geben und Deine Großmutter begrab
lassen, als wäre es meine eigene, aber schweige nur st
sonst wird mir der Kopf abgeschlagen, und das wäre d
zu arg!"

So bekam der kleine Klaus einen ganzen Schef
Geld, und der Wirth begrub die alte Großmutter so, a
ob es seine eigene gewesen wäre.

Als nun der kleine Klaus wieder mit dem vielen Gel
nach Hause kam, schickte er gleich seinen Knaben hinüb

zum großen Klaus, um ihn bitten zu lassen ihm ein Scheffelmaaß zu leihen.

„Was ist das?" sagte der große Klaus, „habe ich ihn nicht todt geschlagen! Da muß ich doch selbst nachsehen," und so ging er selbst mit dem Scheffel hinüber zum kleinen Klaus.

„Nein, wo hast Du doch all das Geld herbekommen?" fragte er, und riß die Augen recht auf als er alles das erblickte, was noch hinzu gekommen war. —

„Du hast meine Großmutter, aber nicht mich erschlagen!" sagte der kleine Klaus, „die habe ich nun verkauft und einen Scheffel Geld dafür bekommen!"

„Das ist wahrlich gut bezahlt!" sagte der große Klaus und eilte nach Hause, nahm eine Axt und schlug gleich seine alte Großmutter todt, legte sie auf den Wagen, fuhr mit ihr zur Stadt, wo der Apotheker wohnte, und fragte, ob er einen todten Menschen kaufen wolle.

„Wer ist es, und wo habt Ihr ihn her?" fragte der Apotheker.

„Es ist meine Großmutter!" sagte der große Klaus, „ich habe sie todt geschlagen, um einen Scheffel Geld dafür zu bekommen!"

„Gott bewahre uns!" sagte der Apotheker. „Ihr sprecht irre! sagt doch nicht dergleichen, sonst könnt Ihr den Kopf verlieren!" — Und nun sagte er ihm gehörig, was das für eine böse That sei, die er begangen habe, und was

für ein schlechter Mensch er sei, und daß er bestraft werd
müßte; da erschrak der große Klaus so sehr, daß
von der Apotheke gerade in den Wagen sprang, schlug a
die Pferde und fuhr nach Hause, aber der Apotheker u
alle Leute glaubten, er sei verrückt, und deßhalb ließen
ihn fahren wohin er wollte.

„Das sollst Du mir bezahlen!" sagte der gro
Klaus, als er draußen auf der Landstraße war! „ja da
sollst Du bezahlt kriegen, kleiner Klaus!" und nun nahm
er, sobald er nach Hause kam, den größten Sack, den
finden konnte, ging hinüber zum kleinen Klaus und sagt
„nun hast Du mich wieder gefoppt! erst schlug ich mein
Pferde todt, dann meine alte Großmutter! Das ist all
Deine Schuld, aber Du sollst mich nie mehr foppen," un
da packte er den kleinen Klaus um den Leib und steckte i
in seinen Sack, nahm ihn so auf seinen Nacken und ri
ihm zu: „nun gehe ich aus und ertränke Dich!"

Es war ein weiter Weg, den er zu gehen hatte, bevo
er zu dem Flusse kam, und der kleine Klaus war nicht
leicht zu tragen. Der Weg ging dicht bei der Kirche vor
bei, die Orgel ertönte und die Leute sangen so schön darin
nen! da setzte der große Klaus seinen Sack mit dem klei
nen Klaus darin, dicht bei der Kirchenthüre nieder, und
dachte, es könne wohl ganz gut sein, hineinzugehen und
einen Psalm zu hören, ehe er weiter ginge; der klein

Klaus konnte ja nicht heraus kommen und alle Leute waren in der Kirche; so ging er denn hinein.

„Ach ja, ach ja!“ seufzte der kleine Klaus im Sacke, und drehte und wandte sich, aber es war ihm nicht möglich das Band aufgelöst zu bekommen; da kam daher ein alter, alter Viehtreiber, mit schneeweißem Haare und einem großen Stab in der Hand; er trieb eine ganze Trift Kühe und Stiere vor sich her, sie liefen an den Sack, in dem der kleine Klaus saß, so daß er umgeworfen wurde.

„Ach ja!“ seufzte der kleine Klaus, „ich bin noch so jung und soll schon ins Himmelreich!“

„Und ich Armer!“ sagte der Viehtreiber, „bin schon so alt und kann noch immer nicht dahin kommen!“

„Löse den Sack auf!“ rief der kleine Klaus, „krieche statt meiner hinein, so kommst Du sogleich ins Himmelreich!“

„Ja das will ich herzlich gern,“ sagte der Viehtreiber und band den Sack auf, aus dem der kleine Klaus sogleich heraus sprang.

„Willst Du nun auf das Vieh acht geben;“ sagte der alte Mann, und kroch dann in den Sack hinein, den der kleine Klaus zuband, und dann mit allen Kühen und Stieren seines Weges zog.

Bald darauf kam der große Klaus aus der Kirche, er nahm wieder seinen Sack auf den Rücken, obgleich es ihm schien als wäre derselbe leichter geworden, denn der

alte Viehtreiber war nicht mehr denn halb so schwer als der kleine Klaus! „Wie ist er doch leicht zu tragen geworden! ja das kömmt daher daß ich einen Psalm gehört habe!" so ging er nach dem Flusse, welcher tief und groß war, warf den Sack mit dem alten Viehtreiber ins Wasser und rief hinterdrein, denn er glaubte ja, daß es der kleine Klaus sei: „Sieh so! nun sollst Du mich nicht mehr foppen!"

Drauf ging er nach Hause, aber als er an die Stelle kam, wo der Weg sich kreuzte, begegnete er dem kleinen Klaus, welcher mit allem seinem Vieh dahertrieb.

„Was ist das!" sagte der große Klaus, „habe ich Dich nicht ertränkt?"

„Ja!" sagte der kleine Klaus, „Du warfst mich ja vor einer kleinen halben Stunde in den Fluß hinunter!"

„Aber wo hast Du all das herrliche Vieh herbekommen?" fragte der große Klaus.

„Das ist Seevieh!" sagte der kleine Klaus, „ich will Dir die ganze Geschichte erzählen, und Dir Dank sagen, daß Du mich ertränktest, denn nun bin ich obenauf, bin wahrhaft reich! — Mir war so bange, als ich im Sacke steckte; und der Wind pfiff mir um die Ohren, als Du mich von der Brücke hinunter in das kalte Wasser warfst. Ich sank sogleich zu Boden, aber ich stieß mich nicht, denn da unten wächst das schönste weiche Gras. Darauf fiel ich, und sogleich wurde der Sack geöffnet, und das

lieblichste Mädchen, in schneeweißen Kleidern und mit einem grünen Kranz um das nasse Haar, nahm mich bei der Hand und sagte: „Bist Du da, kleiner Klaus? da hast Du zuerst einiges Vieh! eine Meile weiter auf dem Wege steht noch eine ganze Trift, die ich Dir schenken will!“ — Nun sah ich, daß der Fluß eine große Landstraße für das Meervolk bildete. Unten auf dem Grunde gingen und fuhren sie gerade von der See her und ganz hinein in das Land, bis wo der Fluß endet. Da war es so schön von Blumen, und dem frischesten Grase, die Fische, welche im Wasser schwammen, schossen mir an den Ohren vorüber, gerade so wie hier die Vögel in der Luft. Was gab es da für hübsche Leute, und was war da für Vieh, das ging auf Gräben und Wällen!“

„Aber weshalb bist Du gleich wieder zu uns heraufgekommen?“ fragte der große Klaus. „Das hätte ich nicht gethan, wenn es so schön dort unten ist!“

„Ja,“ sagte der kleine Klaus, „das ist gerade politisch von mir gehandelt: Du hörst ja wohl, daß ich Dir erzähle: die Seejungfrau sagte mir, daß eine Meile weiter auf dem Wege, — und mit dem Wege meint sie ja den Fluß, denn sie kann nirgend anders hinkommen, — stehe noch eine ganze Trift Vieh für mich. Aber ich weiß, was der Fluß für Krümmungen macht, bald hier, bald dort, das ist ja ein weiter Umweg, nein so macht man es kürzer ab, wenn man es kann, daß man hier auf

das Land kömmt und treibt queer über wieder zum Flusse, dabei spare ich ja fast eine halbe Meile und komme hurtiger zu meinem Vieh!"

„O Du bist ein glücklicher Mann!" sagte der große Klaus, „glaubst Du, daß ich auch Seevieh erhalte, wenn ich auf den Grund des Flusses käme!"

„Ja, das denke ich wohl," sagte der kleine Klaus, „aber ich kann Dich nicht im Sacke bis zum Flusse tragen, Du bist mir zu schwer! willst Du selbst dahin gehen und dann in den Sack kriechen, so werde ich Dich mit dem größten Vergnügen hinauswerfen."

„Ich danke Dir!" sagte der große Klaus, „aber erhalte ich kein Seevieh, wenn ich hinunter komme, so glaube mir, werde ich Dich tüchtig prügeln!"

„O nein! mache es nicht so schlimm!" und da gingen sie zum Flusse hin. Als das Vieh, welches durstig war, das Wasser erblickte, lief es was es nur konnte, um hinunter zum Trinken zu gelangen.

„Sieh, wie es sich sputet!" sagte der kleine Klaus; „es verlangt danach wieder auf den Grund zu kommen!"

„Ja hilf mir nun erst!" sagte der große Klaus, „sonst bekömmst Du Prügel!" und so kroch er in den großen Sack, der queer über dem Rücken eines der Stiere gelegen hatte. „Lege einen Stein herein, sonst fürchte ich, nicht unterzusinken," sagte der große Klaus.

„Es geht schon!" sagte der kleine Klaus, aber legte

doch einen großen Stein in den Sack, knüpfte das Band fest zu, und dann stieß er daran: Plump! da lag der große Klaus in dem Flusse und sank sogleich hinunter auf den Grund.

„Ich fürchte, er wird das Vieh nicht finden!" sagte der kleine Klaus, und trieb dann heim mit dem, was er hatte.

Der Schweinehirte.

Es war einmal ein armer Prinz; er hatte ein Königreich, welches ganz klein war, aber es war immer groß genug um sich darauf zu verheirathen, und verheirathen wollte er sich.

Nun war es freilich etwas keck von ihm, daß er zur Tochter des Kaisers zu sagen wagte: „willst Du mich haben?" aber er wagte es doch, denn sein Name war weit und breit berühmt, es gab hunderte von Prinzessinnen, die gern ja gesagt hätten, aber ob sie es that?

Nun wir wollen hören.

Auf dem Grabe des Vaters des Prinzen wuchs da ein Rosenstrauch, und solch ein herrlicher Rosenstrauch; der trug nur jedes fünfte Jahr Blumen, und zwar nur eine einzige, aber das war eine Rose, die duftete so süß, daß man alle seine Sorgen und seinen Kummer vergaß, wenn man daran roch, und dann hatte er eine Nachtigall, die

konnte singen, als ob alle schönen Melodien in ihrer kleinen Kehle säßen. Diese Rose und diese Nachtigall sollte die Prinzessin haben; und deshalb wurden sie beide in große Silber-Behälter gesetzt und ihr so zugesandt.

Der Kaiser ließ sie vor sich her in den großen Saal tragen, wo die Prinzessin war und „es kommen Fremde" mit ihren Hofdamen spielte; und als sie die großen Behälter mit den Geschenken darin erblickte, klatschte sie vor Freude in die Hände.

„Wenn es doch eine kleine Mieskatze wäre!" sagte sie, — aber da kam der Rosenstrauch mit der herrlichen Rose hervor.

„Nein, wie ist die niedlich gemacht!" sagten alle Hofdamen.

„Sie ist mehr als niedlich!" sagte der Kaiser, „sie ist schön!"

Aber die Prinzessin befühlte sie und da war sie nahe daran zu weinen.

„Pfui Papa!" sagte sie, „sie ist nicht künstlich, sie ist natürlich!"

„Pfui!" sagten alle Hofdamen, „sie ist natürlich!"

„Laßt uns nun erst sehen, was in dem anderen Behälter ist, ehe wir böse werden!" meinte der Kaiser, und da kam die Nachtigall heraus! die sang so schön, daß man sogleich nichts Böses gegen sie vorbringen konnte.

„Superbe! charmant!" sagten die Hofdamen, denn

sie plauderten alle französisch, die eine ärger als die andere.

„Wie der Vogel mich an die Spieldose der seligen Kaiserin erinnert," sagte ein alter Kavalier; „ach ja! das ist ganz derselbe Ton, derselbe Vortrag!"

„Ja!" sagte der Kaiser, und dann weinte er, wie ein kleines Kind.

„Ich sollte doch nicht glauben, daß es ein natürlicher ist!" sagte die Prinzessin.

„Ja, es ist ein natürlicher Vogel!" sagten die, welche ihn gebracht hatten.

„So laßt den Vogel fliegen," sagte die Prinzessin, und sie wollte auf keine Weise gestatten, daß der Prinz käme.

Aber er ließ sich nicht einschüchtern; er bemalte sich das Antlitz mit Braun und Schwarz, drückte die Mütze tief über den Kopf und klopfte an.

„Guten Tag, Kaiser!" sagte er, „könnte ich nicht hier auf dem Schlosse in Dienst kommen?"

„Ja wohl!" sagte der Kaiser, „ich brauche Jemanden, der die Schweine hüten kann! denn deren haben wir viele!"

Und da wurde der Prinz angestellt, als kaiserlicher Schweinehirt. Er bekam eine jämmerlich kleine Kammer unten beim Schweinekoben und hier mußte er bleiben; aber den ganzen Tag saß er und arbeitete, und als es Abend war hatte er einen niedlichen kleinen Topf gemacht, rings

Der Schweinehirte.
(Seite 111)

um denselben waren Schellen, und sobald der Topf kochte, so klingelten sie so schön und spielten die alte Melodie:

„Ach Du lieber Augustin,
Alles ist weg, weg, weg!“

aber das Allerkünstlichste war doch, daß wenn man den Finger in den Dampf des Topfes hielt, da konnte man sogleich riechen, welche Speisen auf jedem Feuerheerd in der Stadt zubereitet wurden; sieh, das war wahrlich etwas ganz anderes als die Rose.

Nun kam die Prinzessin mit allen ihren Hofdamen dahergespaziert, und als sie die Melodie hörte, blieb sie stehen und sah ganz erfreut aus; denn sie konnte auch „Ach, Du lieber Augustin,“ spielen, das war das Einzige was sie konnte, aber das spielte sie mit einem Finger.

„Das ist ja das, was ich kann!“ sagte sie, „dann muß es ein gebildeter Schweinehirte sein! höre! gehe hinunter und frage ihn, was das Instrument kostet!“

Und da mußte eine der Hofdamen hineingehen, aber sie zog Holzpantinen an. —

„Was willst Du für den Topf haben?“ fragte die Hofdame.

„Ich will zehn Küsse von der Prinzessin haben!“ sagte der Schweinehirte.

„Gott bewahre uns!“ sagte die Hofdame.

„Ja, es kann nicht weniger sein!“ antwortete der Schweinehirte.

„Er ist ja unartig!" sagte die Prinzessin, und dann ging sie, — aber als sie ein kleines Stück gegangen war, erklangen die Schellen so lieblich:

„Ach, Du lieber Augustin,
Alles ist weg, weg, weg!"

„Höre," sagte die Prinzessin, „frage ihn, ob er zehn Küsse von meinen Hofdamen haben will!"

„Ich danke schön!" sagte der Schweinehirte, „zehn Küsse von der Prinzessin, oder ich behalte meinen Topf."

„Was ist das doch für eine langweilige Geschichte!" sagte die Prinzessin, „aber dann müßt Ihr vor mir stehn, damit es Niemand sieht!"

Und die Hofdamen stellten sich davor, und dann breiteten sie ihre Kleider aus, und da bekam der Schweinehirte zehn Küsse und sie erhielt den Topf.

Nun, das gab eine Freude ab! den ganzen Abend und den ganzen Tag mußte der Topf kochen; es gab nicht einen Feuerheerd in der ganzen Stadt, von dem sie nicht wußten, was darauf gekocht wurde, sowohl beim Kammerherrn wie beim Schuhmacher. Die Hofdamen tanzten und klatschten in die Hände.

„Wir wissen, wer süße Suppe und Eierkuchen essen wird! wir wissen, wer Grütze und Karbonade bekömmt! wie ist das doch interessant!"

„Ja aber haltet reinen Mund, denn ich bin des Kaisers Tochter!"

„Gott behüte uns!“ sagten Allesammt!

Der Schweinehirt, das heißt der Prinz, aber sie wußten es ja nicht anders, als daß er ein wirklicher Schweinehirt sei, ließ die Tage nicht verstreichen ohne etwas zu thun, und da machte er eine Knarre, wenn man die herum schwang, erklangen alle die Walzer und Hopser, die man von der Erschaffung der Welt her kannte.

„Aber das ist superbe!“ sagte die Prinzessin, indem sie vorbei ging, ich habe nie eine schönere Composition gehört! höre! gehe hinein und frage ihn, was das Instrument kostet: „aber ich küsse nicht!“

„Er will hundert Küsse von der Prinzessin haben!“ sagte die Hofdame, welche hinein gegangen war zu fragen.

„Ich glaube er ist verrückt!“ sagte die Prinzessin, und dann ging sie; aber als sie ein kleines Stück gegangen war, blieb sie stehen. „Man muß die Kunst aufmuntern!“ sagte sie, „ich bin des Kaisers Tochter! Sage ihm, er solle wie neulich zehn Küsse haben, den Rest kann er von meinen Hofdamen nehmen!“

„Ach, aber wir wollen so ungern!“ sagten die Hofdamen.

„Das ist Geschwätz!“ sagte die Prinzessin, „und wenn ich ihn küssen kann, dann könnt Ihr es auch! bedenkt, ich gebe Euch Kost und Lohn!“ und da mußten die Hofdamen wieder zu ihm hinein.

„Hundert Küsse von der Prinzessin," sagte er, „oder ein Jeder behält das Seine!"

„Stellt Euch vor!!" sagte sie darauf, und da stellten alle Hofdamen sich davor und dann küßte er.

„Was mag das wohl für ein Auflauf beim Schweinekoben sein?" fragte der Kaiser, welcher auf den Balcon hinausgetreten war; er rieb sich die Augen und setzte die Brille auf. „Das sind ja die Hofdamen, die da ihr Wesen treiben! ich werde wohl zu ihnen hinunter müssen!" — und so zog er seine Pantoffeln hinten herauf, denn es waren Schuhe, die er niedergetreten hatte.

Potz Welt! wie er sich sputete!

Sobald er in den Hof hinunter kam, ging er ganz leise, und die Hofdamen hatten so viel damit zu thun die Küsse zu zählen, damit es ehrlich zugehen möge, daß sie den Kaiser gar nicht bemerkten. Er erhob sich auf den Zehen.

„Was ist das!" sagte er, als er sah, daß sie sich küßten, und dann schlug er ihnen mit seinem Pantoffel gegen den Kopf, gerade als der Schweinehirt den sechsundachtzigsten Kuß erhielt.

„Heraus!" sagte der Kaiser, denn er war böse, und sowohl die Prinzessin wie der Schweinehirt wurden aus seinem Kaiserreiche transportirt.

Da stand sie nun und weinte, der Schweinehirt schalt und der Regen strömte hernieder.

„Ach, ich elendes Geschöpf!" sagte die Prinzessin, hätte ich doch den schönen Prinzen genommen! ach, wie unglücklich bin ich!"

Und der Schweinehirt ging hinter einen Baum, wischte das Schwarze und Braune aus seinem Antlitz, warf die schlechten Kleider von sich und trat nun in seiner Prinzentracht hervor, so schön, daß die Prinzessin sich verneigen mußte.

„Ich bin gekommen Dich zu verachten, Du!" sagte er. „Du wolltest keinen ehrlichen Prinzen haben! Du verstandest Dich nicht auf die Rose und die Nachtigall, aber Schweinehirten konntest Du für eine Spielerei küssen! das hast Du nun dafür!" —

Und dann ging er in sein Königreich hinein und machte ihr die Thür vor der Nase zu, da konnte sie freilich singen:

„Ach, Du lieber Augustin,
Alles ist weg, weg, weg!"

Die Nachtigall.

„In China, weißt Du ja wohl, ist der Kaiser ein Chine
und alle die, welche er um sich hat, sind Chinesen. Es
nun viele Jahre her, aber gerade deßhalb ist es werth d
Geschichte zu hören, ehe sie vergessen wird! Des Kaise
Schloß war das prächtigste der Welt, ganz und gar v
feinem Porzellan, so kostbar, aber so spröde, so mißli
daran zu rühren, daß man sich ordentlich in Acht nehm
mußte. Im Garten sah man die wunderlichsten Blume
und an die allerprächtigsten waren Silberglocken gebunde
welche erklangen, damit man nicht vorbei gehen möchte, oh
die Blumen zu bemerken. Ja, Alles war in des Kaise
Garten so ausspeculirt, und er erstreckte sich so weit, da
der Gärtner selbst das Ende desselben nicht kannte; gin
man immer weiter, so kam man in den herrlichsten Wal
mit hohen Bäumen und tiefen Seen. Der Wald gin
gerade hinunter bis zum Meere, welches blau und tief wa

große Schiffe konnten gerade unter die Zweige hinsegeln, und in diesen wohnte eine Nachtigall, welche so herrlich sang, daß selbst der arme Fischer, der so viel Anderes zu thun hatte, still hielt und horchte, wenn er des Nachts ausgefahren war, um das Fischnetz aufzuziehen und dann die Nachtigall hörte. „Ach Gott, wie ist das schön!“ sagte er, aber dann mußte er auf seine Sachen Acht geben und vergaß den Vogel; doch wenn der in der nächsten Nacht wieder sang, und der Fischer kam dort hin, sagte er dasselbe: „Ach Gott, wie ist das doch schön!“

Von allen Ländern der Welt kamen da Reisende nach der Stadt des Kaisers, und bewunderten dieselbe, das Schloß und den Garten, doch wenn sie die Nachtigall zu hören bekamen, sagten sie Allesammt: „Das ist doch das Beste!“

Und die Reisenden erzählten davon, wenn sie nach Hause kamen, und die Gelehrten schrieben viele Bücher über die Stadt, das Schloß und den Garten, aber die Nachtigall vergaßen sie nicht, sie wurde am höchsten gestellt; und die, welche dichten konnten, schrieben die herrlichsten Gedichte, über die Nachtigall im Walde bei dem tiefen See.

Die Bücher durchliefen die Welt, und einige kamen dann auch einmal zum Kaiser. Er saß in seinem Goldstuhle, las und las, jeden Augenblick nickte er mit dem Kopfe, denn es freute ihn die prächtigen Beschreibungen

über die Stadt, das Schloß und den Garten zu vernehmen. „Aber die Nachtigall ist doch das Allerbeste!" stand da geschrieben.

„Was ist das?" sagte der Kaiser, „die Nachtigall kenne ich ja gar nicht! ist ein solcher Vogel hier in meinem Kaiserreiche, noch zumal in meinem Garten? das habe ich nie gehört! so etwas soll man erst aus Büchern erfahren?"

Und dann rief er seinen Cavalier, der war so vornehm, daß wenn Jemand, der geringer als er war, mit ihm zu sprechen, oder ihn um etwas zu fragen wagte, er weiter nichts erwiederte, als: „P!" und das hat nichts zu bedeuten.

„Hier soll ja ein höchst merkwürdiger Vogel sein, welcher Nachtigall genannt wird!" sagte der Kaiser, „man spricht, dies sei das Allerbeste in meinem großen Reiche! weshalb hat man mir nie etwas davon gesagt?"

„Ich habe ihn früher nie nennen hören!" sagte der Cavalier, „der ist nie bei Hofe vorgestellt worden!" —

„Ich will, daß er heut Abend herkommen und vor mir singen soll!" sagte der Kaiser. „Die ganze Welt weiß, was ich habe und ich weiß es nicht!"

„Ich habe ihn früher nie nennen hören!" sagte der Cavalier, „ich werde ihn suchen, ich werde ihn finden!" —

Aber wo war der zu finden? Der Cavalier lief alle Treppen auf und nieder, durch Säle und Gänge, keiner von allen denen, auf die er traf, hatten von der Nachtigall

sprechen hören, und der Cavalier lief wieder zum Kaiser und sagte, daß es sicher eine Fabel von denen sein müßte, die da Bücher schrieben. „Dero Kaiserliche Majestät darf nicht glauben, was da geschrieben wird! das sind Erdichtungen und etwas, was man die schwarze Kunst nennt!“

„Aber das Buch, in dem ich dieses gelesen habe,“ sagte der Kaiser, „ist mir von dem großmächtigen Kaiser von Japan gesandt, und so kann es keine Unwahrheit sein. Ich will die Nachtigall hören! sie muß heut Abend hier sein! sie hat meine höchste Gnade! und kömmt sie nicht, so soll der ganze Hof auf den Leib getrampelt werden, wenn er Abendbrot gegessen hat!“

„Tsing-pe!“ sagte der Cavalier und lief wieder alle Treppen auf und nieder, durch alle Säle und Gänge; und der halbe Hof lief mit, denn sie wollten nicht gern auf den Leib getrampelt werden. Da gab es ein Fragen nach der merkwürdigen Nachtigall, welche die ganze Welt kannte, nur Niemand bei Hofe.

Endlich trafen sie ein kleines, armes Mädchen in der Küche. Sie sagte: „O Gott, die Nachtigall, die kenne ich gut! ja, wie kann die singen! jeden Abend habe ich Erlaubniß meiner armen kranken Mutter einige Ueberbleibsel vom Tische nach Hause zu bringen, sie wohnt unten beim Strande, und wenn ich dann zurückgehe, müde bin und im Walde ausruhe, dann höre ich die Nachtigall singen! es

schießt mir dabei das Wasser in die Augen, und ist gerade, als ob meine Mutter mich küßte!"

„Kleine Köchin!" sagte der Cavalier, „ich werde dir eine feste Anstellung in der Küche und die Erlaubniß, den Kaiser speisen zu sehen, verschaffen, wenn du uns zur Nachtigall führen kannst, denn sie ist zu heut Abend angesagt."

Und so zogen sie Allesammt hinaus in den Wald, wo die Nachtigall zu singen pflegte; der halbe Hof war mit. Als sie im besten Zuge waren, fing eine Kuh zu brüllen an.

„O!" sagten die Hofjunker, „nun haben wir sie! das ist doch eine merkwürdige Kraft in einem so kleinen Thiere! die habe ich sicher schon früher gehört!"

„Nein, das sind Kühe, welche brüllen!" sagte die kleine Köchin, „wir sind noch weit von dem Orte entfernt!"

Nun quakten die Frösche im Sumpfe.

„Herrlich!" sagte der chinesische Schloßprobst, „nun höre ich sie, es klingt gerade wie kleine Kirchenglocken."

„Nein, das sind Frösche!" sagte die kleine Köchin. „Aber nun denke ich, werden wir sie bald hören!"

Da begann die Nachtigall zu singen.

„Das ist sie," sagte das kleine Mädchen, „hört! hört! und da sitzt sie!" und so zeigte sie nach einem kleinen grauen Vogel oben in den Zweigen.

„Ist es möglich!" sagte der Cavalier, „so hätte ich sie mir nimmer gedacht! wie sie einfach aussieht! sie hat

sicher ihre Farbe darüber verloren, daß sie so viele vornehme Menschen um sich erblickt!"

„Kleine Nachtigall!" rief die kleine Köchin ganz laut, „unser gnädigster Kaiser will so gern, daß Sie vor ihm singen möchten!"

„Mit dem größten Vergnügen!" sagte die Nachtigall und sang dann, daß es eine Lust war.

„Es ist gerade wie Glasglocken!" sagte der Cavalier, und seht die kleine Kehle, wie sie arbeitet! es ist merkwürdig, daß wir sie früher nie gehört haben! sie wird großen Succès bei Hofe machen!"

„Soll ich noch einmal vor dem Kaiser singen?" sagte die Nachtigall, welche glaubte, der Kaiser sei mit.

„Meine vortreffliche kleine Nachtigall!" sagte der Cavalier, „ich habe die große Freude, Sie zu einem Hoffeste heute Abend einzuladen, wo Sie Dero hohe kaiserliche Gnaden mit Ihrem scharmanten Gesange bezaubern werden!"

„Der nimmt sich am besten im Grünen aus!" sagte die Nachtigall, aber sie kam doch gerne mit, als sie hörte, daß der Kaiser es wünschte.

Auf dem Schlosse war ordentlich aufgeputzt. Die Wände und der Fußboden, welche von Porzellan waren, glänzten im Strahle vieler tausend Goldlampen; die prächtigsten Blumen, welche recht klingeln konnten, waren in den Gängen aufgestellt; da war ein Laufen und ein Zugwind,

aber so klangen gerade alle Glocken, daß man sein eigenes Wort nicht hören konnte.

Mitten in dem großen Saal, wo der Kaiser saß, war ein goldener Stecken hingestellt, und auf dem sollte die Nachtigall sitzen; der ganze Hof war da, und die kleine Köchin hatte die Erlaubniß erhalten, hinter der Thür zu stehen, da sie nun den Titel einer wirklichen Hofköchin bekommen hatte. Alle waren sie in ihrem größten Staat, und alle sahen sie nach dem kleinen grauen Vogel, dem der Kaiser zunickte.

Und die Nachtigall sang so herrlich, daß dem Kaiser die Thränen in die Augen traten, die Thränen liefen ihm über die Wangen hernieder, und da sang die Nachtigall noch schöner, das ging recht zu Herzen; und der Kaiser war so froh, und er sagte, daß die Nachtigall seinen Goldpantoffel um den Hals zu tragen haben solle. Aber die Nachtigall dankte, sie habe schon Belohnung genug erhalten:

„Ich habe Thränen in des Kaisers Augen gesehen, das ist mir der reichste Schatz! eines Kaisers Thränen haben eine besondre Kraft! Gott weiß es, ich bin genug belohnt!" und darauf sang sie wieder mit ihrer süßen, herrlichen Stimme.

„Das ist die liebenswürdigste Koketterie, die ich kenne!" sagten die Damen ringsherum, und dann nahmen sie Wasser in den Mund, um zu klukken, wenn Jemand zu ihnen spräche; sie glaubten dann auch Nachtigallen zu sein; ja

die Lakaien und Kammermädchen ließen melden, daß auch sie zufrieden seien, und das will viel sagen, denn sie sind am schwierigsten zu befriedigen. Ja, die Nachtigall machte wahrlich Glück.

Sie sollte nun bei Hofe bleiben, ihr eigenes Bauer sammt der Freiheit haben, zwei Mal des Tages und einmal des Nachts herauszuspazieren. Sie bekam zwölf Diener mit, welche ihr alle ein Seidenband um das Bein geschlagen hatten, woran sie recht fest hielten. Es war durchaus kein Vergnügen bei solchem Ausflug.

Die ganze Stadt sprach von dem merkwürdigen Vogel, und begegneten sich zwei, so sagte der Eine nichts Anderes als: „Nacht!" — und der Andere sagte: „gall"*) und dann seufzten sie und verstanden einander, ja elf Höckerkinder wurden nach ihr benannt, aber nicht eines von ihnen hatte einen Ton in der Kehle. —

Eines Tages erhielt der Kaiser ein großes Packet, auf dem geschrieben stand: die Nachtigall.

„Da haben wir nun ein neues Buch über unseren berühmten Vogel!" sagte der Kaiser; aber es war kein Buch, es war ein kleines Kunststück, welches in einer Schachtel lag, eine künstliche Nachtigall, die der lebenden gleichen sollte, aber überall mit Diamanten, Rubinen und Saphiren

*) Ist im Original doppelsinnig, da im Dänischen „gall" verrückt heißt.

besetzt war; sobald man den Kunstvogel aufzog, konnte er eins der Stücke, die der wirkliche sang, singen, und dann bewegte sich der Schweif auf und nieder und glänzte von Silber und Gold. Um den Hals hing ein kleines Band, und darauf stand geschrieben: „des Kaisers von Japan Nachtigall ist arm gegen die des Kaisers von China."

„Das ist herrlich!" sagten sie Allesammt, und der, welcher den künstlichen Vogel gebracht hatte, erhielt sogleich den Titel: Kaiserlicher Ober-Nachtigall-Bringer.

„Nun müssen sie zusammen singen, was wird das für ein Duett werden!"

Und so mußten sie zusammen singen, aber es wollte nicht recht gehen, denn die wirkliche Nachtigall sang auf ihre Weise, und der Kunstvogel ging auf Walzen; „der hat keine Schuld," sagte der Spielmeister, „der ist besonders taktfest und ganz nach meiner Schule!" Nun sollte der Kunstvogel allein singen. — Er machte eben so viel Glück als der wirkliche, und dann war er ja so viel niedlicher anzusehen: er glänzte wie Armbänder und Brustnadeln.

Drei und dreißig Mal sang er ein und dasselbe Stück, und war doch nicht müde; die Leute hätten ihn gern wieder von vorn gehört, aber der Kaiser meinte, daß nun auch die lebende Nachtigall etwas singen solle — — aber wo war die? Niemand hatte bemerkt, daß sie aus dem offenen Fenster fort zu ihren grünen Wäldern geflogen war.

„Aber was ist denn das!" sagte der Kaiser; und alle

Hofleute schalten und meinten, daß die Nachtigall ein höchst undankbares Thier sei. „Den besten Vogel haben wir doch!" sagten sie; und so mußte der Kunstvogel wieder singen, und das war das vier und dreißigste Mal, daß sie dasselbe Stück bekamen, aber sie konnten es noch nicht ganz auswendig, denn es war so schwer, und der Spielmeister lobte den Vogel so außerordentlich, ja versicherte, daß er besser als die wirkliche Nachtigall sei, nicht nur was die Kleider und die vielen herrlichen Diamanten anbetraf, sondern auch innerlich.

„Denn sehen Sie, meine Herrschaften, der Kaiser vor Allen! bei der wirklichen Nachtigall kann man nie berechnen, was da kommen wird, aber bei dem Kunstvogel ist Alles bestimmt! man kann es erklären, man kann ihn aufmachen und das menschliche Denken zeigen, wie die Walzen liegen, wie sie gehen, und wie das Eine aus dem Anderen folgt!" —

„Das sind ganz meine Gedanken!" sagten sie Allesammt, und der Spielmeister erhielt die Erlaubniß, am nächsten Sonntag, den Vogel dem Volke vorzuzeigen; es sollte ihn auch singen hören, befahl der Kaiser; und es hörte ihn, und es wurde so vergnügt, als ob es sich in Thee berauscht hätte, denn das ist nun so ganz chinesisch, und da sagten Alle: „Oh!" und hielten den Zeigefinger in die Höhe, und nickten dazu; aber die armen Fischer, welche die wirkliche Nachtigall gehört hatten, sagten: „es klingt

hübsch genug, die Melodieen gleichen sich auch, aber es fehlt etwas, ich weiß nicht was!"

Die wirkliche Nachtigall war aus dem Lande und Reiche verwiesen.

Der Kunstvogel hatte seinen Platz auf einem Seidenkissen dicht bei des Kaisers Bett; alle die Geschenke, welche er erhalten: Gold und Edelsteine, lagen rings um ihn her, und im Titel war er zu einem „Hochkaiserlichen Nachttisch-Sänger" gestiegen, im Range Nummero Eins zur linken Seite, denn der Kaiser rechnete die Seite für die vornehmste, auf der das Herz saß, und das Herz sitzt auch bei einem Kaiser links. Und der Spielmeister schrieb fünf und zwanzig Bände über den Kunstvogel; das war so gelehrt und so lang, voll von den allerschwersten chinesischen Wörtern, daß alle Leute sagten, sie hätten es gelesen und verstanden, denn sonst wären sie ja dumm gewesen und wären auf den Leib getrampelt worden.

So ging es ein ganzes Jahr; der Kaiser, der Hof und alle die anderen Chinesen konnten jeden kleinen Kluck in des Kunstvogels Gesang auswendig, aber gerade deshalb gefiel er ihnen jetzt am allerbesten; sie konnten selbst mitsingen, und das thaten sie. Die Straßenbuben sangen: „zizizi! kluckkluckkluck!" und der Kaiser sang es! ja das war gewiß prächtig!

Aber eines Abends, als der Kunstvogel am Besten sang, und der Kaiser im Bett lag und darauf hörte, sagte

es „schwupp!“ inwendig im Vogel; da sprang etwas; „schnurrrrrr!“ alle Räder liefen herum, und dann stand die Musik still.

Der Kaiser sprang gleich aus dem Bette und ließ seinen Leibarzt rufen, aber was konnte der helfen! dann ließen sie den Uhrmacher holen, und nach vielem Sprechen und Nachsehen bekam er den Vogel etwas zu Stande, aber er sagte, daß er sehr geschont werden müsse, denn die Zapfen seien abgenutzt, und es wäre unmöglich, neue so einzusetzen, daß die Musik sicher ginge. Das war nun eine große Trauer! nur ein Mal des Jahres durfte man den Kunstvogel singen lassen, und das war fast schon zuviel; aber dann hielt der Spielmeister eine kleine Rede mit den schweren Worten und sagte, daß es eben so gut als früher sei, und dann war es eben so gut als früher.

Nun waren fünf Jahre vergangen, und das ganze Land bekam eine wirklich große Trauer; die Chinesen hielten im Grunde Allesammt auf ihren Kaiser, jetzt war er krank und konnte nicht leben. Schon war ein neuer Kaiser gewählt, und das Volk stand außen auf der Straße und fragte den Cavalier, wie es ihrem alten Kaiser ginge.

„Pst!“ sagte er und schüttelte mit dem Kopfe.

Kalt und bleich lag der Kaiser in seinem großen, prächtigen Bette, der ganze Hof glaubte ihn todt, und ein Jeder von ihnen lief hin, den neuen Kaiser zu begrüßen; die Kammerdiener liefen hinaus, um darüber zu sprechen,

und die Schloßmädchen hatten große Kaffeegesellschaft. Ringsumher in allen Sälen und Gängen war Tuch gelegt, damit man Niemand gehen hören könnte, und deshalb war es da so still, so still. Aber der Kaiser war noch nicht todt; steif und bleich lag er in dem prächtigen Bette mit den langen Sammetgardienen und den schweren Goldquasten; hoch oben stand ein Fenster auf, und der Mond schien herein auf den Kaiser und den Kunstvogel.

Der arme Kaiser konnte kaum athmen, es war gerade, als ob Etwas auf seiner Brust säße; er schlug die Augen auf, und da sah er, daß es der Tod war, der auf seiner Brust saß und sich seine Goldkrone aufgesetzt hatte, und hielt in der einen Hand des Kaisers Goldsäbel, in der anderen seine prächtige Fahne; und rings umher aus den Falten der großen Sammet=Bettgardienen sahen wunderliche Köpfe hervor, einige ganz häßliche, andere so lieblich und mild: das waren alle des Kaisers böse und gute Thaten, welche ihn anblickten, jetzt da der Tod ihm auf dem Herzen saß.

„Entsinnest Du Dich Dieses?" flüsterte der eine nach dem andern. „Erinnerst Du Dich Dessen?" und dann erzählten sie ihm so viel, daß ihm der Schweiß von der Stirne rann.

„Das habe ich nie gewußt!" sagte der Kaiser; „Musik, Musik, die große chinesische Trommel!" rief er, „damit ich nicht Alles zu hören brauche, was sie sagen!"

Und sie fuhren fort, und der Tod nickte wie ein Chinese zu Allem, was gesagt wurde.

„Musik, Musik!" schrie der Kaiser. „Du kleiner, herrlicher Goldvogel! singe doch, singe! ich habe Dir Gold und Kostbarkeiten gegeben, ich habe Dir selbst meinen Goldpantoffel um den Hals gehängt, singe doch, singe!"

Aber der Vogel stand stille, da war Niemand, um ihn aufzuziehen, und sonst sang er nicht; aber der Tod fuhr fort, den Kaiser mit seinen großen, leeren Augenhöhlen anzustarren, und es war so stille, so erschrecklich stille.

Da klang auf einmal vom Fenster her der herrlichste Gesang: es war die kleine, lebende Nachtigall, welche auf einem Zweige draußen saß; sie hatte von der Noth ihres Kaisers gehört und war deshalb gekommen, ihm Trost und Hoffnung zu singen; und so wie sie sang, wurden die Gespenster immer bleicher und bleicher, das Blut kam immer rascher und rascher in des Kaisers schwachen Gliedern in Bewegung, und selbst der Tod horchte und sagte: „Fahre fort, kleine Nachtigall! fahre fort!"

„Ja willst Du mir den prächtigen Goldsäbel geben! ja willst Du mir die reiche Fahne geben! willst Du mir des Kaisers Krone geben!"

Und der Tod gab jedes Kleinod für einen Gesang, und die Nachtigall fuhr noch fort zu singen, und sie sang von dem stillen Gottesacker, wo die weißen Rosen wachsen, wo der Flieder duftet, und wo das frische Gras von den

Thränen der Ueberlebenden befeuchtet wird; da bekam der Tod Sehnsucht nach seinem Garten und schwebte, wie ein kalter, weißer Nebel, aus dem Fenster.

„Dank, Dank!“ sagte der Kaiser, „Du himmlischer kleiner Vogel, ich kenne Dich wohl! Dich habe ich aus meinem Lande und Reiche gejagt! und doch hast Du die bösen Gesichter von meinem Bette weggesungen, den Tod von meinem Herzen weggeschafft! Wie kann ich Dir lohnen?“

„Du hast mich belohnt!“ sagte die Nachtigall, „ich habe Deinen Augen Thränen entlockt, als ich das erste Mal sang, das vergesse ich nie! das sind die Juwelen, die ein Sänger-Herz erfreuen! — aber schlafe nun und werde frisch und stark! ich werde Dir vorsingen!“

Und sie sang — und der Kaiser fiel in einen süßen Schlummer, ach so milde und wohlthuend war der Schlaf.

Die Sonne schien durch die Fenster zu ihm herein, als er gestärkt und gesund erwachte; keiner von seinen Dienern war noch zurückgekehrt, denn sie glaubten, er sei todt, aber die Nachtigall saß noch und sang.

„Immer mußt Du bei mir bleiben!“ sagte der Kaiser, „Du sollst nur singen, wenn Du selbst willst, und den Kunstvogel schlage ich in Tausend Stücke.“

„Thue das nicht!“ sagte die Nachtigall, „der hat ja das Gute gethan, so viel er konnte! Behalte ihn wie bisher! ich kann nicht bauen und wohnen im Schlosse, aber laß mich kommen wenn ich selbst Lust habe, da will ich des

Abends auf dem Zweige dort beim Fenster sitzen und Dir vorsingen, damit Du froh werden könnest und gedankenvoll zugleich! ich werde von den Glücklichen singen, und von Denen, die da leiden! ich werde vom Bösen und Guten singen, was rings um Dich her Dir verborgen bleibt! der kleine Singvogel fliegt weit herum zu dem armen Fischer, zu des Landmanns Dach, zu Jedem, der weit von Dir und Deinem Hofe entfernt ist! ich liebe Dein Herz mehr als Deine Krone, und doch hat die Krone einen Duft von etwas Heiligem um sich! — ich komme, ich singe Dir vor! — Aber Eines mußt Du mir versprechen." —

— „Alles!" sagte der Kaiser, und stand da in seiner kaiserlichen Tracht, die er selbst angelegt hatte und drückte den Säbel, welcher schwer von Gold war, an sein Herz.

„Um Eines bitte ich Dich! erzähle Niemand, daß Du einen kleinen Vogel hast, der Dir Alles sagt, dann wird es noch besser gehen!"

Und so flog die Nachtigall fort.

Die Diener kamen herein, um nach ihrem todten Kaiser zu sehen; — — ja da standen sie, und der Kaiser sagte: „Guten Morgen!"

Der Reisekamerad.

Der arme Johannes war so betrübt, denn sein Vater war sehr krank und konnte nicht genesen. Außer den Beiden war durchaus Niemand in dem kleinen Zimmer; die Lampe auf dem Tische war dem Erlöschen nahe, und es war ganz spät des Abends. —

„Du warst ein guter Sohn, Johannes!“ sagte der kranke Vater, „der liebe Gott wird Dir schon in der Welt forthelfen!“ und er sah ihn mit ernsten, milden Augen an, holte ganz tief Athem und starb; es war gerade als ob er schliefe. Aber Johannes weinte, nun hatte er gar Niemand in der ganzen Welt, weder Vater noch Mutter, Schwester oder Bruder. Der arme Johannes! Er lag vor dem Bette auf seinen Knien und küßte des todten Vaters Hand, weinte so viele bittere Thränen, aber zuletzt schlossen sich seine Augen und er schlief ein mit dem Haupte auf dem harten Bettpfosten.

Da träumte ihm ein sonderbarer Traum; er sah, wie

Sonne und Mond sich vor ihm neigten, und er erblickte seinen Vater wieder frisch und gesund und hörte ihn lachen, wie er immer lachte, wenn er recht froh war. Ein schönes Mädchen, mit einer Goldkrone auf ihrem langen glänzenden Haar, reichte Johannes die Hand, und sein Vater sagte: „Siehst Du, was für eine Braut Du erhalten hast? Sie ist die schönste in der ganzen Welt.“ Da erwachte er, und alle Herrlichkeit war vorbei, sein Vater lag todt und kalt im Bette, es war gar Niemand bei ihnen; der arme Johannes!

In der folgenden Woche wurde der Todte begraben; Johannes ging dicht hinter dem Sarge, und konnte nun den guten Vater nicht mehr zu sehen bekommen, der ihn so sehr geliebt hatte; er hörte, wie sie die Erde auf den Sarg hinunter warfen, sah noch die letzte Ecke desselben, aber bei der nächsten Schaufel Erde, welche hinab geworfen wurde, war auch sie verschwunden; da war es gerade als wolle sein Herz in Stücke zerspringen, so betrübt war er. Rings herum sangen sie einen Psalm, es klang so schön, und die Thränen traten Johannes in die Augen, er weinte, und das that seiner Trauer wohl. Die Sonne schien herrlich auf die grünen Bäume, gerade als wolle sie sagen: „Du mußt nicht so betrübt sein Johannes! siehst Du, wie hübsch blau der Himmel ist; dort oben ist nun Dein Vater und bittet den lieben Gott, daß es Dir allezeit wohl ergehen möge!“

„Ich will auch immer gut sein!“ sagte Johannes, „dann komme ich auch in den Himmel zu meinem Vater, und was wird das für eine Freude werden, wenn wir einander wiedersehen! wie viel werde ich ihm dann nicht erzählen können, und er wird mir so viele Sachen zeigen, mir so viel von der Herrlichkeit im Himmel lehren, gerade wie er mich hier auf Erden unterrichtete. O was wird das für eine Freude werden!“

Johannes dachte sich das so deutlich, daß er dabei lächelte, während die Thränen ihm noch über die Wangen liefen. Die kleinen Vögel saßen oben in den Kastanienbäumen und zwitscherten „qui wit, qui wit!“ sie waren so munter, obgleich sie mit bei dem Begräbnisse waren, aber sie wußten wohl, daß der todte Mann nun oben im Himmel war, Flügel hatte, weit schönere und größere als die ihrigen, daß er nun glücklich sei, weil er hier auf Erden gut gewesen war, und darüber waren sie vergnügt. Johannes sah, wie sie von den grünen Bäumen weit in die Welt hinaus flogen, und da bekam auch er Lust mitzufliegen. Aber zuerst schnitt er ein großes Holzkreuz, um es auf seines Vaters Grab zu setzen, und als er es am Abend dahin brachte, war das Grab mit Sand und Blumen geschmückt; das hatten fremde Leute gethan, denn sie hielten alle so viel von dem lieben Vater, der nun todt war.

Früh am nächsten Morgen packte Johannes sein kleines Bündel zusammen, verwahrte in seinem Gürtel sein

ganzes Erbtheil, welches fünfzig Thaler und ein Paar Silberschillinge betrug, damit wollte er in die Welt hinauswandern. Aber zuerst ging er nach dem Kirchhofe zu seines Vaters Grab, betete sein „Vater unser," und sagte: „Lebewohl Du lieber Vater! Ich will immer ein guter Mensch sein, drum magst Du den lieben Gott auch bitten, daß es mir wohlergehe!"

Draußen auf dem Felde, wo Johannes ging, standen alle Blumen so frisch und schön in dem warmen Sonnenschein, und sie nickten im Winde gerade als wollten sie sagen: „Willkommen im Grünen! Ist es hier nicht schön?" Aber Johannes wendete sich noch einmal zurück, um die alte Kirche zu betrachten, worin er als kleines Kind getauft worden, wo er jeden Sonntag mit seinem Vater zum Gottesdienst gewesen war und seinen Psalm gesungen hatte; da sah er hoch oben in einer der Oeffnungen des Thurms den Kirchen-Kobold mit seiner kleinen rothen spitzen Mütze stehen, indem er sein Antlitz mit dem gebogenen Arm beschattete, da ihn sonst die Sonne in die Augen stach. Johannes nickte ihm Lebewohl zu, und der kleine Kobold schwenkte seine rothe Mütze, legte die Hand auf das Herz und warf ihm viele Kußfinger zu, um zu zeigen, wie gut er es ihm wünsche, und daß er eine recht glückliche Reise machen möge.

Johannes dachte daran, wie viel Schönes er nun in der großen prächtigen Welt zu sehen bekommen würde,

und ging weiter und weiter fort, so weit wie er früher n
gewesen war: er kannte die Orte gar nicht, durch die
kam, oder die Menschen, denen er begegnete, — nun wa
er weit hinaus in der Fremde.

Die erste Nacht mußte er sich auf einen Heuschob
auf dem Felde zum schlafen legen, ein anderes Bett hat
er nicht. Aber das war gerade niedlich, meinte er, d
König könnte es nicht niedlicher haben. Das ganze Fe
mit der Aue, der Heuschober und dann der blaue Himm
darüber, war gerade eine schöne Schlafkammer. Das grün
Gras mit den kleinen rothen und weißen Blumen war d
Fußdecke, die Fliederbüsche und die wilden Rosenhecken wa
ren Blumensträuße, und zum Waschbecken diente ihm d
ganze Aue mit dem klaren, frischen Wasser, wo das Schi
sich neigte und ihm guten Abend wie guten Morgen b
Der Mond war eine wahrhaft große Nachtlampe, ho
oben unter der blauen Decke, und der zündete die Gard
nen nicht an mit seinem Feuer; Johannes konnte ga
ruhig schlafen, und er that es auch, erwachte erst wiede
als die Sonne aufging, und alle die kleinen Vögel rin
umher sangen: „Guten Morgen! guten Morgen! Bist D
noch nicht auf?"

Die Glocken läuteten zur Kirche, es war Sonnta
die Leute gingen hin, den Prediger zu hören, und Joha
nes folgte ihnen, sang einen Psalm und hörte Gott
Wort, und es war ihm gerade als wäre er in seiner eig

nen Kirche, in der er getauft war und wo er Psalmen mit seinem Vater gesungen hatte.

Draußen auf dem Kirchhofe waren da so viele Gräber, und auf einigen wuchs hohes Gras. Da dachte Johannes an seines Vaters Grab, welches am Ende auch so aussehen würde wie diese, nun er es nicht jäten und schmücken konnte. Er setzte sich also nieder und riß das Gras ab, richtete die Holzkreuze auf, welche umgefallen waren, und legte die Kränze, die der Wind vom Grabe fortgerissen hatte, wieder auf ihre Stelle, indem er dachte: vielleicht thut Jemand dasselbe an meines Vaters Grab, nun ich es nicht thun kann!

Draußen vor der Kirchhofsthür stand ein alter Bettler und stützte sich auf seine Krücke, Johannes gab ihm die Silberschillinge, die er hatte, und ging dann glücklich und vergnügt weiter fort, in die weite Welt hinaus.

Gegen Abend wurde es ein erschrecklich böses Wetter, Johannes sputete sich unter Dach zu gelangen, aber es wurde bald finstere Nacht; da erreichte er endlich eine kleine Kirche, die ganz einsam auf einem kleinen Hügel lag, die Thür stand zum Glück nur angelehnt, und er schlüpfte hinein; hier wollte er bleiben, bis das böse Wetter sich gelegt hatte.

„Hier will ich mich in einen Winkel setzen!“ sagte er, „ich bin ganz ermüdet und bedarf es wohl, mich ein wenig auszuruhen,“ dann setzte er sich nieder, faltete seine

Hände, und betete sein Abendgebet, und bevor er es wußte, schlief und träumte er, während es draußen blitzte und donnerte.

Als er wieder erwachte, war es mitten in der Nacht, aber das böse Wetter war vorüber gezogen, und der Mond schien durch die Fenster zu ihm herein. Mitten in der Kirche stand da ein offener Sarg mit einem todten Mann darin, denn er war noch nicht begraben. Johannes war durchaus nicht furchtsam, denn er hatte ein gutes Gewissen, und er wußte wohl, daß die Todten Niemand etwas zu Leide thun! es sind lebende, böse Menschen, die Uebles thun. Solcher zwei lebende, schlimme Leute standen dicht bei dem todten Mann, der hier in die Kirche hinein gesetzt war, bevor er beerdigt wurde, dem wollten sie Uebeles erweisen, ihn nicht in seinem Sarge liegen lassen, sondern ihn draußen vor die Kirchthür werfen, den armen todten Mann.

„Weshalb wollt ihr das thun?" fragte Johannes, „das ist böse und schlimm, laßt ihn in Jesu Namen ruhen!"

„O, Schnickschnack!" sagten die beiden häßlichen Menschen, „er hat uns angeführt! er schuldet uns Geld, das konnte er nicht bezahlen, und nun ist er obenein todt, da bekommen wir keinen Schilling, deshalb wollen wir uns ordentlich rächen, soll wie ein Hund draußen vor der Kirchthür liegen!"

„Ich habe nicht mehr als fünfzig Thaler!“ sagte Johannes, „das ist mein ganzes Erbtheil, aber das will ich Euch gern geben, wenn Ihr mir ehrlich versprechen wollt, den armen todten Mann in Ruhe zu lassen. Ich werde schon durchkommen, ohne das Geld: ich habe gesunde starke Gliedmaßen, und der liebe Gott wird mir allezeit helfen.“

„Ja“ sagten die häßlichen Menschen, „wenn Du so seine Schuld bezahlen willst, wollen wir beide ihm nichts thun, darauf kannst Du dich verlassen!“ und so nahmen sie das Geld, welches ihnen Johannes gab, lachten laut auf über seine Güte, und gingen ihres Weges; aber Johannes legte die Leiche wieder im Sarge zurecht, faltete deren Hände, nahm Abschied von ihr und ging dann durch den großen Wald zufrieden weiter.

Rings umher, wo der Mond durch die Bäume herein scheinen konnte, sah er die niedlichen kleinen Elfen lustig spielen; sie ließen sich nicht stören, sie wußten wohl, daß er ein guter, unschuldiger Mensch sei, und es sind nur die bösen Leute, welche die Elfen nicht zu sehen bekommen müssen. Einige von ihnen waren nicht größer als ein Finger breit und hatten ihre langen gelben Haare mit Goldkämmen aufgesteckt, zwei und zwei schaukelten sie sich auf den großen Thautropfen, die auf den Blättern und dem hohen Gras lagen; zuweilen entrollte der Tropfen, dann fielen sie nieder zwischen den langen Grashalmen und das verursachte ein Gelächter und Lärmen unter den andern Kleinen.

Es war allerliebst! Sie sangen und Johannes erkannte ganz deutlich alle die hübschen Lieder, die er als kleiner Knabe gelernt hatte. Große bunte Spinnen mit Silberkronen auf dem Kopfe mußten von der einen Hecke zur andern lange Hängebrücken und Paläste spinnen, welche, da der feine Thau darauf fiel, wie glänzendes Glas im klaren Mondscheine aussahen. So währte es fort, gerade bis die Sonne aufging. Die kleinen Elfen krochen dann in die Blumenknospen, und der Wind erfaßte ihre Brücken und Schlösser, die als Spinneweben durch die Luft dahin flogen.

Johannes war nun aus dem Wald herausgekommen, als eine starke Mannsstimme hinter ihm rief. „Hollo, Kamerad! wohin geht die Reise?"

„In die weite Welt hinaus!" sagte Johannes. „Ich habe weder Vater noch Mutter, bin ein armer Bursche, aber der Herr hilft mir wohl!"

„Ich will auch in die weite Welt hinaus!" sagte der fremde Mann. „Wollen wir beide uns Gesellschaft leisten?"

„Ja wohl!" sagte Johannes, und sie gingen sie miteinander. Bald wurden sie sich recht gut, denn sie waren beide gute Menschen. Aber Johannes merkte wohl, daß der Fremde viel klüger denn er war, er hatte fast die ganze Welt durchreist, und wußte von allem Möglichen, was existirte, zu erzählen.

Die Sonne war schon hoch herauf, als sie sich unter einen großen Baum setzten, ihr Frühstück zu genießen; zur

selben Zeit kam da eine alte Frau. O, sie war so alt und ging ganz krumm, stützte sich auf einen Krückstock, und hatte auf ihrem Rücken ein Bündel Brennholz, welches sie sich im Walde gesammelt hatte. Ihre Schürze war aufgeheftet, und Johannes sah, daß **drei** große Ruthen von Farrenkraut und Weidenreiser daraus hervorsahen. Indem sie ihnen ganz nahe war, glitt ihr einer Fuß aus, sie fiel um und that einen lauten Schrei, denn sie hatte ihr Bein gebrochen, die arme alte Frau.

Johannes wollte sogleich, daß sie sie nach Hause tragen möchten, wo sie wohnte, aber der Fremde machte seinen Ranzel auf, nahm eine Kruke hervor, und sagte, daß er hier eine Salbe habe, welche sogleich ihr Bein wieder ganz und kräftig machen würde, so daß sie selbst nach Hause gehen könne, und zwar als ob sie nie das Bein gebrochen hätte. Aber dafür wolle er auch, daß sie ihm die drei Ruthen verehre, die sie in ihrer Schürze habe.

„Das ist gut bezahlt!“ sagte die Alte und nickte ganz eigen mit dem Kopfe; sie wollte die Ruthen eben nicht gern abgeben, aber es war auch nicht angenehm, mit gebrochenem Beine da zu liegen; so gab sie ihm die Ruthen, und so wie er nur die Salbe auf das Bein gerieben hatte, erhob sich auch die alte Mutter und ging viel besser denn zuvor. Das konnte die Salbe bewirken. Aber die war auch nicht in der Apotheke zu haben.

„Was willst Du mit den Ruthen?“ fragte Johannes von seinem Reisekamerad.

„Das sind drei schöne Kräuterbesen!“ sagte er, „die liebe ich sehr, denn ich bin ein närrischer Patron!“

Dann gingen sie noch ein gutes Stück.

„Nein, wie das aussieht!“ sagte Johannes, und zeigte gerade aus, „das sind erschrecklich dicke Wolken!“

„Nein,“ sagte der Reisekamerad, „das sind keine Wolken, das sind Berge. Die herrlichen großen Berge, wo man ganz hinauf über die Wolken in die frische Luft gelangt! Glaube mir, das ist herrlich! Morgen sind wir sicher so weit in die Welt hinaus!“

Das war nicht so nahe bei, wie es aussah, sie hatten einen ganzen Tag zu gehen, bevor sie die Berge erreichten, wo die schwarzen Wälder gerade gegen den Himmel auf wuchsen, und wo es Steine gerade so groß als eine ganze Stadt gab; das mochte wahrlich eine schwere Anstrengung werden, da ganz hinüber zu kommen, aber darum gingen auch Johannes und der Reisekamerad in das Wirthshaus hinein, um sich gut auszuruhen und Kräfte zum morgenden Marsche zu sammeln.

Unten in der großen Schenkstube im Wirthshause waren viele Menschen versammelt, denn da war ein Mann, der gab Puppen-Comödie; er hatte gerade sein kleines Theater aufgestellt, und die Leute saßen ringsumher, um die Comödie zu sehen, aber ganz vorn hatte ein dicker Schlächter

Platz genommen, und zwar den allerbesten; sein großer Bullenbeißer, uh, der sah so gräulich aus! saß an seiner Seite und machte große Augen, gerade wie alle die andern.

Nun begann die Comödie, und das war eine niedliche Comödie mit einem Könige und einer Königin, die saßen auf dem schönsten Throne, hatten Goldkronen auf dem Haupte und lange Schleppen an den Kleidern, denn das konnten sie haben. Die niedlichsten Holzpuppen mit Glas-Augen und großen Schnurrbärten standen an allen Thüren, und machten auf und zu, damit frische Luft in das Zimmer kommen konnte! Es war gerade eine recht niedliche Comödie, und sie war gar nicht traurig, aber gerade wie die Königin aufstand und über den Fußboden hinging, da — Gott mag wissen, was der große Bullenbeißer sich dachte, aber da der dicke Schlächter ihn nicht hielt, machte er einen Sprung gerade hinein in das Theater, nahm die Königin mitten um ihren dünnen Leib, so daß es „knick, knack!" sagte. Es war ganz erschrecklich.

Der arme Mann, der die ganze Comödie gab, wurde erschrocken und betrübt über seine Königin, denn es war allerniedlichste Puppe, die er hatte, und nun hatte ihr häßliche Bullenbeißer den Kopf abgebissen; aber als die ...te später fortgingen, sagte der Fremde, der mit Johan... gekommen war, daß er sie schon wieder zurecht machen ...lte, und da nahm er seine Kruke vor und schmierte die ...ppe mit der Salbe, womit er der alten Frau geholfen,

als sie ihr Bein gebrochen hatte. Sowie die Puppe geschmiert war, wurde sie gleich wieder ganz, ja sie konnte sogar alle ihre Glieder selbst bewegen, man brauchte gar nicht mehr an der Schnur zu ziehen; die Puppe war wie ein lebendiger Mensch, nur, daß sie nicht sprechen konnte. Der Mann, der das kleine Puppentheater hatte, wurde sehr froh, nun brauchte er diese Puppe gar nicht mehr zu halten, die konnte ja von selbst tanzen. Das konnte keine der Andern.

Als es später Nacht wurde, und alle Leute im Wirthshause zu Bett gegangen waren, war da Jemand, der so erschrecklich tief seufzte, und so lange damit fortfuhr, daß alle aufstanden, um zu sehen, wer es sein könnte. Der Mann, der die Comödie gegeben hatte, ging nach seinem kleinen Theater hin, denn es war dadrinnen, wo Jemand seufzte. Alle Holzpuppen lagen untereinander, der König und alle Trabanten, und die waren es, die so jämmerlich seufzten und mit ihren Glas-Augen stierten, denn sie wollten so gern gleich der Königin ein wenig geschmiert werden, damit sie sich auch von selbst bewegen könnten. Die Königin legte sich gerade hin auf die Knie, und streckte ihre prächtige Goldkrone in die Höhe, während sie bat: „nimm mir diese, aber schmiere meinen Gemahl und meine Hofleute!“ Da konnte der arme Mann, der die Comödie und alle Puppen besaß, nicht unterlassen zu weinen, denn es that ihm wirklich ihretwegen so leid; er versprach sogleich

dem Reisekamerad, ihm alles das Geld zu geben, was er am nächsten Abend für seine Comödie erhalten würde, wenn er nur vier bis fünf von seinen niedlichsten Puppen schmieren wolle; aber der Reisekamerad sagte, daß er durchaus nichts Anderes verlange als den großen Säbel, den Jener an seiner Seite habe, und als er den erhielt, beschmierte er sechs Puppen, die sogleich tanzten, und das so niedlich, daß alle Mädchen, die lebenden Menschen-Mädchen, die es sahen, sogleich mittanzten. Der Kutscher und die Köchin tanzten, der Diener und das Stubenmädchen, alle die Fremden, und die Feuerschaufel und die Feuerzange; aber die fielen um, gerade als sie die ersten Sprünge machten, — ja, das war eine lustige Nacht. —

Am nächsten Morgen ging Johannes mit seinem Reisekameraden von ihnen Allen fort, auf die hohen Berge hinauf, und durch die großen Tannenwälder. Sie kamen so hoch hinauf, daß die Kirchthürme tief unter ihnen zuletzt wie kleine rothe Beeren, unten in all dem Grünen, aussahen, und sie konnten so weit weg sehen, viele, viele Meilen weit, wo sie nie gewesen waren! soviel Schönes der prächtigen Welt hatte Johannes früher nie auf einmal gesehen, und die Sonne schien so warm aus der frischen blauen Luft, er hörte auch die Jäger das Waldhorn, zwischen den Bergen, so schön und lieblich blasen, daß ihm vor Freude das Wasser in die Augen trat, und er nicht unterlassen konnte auszurufen: „Du guter lieber Gott! ich möchte Dich küssen,

weil Du so gut gegen uns alle bist, und uns all die Herrlichkeit, die in der Welt ist, gegeben hast!"

Der Reisekamerad stand auch mit gefalteten Händen und sah über den Wald und die Städte, in den warmen Sonnenschein hinaus. Zu gleicher Zeit ertönte es wunderbar lieblich über ihren Häuptern, sie blickten in die Höhe, ein großer weißer Schwan schwebte in der Luft und sang, wie sie früher nie einen Vogel hatten singen hören! aber der Gesang wurde schwächer und schwächer, er neigte seinen Kopf und sank ganz langsam zu ihren Füßen nieder, wo er todt liegen blieb, der schöne Vogel.

„Zwei so herrliche Flügel," sagte der Reisekamerad, „so weiß und groß, wie die, welche der Vogel hat, sind Goldes werth, die will ich mit mir nehmen! siehst Du nun wohl, daß es gut war, daß ich einen Säbel bekam!" und so hieb er mit einem Schlage beide Flügel des todten Schwanes ab, die wollte er behalten.

Sie reisten nun viele, viele Meilen weit fort über die Berge, bis sie zuletzt eine große Stadt vor sich sahen, mit über Hunderten von Thürmen, die wie Silber in der Sonne erglänzten; mitten in der Stadt war ein prächtiges Marmorschloß, mit purem rothen Gold gedeckt und hier wohnte der König.

Johannes und der Reisekamerad wollten nicht sogleich in die Stadt gehen, sondern blieben im Wirthshause draußen vor der Stadt, damit sie sich putzen konnten, denn sie

wollten nett aussehen, wenn sie auf die Straße kämen. Der Wirth erzählte ihnen, daß der König ein so guter Mann sei, der nie einem Menschen etwas zu leide thäte, weder dem Einen noch dem Andern, aber seine Tochter, ja Gott behüte uns! das wäre eine schlimme Prinzessin. Schönheit besaß sie genug, keine konnte so hübsch und niedlich sein, als sie war, aber was half das, sie war eine schlimme böse Hexe, die Schuld daran war, daß so viele herrliche Prinzen ihr Leben verloren hatten. — Allen Menschen hatte sie die Erlaubniß ertheilt, um sie freien zu dürfen; ein jeder konnte kommen, er mochte Prinz oder Bettler sein, das war gerade ein und dasselbe, er sollte nur drei Sachen rathen, an die sie gerade gedacht hätte und um die sie ihn befragte, konnte er das, so wollte sie sich mit ihm verbinden, und er sollte König über das ganze Land sein, wenn ihr Vater stürbe; konnte er aber die drei Sachen nicht rathen, so ließ sie ihn aufhängen oder ihm den Hals abhauen. Ihr Vater, der alte König, war so betrübt darüber, aber er konnte ihr nicht verbieten, so böse zu sein, denn er hatte einmal gesagt, er wolle nie etwas mit ihren Liebhabern zu thun haben, sie könne selbst thun, was sie wolle. Ein jedesmal wenn ein Prinz kam und rathen sollte, um die Prinzessin zu erhalten, so konnte er es nicht, und dann wurde er gehängt oder geköpft, er war ja bei Zeiten gewarnt worden, er hätte das Freien unterlassen können. Der alte König war so betrübt über all die

Trauer und das Elend, daß er einen ganzen Tag des Jahres mit all seinen Soldaten auf den Knieen lag und betete, daß die Prinzessin gut werden möge, aber das wollte sie durchaus nicht. Die alten Frauen, die Branntwein tranken, färbten ihn ganz schwarz, bevor sie ihn tranken, so trauerten sie, und mehr konnten sie doch nicht thun.

„Die häßliche Prinzessin!" sagte Johannes, „sie sollte wirklich die Ruthe haben, das würde ihr gut thun. Wäre ich nur der alte König, sie sollte schon gegerbt werden."

Da hörten sie das Volk draußen Hurrah rufen. Die Prinzessin kam vorbei, und sie war wirklich so schön, daß alle Leute vergaßen, wie böse sie war, deßhalb riefen sie Hurrah. Zwölf schöne Jungfrauen, allesammt in weißen Seidenkleidern, und eine Goldtulpe in der Hand, ritten auf kohlschwarzen Pferden, ihr zur Seite; die Prinzessin selbst hatte ein kreideweißes Pferd, mit Diamanten und Rubinen geschmückt, ihr Reitkleid war von reinem Golde, und die Peitsche, die sie in der Hand hatte, sah aus, als wäre sie ein Sonnenstrahl; die Goldkrone auf dem Haupte war gerade wie kleine Sterne oben vom Himmel, und der Mantel war von mehr als Tausend schönen Schmetterlingsflügeln zusammengenäht; demungeachtet war sie viel schöner als alle ihre Kleider.

Als Johannes sie zu sehen bekam, wurde er so roth in seinem Antlitz wie ein Blutstropfen, und er konnte kaum ein einziges Wort sagen; die Prinzessin sah ja ganz so aus wie das schöne Mädchen mit der Goldkrone auf,

von der er in der Nacht geträumt hatte, als sein Vater gestorben war. Er fand sie so schön und konnte nicht unterlassen, sie recht zu lieben. Das wäre gewiß nicht wahr, sagte er, daß sie eine böse Hexe sei, welche die Leute hängen oder köpfen ließe, wenn sie nicht rathen konnten, was sie von ihnen verlangte. „Ein jeder hat ja die Erlaubniß um sie zu freien, sogar der ärmste Bettler, ich will wirklich nach dem Schlosse gehen! denn ich kann es nicht unterlassen!“ Sie sagten ihm alle, er möge es nicht thun, es würde ihm bestimmt wie allen den andern ergehen. Der Reisekamerad rieth ihm auch davon ab, aber Johannes meinte, es würde schon gut gehen, bürstete seine Schuhe und seinen Rock, wusch sein Gesicht und seine Hände, kämmte sein hübsches, gelbes Haar, und ging dann ganz allein in die Stadt hinein, und nach dem Schlosse.

„Herein!“ sagte der alte König, als Johannes an die Thür pochte. — Johannes öffnete, und der alte König, im Schlafrock und gestickten Pantoffeln, kam ihm entgegen, die Goldkrone hatte er auf dem Haupte, das Scepter in der einen Hand und den Reichsapfel in der andern. „Warte ein bischen!“ sagte er und nahm den Apfel unter den Arm, um Johannes die Hand reichen zu können. Aber so wie er erfuhr, es sei ein Freier, fing er so an zu weinen, daß das Scepter sowohl wie der Apfel auf den Fußboden fielen, und er die Augen an seinem Schlafrock trocknen mußte. Der arme alte König!

„Laß es sein!“ sagte er, „es geht Dir schlecht, wie all den Andern. „Nun sollst Du nur sehen!“ dann führte er Johannes hinaus, nach dem Lustgarten der Prinzessin, da sah es erschrecklich aus! Oben in jedem Baum hingen drei, vier Königssöhne, die um die Prinzessin gefreiet hatten, die Sachen aber nicht hatten rathen können, die sie ihnen aufgegeben hatte. Ein jedesmal wenn es wehte, klapperten alle Gerippe, so daß die kleinen Vögel erschraken und nie in den Garten hinein zu kommen wagten; alle Blumen waren an Menschenknochen aufgebunden und in Blumentöpfen standen Todtenköpfe und grinsten. Das war wahrlich ein sonderbarer Garten für eine Prinzessin.

„Hier kannst Du sehen!“ sagte der alte König, „es wird Dir ebenso wie all den Andern ergehen, die Du hier siehst, laß es deshalb lieber sein; Du machst mich wirklich unglücklich, denn ich nehme mir das so zu Herzen!“

Johannes küßte dem guten alten Könige die Hand, und sagte, es würde schon gut gehen, denn er sei ganz entzückt von der schönen Prinzessin.

Da kam die Prinzessin selbst mit allen ihren Damen in den Schloßhof geritten, sie gingen deshalb zu ihr hinaus, und sagten ihr guten Tag. Sie war so wunderschön anzuschauen und reichte Johannes die Hand, und er hielt noch viel mehr von ihr als früher, sie konnte sicher keine schlimme böse Hexe sein, wie alle Leute es ihr nachsagten. — Sie gingen hinauf in den Saal, und die klei-

nen Pagen präsentirten ihnen Eingemachtes und Pfeffernüsse, aber der alte König war so betrübt, er konnte gar nichts essen, und die Pfeffernüsse waren ihm auch zu hart.

Es wurde bestimmt, daß Johannes den nächsten Morgen wider nach dem Schlosse kommen solle, dann würden die Richter und der ganze Rath versammelt sein, und hören, wie es ihm beim Rathen erginge. Würde er gut dabei fahren, so sollte er dann noch zweimal kommen, aber es war noch nie Jemand da gewesen, der das erste Mal gerathen hatte, und dann mußte er das Leben verlieren.

Johannes war gar nicht bekümmert darum, wie es ihm ergehen würde, er war vielmehr vergnügt, gedachte nur der schönen Prinzessin, und glaubte ganz sicher, der liebe Gott werde ihm schon helfen, aber wie, das wußte er gar nicht, und wollte lieber nicht daran denken. Er tanzte auf der Landstraße dahin, als er nach dem Wirthshause zurückkehrte, wo der Reisekamerad auf ihn wartete.

Johannes konnte nicht fertig damit werden zu erzählen, wie artig die Prinzessin gegen ihn gewesen und wie schön sie sei; er sehnte sich schon so sehr nach dem nächsten Tage, wo er in das Schloß sollte, um sein Glück mit Rathen zu versuchen.

Aber der Reisekamerad schüttelte mit dem Kopfe und war ganz betrübt. „Ich bin Dir so gut!“ sagte er, „wir

hätten noch lange zusammen sein können, und nun soll ich Dich schon verlieren! Du armer, lieber Johannes, ich könnte weinen, aber ich will am letzten Abend, den wir vielleicht zusammen sind, Deine Freude nicht stören. Wir wollen lustig sein, recht lustig: morgen, wenn Du fort bist, kann ich ungestört weinen."

Alle Leute drinnen in der Stadt hatten sogleich erfahren, daß ein neuer Freier der Prinzessin angekommen war, und deshalb herrschte große Betrübniß. Das Komödienhaus blieb geschlossen, alle Kuchenfrauen banden Flor um ihre Zuckerherzen, der König und die Priester lagen auf den Knieen in den Kirchen, es war solche Betrübniß, denn es konnte Johannes ja nicht besser ergehen, als es allen den übrigen Freiern ergangen war.

Gegen Abend bereitete der Reisekamerad eine große Bowle Punsch und sagte zu Johannes: Nun wollen wir recht lustig sein und auf der Prinzessin Gesundheit trinken. Als aber Johannes zwei Gläser voll getrunken hatte, wurde er so schläfrig, daß es ihm unmöglich wurde die Augen aufzuhalten, er fiel in tiefen Schlaf. Der Reisekamerad hob ihn ganz sachte vom Stuhle auf und legte ihn in das Bett hinein, und als es dann dunkle Nacht wurde, nahm er die beiden großen Flügel, die er dem Schwane abgehauen hatte und band sie an seine Schultern fest; die größte Ruthe, die er von der alten Frau erhalten, welche gefallen war und das Bein gebrochen hatte, steckte er in seine Tasche,

öffnete das Fenster, und flog so über die Stadt, gerade nach dem Schlosse hin, wo er sich in einen Winkel oben unter das Fenster setzte, welches in die Schlafstube der Prinzessin hineinging.

Es war ganz stille in der ganzen Stadt; nun schlug die Uhr drei Viertel auf Zwölf, das Fenster ging auf, und die Prinzessin flog in einem langen weißen Mantel und mit schwarzen Flügeln über die Stadt weg, hinaus zu einem großen Berge; aber der Reisekamerad machte sich unsichtbar, so daß sie ihn gar nicht sehen konnte, flog hinterher, und peitschte die Prinzessin mit seiner Ruthe, so das ordentlich Blut kam, wo er schlug. Ah, das war eine Fahrt durch die Luft, der Wind faßte ihren Mantel, der sich nach allen Seiten ausbreitete, gleich einem großen Schiffssegel, und der Mond schien durch denselben.

„Wie es hagelt! wie es hagelt!" sagte die Prinzessin bei jedem Schlage, den sie von der Ruthe bekam, und das konnte ihr gut thun. Endlich kam sie hinaus zum Berge und klopfte an. Es rollte gleich dem Donner, indem der Berg sich öffnete, und die Prinzessin ging dahinein, der Reisekamerad folgte ihr, denn Niemand konnte ihn sehen, er war unsichtbar. Sie gingen durch einen großen langen Gang, wo die Wände ganz besonders glänzten, es waren über Tausend glühende Spinnen, die an der Mauer auf und ab liefen und wie Feuer leuchteten. Nun kamen sie in einen großen Saal, von Silber und Gold erbaut,

Blumen, so groß als Sonnenblumen, rothe und blaue, glänzten von den Wänden, aber Niemand konnte die Blumen pflücken, denn die Stengel waren häßliche, giftige Schlangen, und die Blumen waren Feuer, welches ihnen aus dem Maule heraus brannte. Die ganze Decke war mit leuchtenden Johannis-Würmern und himmelblauen Fledermäusen bedeckt, welche mit den dünnen Flügeln schlugen, es sah ganz schauerlich aus. Mitten auf dem Fußboden war ein Thron, der von vier Pferdegerippen, welche Zaumzeug von den rothen Feuer-Spinnen aufhatten, getragen wurde, der Thron selbst war von milchweißem Glase, und die Kissen um darauf zu sitzen, waren kleine schwarze Mäuse die einander in den Schwanz bissen. Ueber denselben war ein Dach von rosenrother Spinnewebe, mit den niedlichsten kleinen grünen Fliegen besetzt, welche wie Edelsteine glänzten. Mitten auf dem Throne saß ein alter Zauberer, mit einer Krone auf dem häßlichen Kopf und ein Scepter in der Hand. Er küßte die Prinzessin auf ihre Stirn, ließ sie sich zu seiner Seite auf den kostbaren Thron setzen, und nun begann die Musik. Große, schwarze Heuschrecken spielten die Mundharmonika, und die Eule schlug sich auf den Leib, denn sie hatte keine Trommel. Das war ein possirliches Concert. Kleine schwarze Kobolde mit einem Irrlicht auf der Mütze, tanzten im Saale herum. Niemand aber konnte den Reisekameraden erblicken, er hatte sich gerade hinter den Thron gestellt, und hörte und sah Alles

Die Hofleute, die nun herein kamen, waren so fein und vornehm, aber der, welcher ordentlich sehen konnte, merkte wohl, wie es damit zusammenhing. Es waren nichts weiter, als Besenstiele mit Kohlköpfen darauf, in die der Zauberer Leben gehext und ihnen gestickte Kleider gegeben hatte. Aber das war ja auch gleich, sie wurden doch nur zum Staat gebraucht.

Nachdem nun etwas getanzt worden war, erzählte die Prinzessin dem Zauberer, daß sie einen neuen Freier erhalten habe, und fragte deshalb, woran sie wohl denken sollte, um ihn am nächsten Morgen danach zu fragen, wenn er nach dem Schlosse käme.

„Höre!“ sagte der Zauberer, „das will ich Dir sagen! Du sollst etwas recht Leichtes wählen, denn so fällt er gar nicht darauf. Denke an Deinen einen Schuh. Das räth er nicht. Laß ihm dann den Kopf abhauen, doch vergiß nicht: wenn Du morgen Nacht wieder zu mir herauskömmst, mir seine Augen zu bringen, denn die will ich essen!“

Die Prinzessin verneigte sich ganz tief und sagte, sie würde die Augen nicht vergessen. Der Zauberer öffnete nun den Berg, und sie flog wieder zurück, aber der Reisekamerad folgte ihr und prügelte sie so stark mit der Ruthe, daß sie ganz tief seufzte über das starke Hagelwetter, und sich alles was sie konnte, beeilte, durch das Fenster in ihre Schlafstube zu gelangen; aber der Reisekamerad flog zum

Wirthshause zurück, wo Johannes noch schlief, löste seine Flügel ab, und legte sich dann auch auf das Bett, denn er konnte wohl ermüdet sein.

Es war ganz früh am Morgen, als Johannes erwachte, der Reisekamerad stand auch auf und erzählte, daß er diese Nacht einen ganz sonderbaren Traum von der Prinzessin und ihrem Schuh gehabt habe, und bat ihn deshalb doch zu fragen, ob die Prinzessin nicht an ihren Schuh gedacht haben sollte, denn das war es ja, was er von dem Zauberer im Berge gehört hatte.

„Ich kann eben so gut danach als nach etwas anderem fragen," sagte Johannes, vielleicht kann das ganz richtig sein, was Du geträumt hast, denn ich vertraue auf den lieben Gott, der mir schon helfen wird! Aber ich will Dir doch Lebewohl sagen, denn rathe ich falsch, bekomme ich Dich nie mehr zu sehen!"

Dann küßten sie sich, und Johannes ging in die Stadt und nach dem Schlosse. Der ganze Saal war mit Menschen angefüllt, die Richter saßen in ihren Lehnstühlen und hatten Eyderdaunen-Kissen unter dem Kopfe, denn sie hatten so viel zu denken. Der alte König stand auf und trocknete seine Augen mit einem weißen Taschentuche. Nun trat die Prinzessin herein, sie war noch viel schöner als gestern, und grüßte Alle so lieblich, aber dem Johannes gab sie die Hand und sagte: „Guten Morgen, Du!"

Nun sollte Johannes rathen, woran sie gedacht

habe. Gott! wie sah sie ihn freundlich an, aber sowie sie ihn das eine Wort: Schuh aussprechen hörte, wurde sie kreideweiß im Gesicht und zitterte am ganzen Körper, aber das konnte ihr nichts helfen, denn er hatte richtig gerathen!

Der tausend! wie wurde der alte König vergnügt; er schoß Kobelz, daß es eine Lust war, und alle Leute klatschten in die Hände für ihn und für Johannes, der das erste Mal richtig gerathen hatte.

Der Reisekamerad war auch erfreut, als er erfuhr, wie gut es abgelaufen war; aber Johannes schloß seine Hände zusammen und dankte seinem Gott, der ihm sicher die beiden andern Male wieder helfen würde. Am nächsten Tage sollte schon wieder gerathen werden.

Der Abend verging ebenso wie der gestrige. Als Johannes schlief, flog der Reisekamerad hinter der Prinzessin her zum Berge hinaus, und prügelte sie noch stärker, als das vorige Mal, denn nun hatte er zwei Ruthen genommen; Niemand bekam ihn zu sehen und er hörte Alles. Die Prinzessin wollte an ihren Handschuh denken, und das erzählte er wieder dem Johannes, gerade als ob es ein Traum sei; so konnte derselbe wohl richtig rathen, und es verursachte eine große Freude auf dem Schlosse. Der ganze Hof schoß Kobelz, gerade so wie sie es vom Könige das erste Mal hatten machen sehen; aber die Prinzessin lag auf dem Sopha und wollte nicht ein einziges Wort sagen. Nun kam es darauf an, ob Johannes das dritte Mal

rathen konnte. Glückte es, so sollte er ja die schöne Prinzessin haben und das ganze Königreich erben, nach dem Tode des alten Königs; rieth er falsch, so sollte er sein Leben verlieren, und der Zauberer würde seine schönen blauen Augen essen.

Den Abend vorher ging Johannes zeitig zu Bett, betete sein Abendgebet und schlief dann ganz ruhig; aber der Reisekamerad spannte seine Flügel an den Rücken, band den Säbel an seine Seite und nahm alle drei Ruthen mit sich, und so flog er nach dem Schlosse.

Es war ganz stockfinstere Nacht, es stürmte so daß die Dachsteine von den Häusern flogen, und die Bäume drinnen im Garten, wo die Gerippe hingen, bogen sich gleich dem Schilfe vom Sturmwind; es blitzte jeden Augenblick, und der Donner rollte gerade als ob es nur ein einziger Schlag sei, der die ganze Nacht währte. Nun schlug das Fenster auf, und die Prinzessin flog heraus; sie war so bleich wie der Tod, aber sie lachte über das böse Wetter, glaubte, es sei noch nicht stark genug, und ihr weißer Mantel wirbelte in der Luft herum, gleich einem großen Schiffssegel, aber der Reisekamerad peitschte sie mit seinen drei Ruthen, daß das Blut auf die Erde tröpfelte und sie zuletzt kaum weiter fliegen konnte. Endlich kam sie denn nach dem Berge.

„Es hagelt und stürmt," sagte sie; „nie bin ich in solchem Wetter ausgewesen."

„Man kann auch des Guten zu viel haben," sagte der Zauberer. Nun erzählte sie ihm, daß Johannes auch das zweite Mal richtig gerathen habe; würde er nun dasselbe morgen thun, so hätte er gewonnen, und sie könne nie mehr nach dem Berge hinaus kommen, sollte nie mehr solche Zauberkünste wie früher machen können; deshalb war sie ganz betrübt.

„Er soll es nicht rathen können!" sagte der Zauberer, „ich werde schon etwas erdenken, was er sich nie gedacht hat! oder er müßte ein größerer Zauberer sein als ich. Aber nun wollen wir lustig sein!" und dann faßte er die Prinzessin bei beiden Händen, und sie tanzten mit alle den kleinen Kobolden mit Irrlichten herum, die in dem Zimmer waren; die rothen Spinnen sprangen an den Wänden eben so lustig auf und nieder, es sah aus als ob Feuerblumen sprüheten. Die Eule schlug auf die Trommel, die Heimchen pfiffen, und die schwarzen Heuschrecken bliesen die Mundharmonika. Es war ein lustiger Ball! —

Als sie nun lange genug getanzt hatten, mußte die Prinzessin nach Hause, sonst möchte sie im Schlosse vermißt werden; der Zauberer sagte, daß er sie begleiten wolle, dann wären sie doch noch unterwegs beisammen.

Dann flogen sie im bösen Wetter davon, und der Reisekamerad schlug seine drei Ruthen auf ihrem Rücken entzwei; nie war der Zauberer in solchem Hagelwetter ausgewesen. Draußen vor dem Schlosse sagte er der Prinzessin

Lebewohl, und flüsterte ihr zugleich zu: „Denke an meinen Kopf!" aber der Reisekamerad hörte es wohl, und gerade in dem Augenblick als die Prinzessin durch das Fenster in ihr Schlafzimmer schlüpfte, und der Zauberer wieder umkehren wollte, ergriff er ihn an seinem langen schwarzen Bart, und hieb mit dem Säbel seinen häßlichen Zauberkopf gerade bei den Schultern ab, so daß der Zauberer ihn nicht einmal selbst zu sehen bekam; den Körper warf er hinaus in den See zu den Fischen, doch den Kopf tauchte er nur in das Wasser unter, und band ihn dann in sein seidenes Taschentuch, nahm ihn mit nach dem Wirthshause und legte sich dann zum Schlafen.

Am nächsten Morgen gab er Johannes das Taschentuch, und sagte ihm dabei, daß er es nicht auflösen müsse, bevor die Prinzessin frage, woran sie gedacht habe.

Es waren so viele Menschen in dem großen Saale auf dem Schlosse, daß sie so dicht standen wie Radieschen die in ein Bund zusammen geknüpft sind. Der Rath saß in seinen Stühlen mit ihren weichen Kopfkissen, und der alte König hatte neue Kleider an, die Goldkrone und das Scepter waren polirt, es sah ganz feierlich aus; aber die Prinzessin war ganz bleich und hatte ein kohlschwarzes Kleid an, als solle sie zum Begräbniß.

„Woran habe ich gedacht?" fragte sie Johannes, und sogleich löste er das Taschentuch auf, und wurde selbst ganz erschrocken, als er das häßliche Zaubererhaupt erblickte.

Es schauderte allen Menschen, denn es war erschrecklich anzusehen, aber die Prinzessin saß gerade wie ein Steinbild und konnte nicht ein einziges Wort sagen; zuletzt erhob sie sich und reichte Johannes die Hand, denn er hatte ja richtig gerathen; sie sah weder auf den Einen noch auf den Andern, sondern seufzte ganz laut: „Nun bist Du mein Herr! diesen Abend wollen wir Hochzeit halten!“

„Das mag ich leiden!“ sagte der alte König, „so wollen wir es haben!“ Alle Leute riefen Hurrah, die Wachtparade machte Musik in den Straßen, die Glocken läuteten, und die Kuchenfrauen nahmen den schwarzen Flor von ihren Zuckerherzen, denn nun herrschte Freude. Drei ganze gebratene Ochsen, mit Enten und Hühnern gefüllt, wurden mitten auf den Markt gesetzt, jeder konnte sich ein Stück abschneiden; in den Wasserkünsten sprudelte der schönste Wein, und kaufte man eine Schillings-Prätzel beim Bäcker, bekam man sechs große Zwieback als Zugabe, und das Zwieback mit Rosinen darin.

Am Abend war die ganze Stadt erleuchtet, und die Soldaten schossen mit Kanonen, und die Knaben mit Knallerbsen, und es wurde gegessen und getrunken, angestoßen und gesprungen oben im Schlosse, alle die vornehmen Herren und schönen Fräulein tanzten mit einander; man konnte in weiter Ferne hören wie sie sangen:

Hier sind viel hübsche Mädchen,
Die gerne tanzen rund herum,

Dreh'n sich wie Spinnerädchen:
Hübsches Mädchen dreh' dich um.
Tanz't und springet da!
Heissa, trallala!

Aber die Prinzessin war ja noch eine Hexe und mochte Johannes gar nicht leiden; das fiel dem Reisekameraden ein, und deshalb gab er Johannes drei Federn aus den Schwanenflügeln und eine kleine Flasche mit einigen Tropfen darin, sagte ihm dann, daß er ein großes Faß mit Wasser gefüllt, vor das Bett der Prinzessin setzen lassen solle, und wenn die Prinzessin hinein steigen wollte, solle er ihr einen kleinen Stoß geben, so daß sie in das Wasser hinunter fiele, wo er sie drei Mal untertauchen müsse, nachdem er vorher die Federn und die Tropfen hineingeschüttet habe, dann würde sie ihre Zauberei verlieren, und ihn recht lieb haben.

Johannes that Alles, was der Reisekamerad ihm gerathen hatte! die Prinzessin schrie ganz laut, indem er sie unter das Wasser tauchte, und zappelte ihm unter den Händen als ein großer schwarzer Schwan, mit funkelnden Augen; als sie das zweite Mal wieder über das Wasser herauf kam, war der Schwan weiß, bis auf einen schwarzen Ring um den Hals. Johannes betete fromm zu Gott, und ließ das Wasser das dritte Mal über den Vogel zusammenschlagen, und im selben Augenblick wurde er in die schönste Prinzessin verwandelt. Sie war noch schöner als

zuvor, und dankte ihm mit Thränen in ihren herrlichen Augen, daß er ihre Bezauberung gehoben habe.

Am nächsten Morgen kam der alte König mit seinem ganzen Hofstaate, und da gab es ein Gratuliren bis weit in den Tag hinein, zu allerletzt kam der Reisekamerad, er hatte seinen Stock in der Hand und das Ränzel auf dem Rücken. Johannes küßte ihn viele Male, sagte, er dürfe nicht fortreisen, er solle bei ihm bleiben, denn er wäre ja an seinem ganzen Glücke Schuld. Aber der Reisekamerad schüttelte mit dem Kopfe, und sagte so mild und freundlich: „Nein, nun ist meine Zeit um. Ich habe nur meine Schuld bezahlt. Erinnerst Du Dich des todten Mannes, dem die bösen Menschen Uebeles thun wollten? Du gabst alles, was Du besaßest, damit er Ruhe in seinem Grabe haben könne. Der Todte bin ich!“

Zu gleicher Zeit war er verschwunden. —

Die Hochzeit währte nun einen ganzen Monat, Johannes und die Prinzessin liebten einander innig, und der alte König lebte manche frohe Tage und ließ ihre kleinen Kinderchen auf seinen Knien reiten und mit seinem Scepter spielen; aber Johannes war König über das ganze Land.

Berlin, gedruckt bei F. Nietack.

Die Glocke.

H. C. Andersen's

Märchen.

Gesammt-Ausgabe.

Aus dem Dänischen übertragen

von

Julius Reuscher.

Dritte Sammlung.

Mit Federzeichnungen von Th. Hosemann

20193.

Verlegt

von

M. Simion in Berlin.

Inhalt.

	Seite
Der Tannenbaum	3
Die Schneekönigin	18
Elfenhügel	70
Die Springer	81
Die Hirtin und der Schornsteinfeger	85
Die rothen Schuhe	93
Holger Danske	103
Fliedermütterchen	111
Die Galoschen des Glückes	124
Die Glocke	169
Der böse Fürst	178

Andersen's Märchen.

Dritte Sammlung.

Der Tannenbaum.

Draußen im Walde stand so ein niedlicher kleiner Tannenbaum; er hatte einen guten Platz, Sonne konnte er erhalten, Luft war da genug, und rings umher wuchsen viele größere Kameraden, sowohl Tannen wie Fichten; aber dem kleinen Tannenbaum schien nichts so wichtig als das Wachsen; er dachte nicht an die warme Sonne und die frische Luft, er kümmerte sich nicht um die Bauerkinder, die da gingen und plauderten, wenn sie herausgekommen waren, um Erdbeeren und Himbeeren zu sammeln; oft kamen sie mit einer ganzen Kruke voll oder hatten Erdbeeren auf einen Strohhalm gezogen, dann setzten sie sich neben den kleinen Tannenbaum und sagten: „nein! wie niedlich klein ist der!" Das mochte der Baum gar nicht hören.

Im folgenden Jahre war er ein langes Glied größer, und das Jahr darauf war er noch eines weit länger, denn an den Tannenbäumen kann man immer nach den vielen Gliedern, die sie haben, sehen, wie viele Jahre sie gewachsen sind.

„O, wäre ich doch so ein großer Baum wie die Andern!" seufzte das kleine Bäumchen, „dann könnte ich meine Zweige so weit umher ausbreiten und mit der Krone in die weite Welt hinaus blicken! die Vögel würden dann Nester zwischen meinen Zweigen bauen, und wenn der Wind wehte, könnte ich so vornehm nicken, gerade wie die Andern dort!"

Er hatte gar keine Freude am Sonnenschein, an den Vögeln und den rothen Wolken, die Morgens und Abends über ihn hinsegelten.

War es nun Winter, und der Schnee lag rings umher funkelnd weiß, so kam häufig ein Hase angesprungen, und setzte gerade über den kleinen Baum fort, — o, das war so ärgerlich! — Aber zwei Winter vergingen, und im dritten war das Bäumchen so groß, daß der Hase um dasselbe herum laufen mußte. O, wachsen, wachsen, groß und alt werden, das ist doch das einzig Schöne in dieser Welt, dachte der Baum.

Im Herbst kamen immer Holzhauer und fällten einige der größten Bäume, das geschah jedes Jahr, und dem jungen Tannenbaum, der nun ganz gut gewachsen war, schauderte dabei, denn die großen prächtigen Bäume fielen mit Knacken und Krachen zur Erde, die Zweige wurden abgehauen, sie sahen ganz nackt, lang und schmal aus; sie waren fast nicht zu kennen, aber dann wurden sie auf Wagen gelegt, und Pferde zogen sie davon, aus dem Walde hinaus.

Wo sollten sie hin? Was stand ihnen bevor?

Im Frühjahr, als die Schwalben und Störche kamen, fragte der Baum sie: „Wißt ihr nicht, wo sie hingeführt wurden? seid ihr ihnen nicht begegnet?"

Die Schwalben wußten nichts, aber der Storch sah nachdenkend aus, nickte mit dem Kopfe und sagte: „Ja, ich glaube es! mir begegneten viele neue Schiffe, als ich von Egypten flog; auf den Schiffen waren prächtige Mastbäume, ich darf annehmen, daß sie es waren, sie hatten Tannen-Geruch; ich kann vielmals grüßen, sie prangen, sie prangen!"

„O, wäre ich doch auch groß genug, um über das Meer hinfahren zu können! Wie ist das eigentlich, dieses Meer, und wie sieht es aus?"

„Ja, das ist so weitläufig zu erklären!" sagte der Storch und dann ging er.

„Freue dich deiner Jugend!" sagten die Sonnenstrahlen; „freue dich deines frischen Wachsthumes, des jungen Lebens, das in dir ist!"

Und der Wind küßte den Baum, und der Thau weinte Thränen über denselben, aber das verstand der Tannenbaum nicht.

Wenn es gegen die Weihnachtszeit war, wurden ganz junge Bäume gefällt, Bäume, die oft nicht einmal so groß oder gleichen Alters mit diesem Tannenbaume waren, der weder Rast noch Ruhe hatte, sondern immer davon wollte; diese jungen Bäume, und sie waren gerade die allerschönsten,

behielten immer alle ihre Zweige, sie wurden auf Wagen gelegt und Pferde zogen sie davon aus dem Walde.

„Wohin sollen die?" fragte der Tannenbaum. „Sie sind nicht größer als ich, vielmehr war da einer, der war viel kleiner; weshalb behalten sie alle ihre Zweige? Wo fahren sie hin?"

„Das wissen wir! das wissen wir!" zwitscherten die Sperlinge. „Unten in der Stadt haben wir in die Fenster gesehen! wir wissen, wohin sie fahren! O, sie gelangen zur größten Pracht und Herrlichkeit, die man sich denken kann! Wir haben in die Fenster gesehen und erblickt, daß sie mitten in der warmen Stube aufgepflanzt und mit den schönsten Sachen, vergoldeten Aepfeln, Honigkuchen, Spielzeug und vielen Hunderten von Lichtern geschmückt werden."

„Und dann —?" fragte der Tannenbaum und bebte in allen Zweigen. „Und dann? Was geschieht dann?"

„Ja, mehr haben wir nicht gesehen! Das war unvergleichlich." —

„Ob ich wohl bestimmt bin, diesen strahlenden Weg zu betreten?" jubelte der Tannenbaum. „Das ist noch besser als über das Meer zu ziehen! Wie leide ich an Sehnsucht! Wäre es doch Weihnachten! nun bin ich hoch und entfaltet, wie die andern, die im vorigen Jahre davon geführt wurden! — O, wäre ich erst auf dem Wagen! wäre ich doch in der warmen Stube mit all der Pracht und Herrlichkeit! und dann —? Ja, dann kommt noch etwas Besseres, noch

Schöneres, weshalb würden sie mich sonst so schmücken! es muß noch etwas Größeres, noch Herrlicheres kommen —! aber was? O, ich leide! ich sehne mich! ich weiß selbst nicht, wie es mir ist!"

„Freue dich unser!" sagten die Luft und das Sonnenlicht; „freue dich deiner frischen Jugend im Freien!"

Aber er freute sich durchaus nicht; er wuchs und wuchs, Winter und Sommer stand er grün; dunkelgrün stand er da; die Leute, die ihn sahen, sagten: „das ist ein schöner Baum!" und zur Weihnachtzeit wurde er von allen zuerst gefällt. Die Axt hieb tief durch das Mark, der Baum fiel mit einem Seufzer zu Boden, er fühlte einen Schmerz, eine Ohnmacht, er konnte gar nicht an irgend ein Glück denken, er war betrübt von der Heimath scheiden zu müssen, von dem Flecke auf dem er empor geschossen war; er wußte ja, daß er die lieben, alten Kameraden, die kleinen Büsche und Blumen ringsumher, nie mehr sehen würde, ja vielleicht nicht einmal die Vögel. Die Abreise war durchaus nichts Behagliches.

Der Baum kam erst wieder zu sich selbst, als er im Hofe, mit andern Bäumen abgepackt, einen Mann sagen hörte: „Dieser hier ist prächtig! wir brauchen nur diesen!"

Nun kamen zwei Diener im vollen Staat und trugen den Tannenbaum in einen großen, schönen Saal. Ringsherum an den Wänden hingen Bilder, und bei dem großen Kachelofen standen große, chinesische Vasen mit Löwen auf

den Decken; da waren Wiegestühle, Seidensophas, große Tische voll von Bilderbüchern, und Spielzeug für hundert mal hundert Reichsthaler — wenigstens sagten das die Kinder. Und der Tannenbaum wurde in ein großes mit Sand gefülltes Faß aufgestellt, aber Niemand konnte sehen, daß es ein Faß war, denn es wurde rund herum mit grünem Zeug behängt, und stand auf einem großen bunten Teppich. O, wie der Baum bebte! Was wird da doch vorgehen? Sowohl die Diener wie die Fräulein schmückten ihn. Auf einen Zweig hängten sie kleine Netze aus farbigem Papier ausgeschnitten; jedes Netz war mit Zuckerwerk gefüllt; vergoldete Aepfel und Wallnüsse hingen, als wären sie festgewachsen, und über hundert rothe, blaue und weiße kleine Lichte wurden in den Zweigen festgesteckt. Puppen, die leibhaft wie die Menschen aussahen, — der Baum hatte früher nie solche gesehen — schwebten im Grünen, und hoch oben in der Spitze wurde ein Stern von Flitter-Gold befestigt, das war prächtig, ganz außerordentlich prächtig.

„Heut Abend," sagten Alle, „heut Abend wird es strahlen!"

„O!" dachte der Baum, „wäre es doch Abend! würden nur die Lichter bald angezündet! und was dann wohl geschieht? Ob da wohl Bäume aus dem Walde kommen, mich zu sehen? Ob die Sperlinge gegen die Fensterscheiben

fliegen? Ob ich hier festwachse und Winter und Sommer geschmückt stehen werde?“

Ja, er wußte gut Bescheid; aber er hatte ordentlich Borkenschmerzen aus lauter Sehnsucht, und Borkenschmerzen sind für einen Baum eben so schlimm wie Kopfschmerzen für uns Andere.

Nun wurden die Lichte angezündet. Welcher Glanz, welche Pracht, der Baum bebte in allen Zweigen dabei, so daß eins der Lichter das Grüne anbrannte; es sengte ordentlich.

„Gott bewahre uns!“ schrien die Fräulein und löschten es hastig aus.

Nun durfte der Baum nicht einmal beben. O, das war ein Grauen! Ihm war so bange etwas von seinem Staate zu verlieren; er war ganz benommen von all dem Glanze, — und nun gingen beide Flügelthüren auf, — und eine Menge Kinder stürzten herein, als wollten sie den ganzen Baum umwerfen; die ältern Leute kamen sittsam nach; die Kleinen standen ganz stumm, — aber nur einen Augenblick, dann jubelten sie wieder, daß es nur so schallte, sie tanzten um den Baum herum, und ein Geschenk wurde nach dem andern abgepflückt.

„Was machen sie?“ dachte der Baum. „Was soll geschehen?“ Und die Lichter brannten bis gerade auf die Zweige herunter, und je nachdem sie niederbrannten, wurden sie ausgelöscht, und dann erhielten die Kinder die Erlaubniß

den Baum zu plündern. O, sie stürzten auf denselben ein, so daß es in allen Zweigen knackte; wäre er nicht mit der Spitze und mit dem Goldsterne an die Decke festgebunden gewesen, so wäre er umgestürzt.

Die Kinder tanzten mit ihrem prächtigen Spielzeug herum, Niemand sah nach dem Baume, ausgenommen das alte Kindermädchen, welches kam und zwischen die Zweige blickte, aber es war nur um zu sehen, ob nicht noch eine Feige oder ein Apfel vergessen wäre.

„Eine Geschichte! eine Geschichte!" riefen die Kinder und zogen einen kleinen dicken Mann gegen den Baum hin, und er setzte sich gerade unter denselben. „Denn so sind wir im Grünen," sagte er, „und der Baum kann besonders Nutzen davon haben mitzuhören! aber ich erzähle nur eine Geschichte. Wollt ihr die von Ivede-Avede oder die von Klumpe-Dumpe hören, der die Treppen hinunterfiel und doch erhöht wurde und die Prinzessin erhielt?"

„Ivede-Avede!" schrieen Einige, „Klumpe-Dumpe!" schrieen Andere; das war ein Rufen und Schreien, nur der Tannenbaum schwieg ganz stille und dachte: „Komme ich gar nicht mit, werde ich Nichts machen?" Er war ja mit gewesen, hatte ja geleistet, was er sollte.

Und der Mann erzählte von „Klumpe-Dumpe," welcher die Treppen hinunter fiel und doch erhöht wurde und die Prinzessin erhielt. Und die Kinder

klatschten in die Hände und riefen: „erzähle! erzähle!" sie wollten auch die Geschichte von Ivede-Avede hören, aber sie bekamen nur die von Klumpe-Dumpe. Der Tannenbaum stand ganz stumm und gedankenvoll, nie hatten die Vögel im Walde dergleichen erzählt. „Klumpe-Dumpe fiel die Treppen herunter und bekam doch die Prinzessin! Ja, ja, so geht es in der Welt zu!" dachte der Tannenbaum und glaubte, daß es wahr sei, weil es ein so netter Mann war, der es erzählte. „Ja, ja! wer kann es wissen! vielleicht falle ich auch die Treppe hinunter und bekomme eine Prinzessin!" Und er freute sich den nächsten Tag wieder mit Lichten und Spielzeug, Gold und Früchten aufgeputzt zu werden.

„Morgen werde ich nicht zittern!" dachte er. „Ich will mich recht aller meiner Herrlichkeit freuen. Morgen werde ich wieder die Geschichte von Klumpe-Dumpe und vielleicht auch die von Ivede-Avede hören." Und der Baum stand die ganze Nacht still und gedankenvoll.

Am Morgen kamen der Diener und das Mädchen herein.

„Nun beginnt der Staat aufs Neue!" dachte der Baum, aber sie schleppten ihn zum Zimmer hinaus, die Treppe hinauf, auf den Boden, und hier, in einem dunklen Winkel, wo kein Tageslicht hinschien, stellten sie ihn hin. „Was soll das bedeuten!" dachte der Baum. „Was soll ich hier wohl machen? Was mag ich hier wohl hören sollen?"

Und er lehnte sich gegen die Mauer und dachte und dachte. — — Und er hatte gut Zeit, denn es vergingen Tage und Nächte; Niemand kam herauf, und als endlich Jemand kam, so geschah es, um einige große Kasten in den Winkel zu stellen; der Baum stand ganz versteckt, man möchte glauben, daß er ganz vergessen war.

„Nun ist es Winter draußen!" dachte der Baum. „Die Erde ist hart und mit Schnee bedeckt, die Menschen können mich nicht pflanzen; deshalb soll ich wohl bis zum Frühjahr hier im Schutz stehen! wie wohlbedacht das ist! wie die Menschen doch gut sind! — Wäre es hier nur nicht so dunkel und so erschrecklich einsam! — Nicht einmal ein kleiner Hase! — Das war doch so niedlich da draußen im Walde, wenn der Schnee lag, und der Hase sprang vorbei, ja, selbst als er über mich hinwegsprang, aber damals mochte ich es nicht leiden. Hier oben ist es doch erschrecklich einsam!"

„Piep, piep!" sagte da eine kleine Maus und huschte hervor; und dann kam noch eine kleine. Sie beschnüffelten den Tannenbaum und dann schlüpften sie zwischen dessen Zweige.

„Es ist eine gräuliche Kälte!" sagten die kleinen Mäuse. „Sonst ist es hier gut sein! Nicht wahr, du alter Tannenbaum?"

„Ich bin gar nicht alt!" sagte der Tannenbaum, „es giebt viele, die weit älter sind als ich!"

„Wo kömmst du her?“ fragten die Mäuse, „und was weißt du?“ Sie waren so gewaltig neugierig. „Erzähle uns doch von dem schönsten Ort auf Erden! Bist du dort gewesen? Bist du in der Speisekammer gewesen, wo Käse auf den Brettern liegen und Schinken unter der Decke hangen, wo man auf Talglicht tanzt, mager hineingeht und fett heraus kömmt?“

„Das kenne ich nicht!“ sagte der Baum, „aber den Wald kenne ich, wo die Sonne scheint, und wo die Vögel singen!“ und dann erzählte er Alles aus seiner Jugend, und die kleinen Mäuse hatten früher nie dergleichen gehört, und sie horchten so auf und sagten: „nein, wie viel du gesehen hast! wie glücklich du gewesen bist!“

„Ich?“ sagte der Tannenbaum und dachte über das, was er selbst erzählte, nach; „ja, es waren im Grunde ganz fröhliche Zeiten!“ — aber dann erzählte er vom Weihnachtsabend, wo er mit Kuchen und Lichtern geschmückt war.

„O!“ sagten die kleinen Mäuse, „wie glücklich du gewesen bist, du alter Tannenbaum!“

„Ich bin gar nicht alt!“ sagte der Baum, „es ist ja in diesem Winter, daß ich vom Walde gekommen bin! ich bin in meinem allerbesten Alter, ich bin nur so aufgeschossen.“

„Wie schön du erzählst!“ sagten die kleinen Mäuse, und in der nächsten Nacht kamen sie mit vier anderen kleinen

Mäusen, die den Baum erzählen hören sollten, und je mehr er erzählte, desto deutlicher erinnerte er sich selbst Alles und dachte: „es waren doch ganz fröhliche Zeiten! aber sie können wieder kommen, können wieder kommen! Klumpe-Dumpe fiel die Treppe herunter und erhielt doch die Prinzessin, vielleicht kann ich auch eine Prinzessin bekommen," und dann dachte der Tannenbaum an eine kleine niedliche Birke, die draußen im Walde wuchs, das war für den Tannenbaum eine wirklich schöne Prinzessin.

„Wer ist Klumpe-Dumpe?" fragten die kleinen Mäuse. Und dann erzählte der Tannenbaum das ganze Märchen, er konnte sich jedes einzelnen Wortes entsinnen; und die kleinen Mäuse waren aus reiner Freude bereit bis in die Spitze des Baumes zu springen. In der folgenden Nacht kamen weit mehr Mäuse, und am Sonntage sogar zwei Ratten, aber die meinten, die Geschichte sei nicht hübsch, und das betrübte die kleinen Mäuse, denn nun hielten sie auch weniger davon.

„Können Sie nur die eine Geschichte?" fragten die Ratten.

„Nur die eine!" antwortete der Baum, „die hörte ich an meinem glücklichsten Abend, aber damals dachte ich nicht daran, wie glücklich ich war."

„Das ist eine höchst jämmerliche Geschichte! können Sie keine mit Speck und Talglicht? Keine Speisekammer-Geschichte?"

„Nein!“ sagte der Baum.

„Ja, dann danken wir dafür!“ erwiederten die Ratten und gingen zu den Ihrigen zurück.

Die kleinen Mäuse blieben zuletzt auch fort, und da seufzte der Baum: „Es war doch ganz hübsch, als sie um mich herum saßen, die beweglichen kleinen Mäuse und zuhörten, wie ich erzählte! Nun ist auch das vorbei! — aber ich werde daran denken mich zu freuen, wenn ich nun wieder hervorgenommen werde!“

Aber wann geschah das? — Ja! es war eines Morgens, da kamen Leute und wirthschafteten auf dem Boden; die Kasten wurden fortgesetzt, der Baum wurde hervorgezogen; sie warfen ihn freilich ziemlich hart gegen den Fußboden, aber ein Diener schleppte ihn gleich nach der Treppe hin, wo der Tag leuchtete.

„Nun beginnt das Leben wieder!“ dachte der Baum; er fühlte die frische Luft, die ersten Sonnenstrahlen, — und nun war er draußen im Hofe. Alles ging so geschwind, der Baum vergaß völlig sich selbst zu betrachten, da war so Vieles ringsumher zu sehen. Der Hof stieß an einen Garten, und Alles blühte darinnen; die Rosen hingen so frisch und duftend über das kleine Gitter hinaus, die Lindenbäume blüheten, und die Schwalben flogen umher und sagten „quirre=virre=vit, mein Mann ist kommen!“ aber es war nicht der Tannenbaum, den sie meinten.

„Nun werde ich leben!“ jubelte dieser und breitete

seine Zweige weit aus; aber ach, die waren alle vertrocknet und gelb; und er lag da im Winkel zwischen Unkraut und Nesseln. Der Stern von Goldpapier saß noch oben in der Spitze und glänzte im klaren Sonnenschein.

Im Hofe selbst spielten ein Paar der munteren Kinder, die zur Weihnachtszeit den Baum umtanzt hatten und so froh über denselben gewesen waren. Eines der Kleinsten lief hin und riß den Goldstern ab.

„Sieh, was da noch an dem häßlichen, alten Tannenbaum sitzt!" sagte es und trat auf die Zweige, so daß sie unter seinen Stiefeln knackten.

Und der Baum sah auf all' die Blumen-Pracht und Frische im Garten, er betrachtete sich selbst, und wünschte, daß er in seinem dunklen Winkel auf dem Boden geblieben wäre, er gedachte seiner frischen Jugend im Walde, des lustigen Weihnachtsabends und der kleinen Mäuse, die so munter die Geschichte von Klumpe-Dumpe angehört hatten.

„Vorbei! vorbei!" sagte der arme Baum. „Hätte ich mich doch gefreut, als ich es noch konnte! vorbei! vorbei!"

Und der Diener kam und hieb den Baum in kleine Stücke, ein ganzes Bund lag da; hell flackerte es auf unter dem großen Braukessel; und er seufzte so tief und jeder Seufzer war einem kleinen Schusse gleich; deshalb liefen die Kinder, die da spielten, herein und setzten sich vor das Feuer, blickten in dasselbe hinein und riefen: „pif! paf!"

aber bei jedem Knalle, der ein tiefer Seufzer war, dachte der Baum an einen Sommertag im Walde, eine Winternacht da draußen, wenn die Sterne funkelten; er dachte an den Weihnachtsabend und an Klumpe-Dumpe, das einzige Märchen, welches er gehört und zu erzählen wußte —, und dann war der Baum verbrannt.

Die Knaben spielten im Garten, und der Kleinste hatte den Goldstern auf der Brust, den der Baum an seinem glücklichsten Abend getragen; nun war der vorbei, und mit dem Baum war es vorbei und mit der Geschichte auch; vorbei, vorbei und so geht es mit allen Geschichten!

Die Schneekönigin.

In sieben Geschichten.

Erste Geschichte,

welche von dem Spiegel und den Scherben handelt.

Sieh so! nun fangen wir an. Wenn wir am Ende der Geschichte sind, wissen wir mehr, als jetzt, denn es war ein böser Zauberer! es war einer der allerärgsten, es war „der Teufel!“ Eines Tages war er recht bei Laune, denn er hatte einen Spiegel gemacht, welcher die Eigenschaft besaß, daß alles Gute und Schöne, was sich darin spiegelte, fast zum Nichts zusammenschwand, aber das, was nichts taugte und sich schlecht ausnahm, das trat hervor und wurde noch ärger. Die herrlichsten Landschaften sahen wie gekochter Spinat darin aus, und die besten Menschen wurden widerlich oder standen auf dem Kopfe ohne Rumpf, die Gesichter wurden so verdreht, daß sie nicht zu erkennen waren, und hatte man einen Sonnenfleck, so konnte man gewiß sein, daß er über Nase und Mund auslief. Das

äre äußerst belustigend, sagte der Teufel. Fuhr nun ein
ter frommer Gedanke durch einen Menschen, dann zeigte
h ein Grinsen im Spiegel, so daß der Zauberteufel über
ne künstliche Erfindung lachen mußte. Alle, welche die
uber-Schule besuchten, denn er hielt Zauber-Schule,
ählten rings umher, daß ein Wunder geschehen sei; nun
nte man erst sehen, meinten sie, wie die Welt und die
enschen wirklich aussähen. Sie liefen mit dem Spiegel
her, und zuletzt gab es kein Land oder einen Menschen,
cher nicht verdreht darin gewesen wäre. Nun wollten
auch zum Himmel selbst auffliegen, um sich über die
gel und „den lieben Gott" lustig zu machen. Je höher
mit dem Spiegel flogen, um so mehr grinzte er, sie
nten ihn kaum festhalten: sie flogen höher und höher,
t und den Engeln näher; da erzitterte der Spiegel so
terlich in seinem Grinzen, daß er ihren Händen entflog
zur Erde stürzte, wo er in hundert Millionen, Billio-
und noch mehr Stücke ging, und da gerade verursachte
eit größeres Unglück als zuvor: denn einige Stücke
n kaum so groß als ein Sandkorn, und diese flogen
herum in der weiten Welt, und wo Leute sie in das
bekamen, da blieben sie sitzen, und da sahen die Men-
Alles verkehrt, oder hatten nur Augen für das Ver-
bei einer Sache, denn jeder kleine Spiegelscherben
dieselben Kräfte behalten, welche der ganze Spiegel
; einige Menschen bekamen sogar einen kleinen Spie-

gelscherben in das Herz, und dann war es ganz gräulich; das Herz wurde einem Klumpen Eise gleich. Einige Spiegelscherben waren so groß, daß sie zu Fensterscheiben verbraucht wurden, aber durch diese Scheiben taugte es nicht, seine Freunde zu betrachten; andere Stücke kamen in Brillen, und dann ging es schlecht, wenn die Leute diese Brillen aufsetzten, um recht zu sehen und gerecht zu sein; der Böse lachte, daß ihm der Bauch platzte, und das kitzelte ihn so prächtig. Aber draußen flogen noch kleine Glasscherben in der Luft umher. Nun werden wir's hören!

Zweite Geschichte.

Ein kleiner Knabe und ein kleines Mädchen.

Drinnen in der großen Stadt, wo da so viele Menschen und Häuser sind, so daß dort nicht Platz genug ist, daß alle Leute einen kleinen Garten besitzen können, und wo sich deßhalb die Meisten mit Blumen in Blumentöpfen begnügen müssen, da waren doch zwei arme Kinder, die einen etwas größern Garten als einen Blumentopf besaßen. Sie waren nicht Bruder und Schwester, aber sie waren sich eben so gut, als wenn sie es gewesen wären. Die Eltern wohnten einander gerade gegenüber; sie wohnten in

zwei Dachkammern, da, wo das Dach des einen Nachbarhauses gegen das andere stieß und die Wasserrinne zwischen den Dächern entlang lief, dort war in jedem Hause ein kleines Fenster; man brauchte nur über die Rinne zu schreiten, so konnte man von dem einen Fenster zum andern gelangen.

Die Eltern hatten draußen jeder einen großen Holzkasten, und darinnen wuchsen Küchenkräuter, die sie brauchten, und ein kleiner Rosenstrauch; es stand einer in jedem Kasten, sie wuchsen so herrlich. Nun fiel es den Eltern ein, die Kasten quer über die Rinne zu stellen, so daß sie fast von dem einen zum andern Fenster reichten und zwei Blumenwällen ganz ähnlich sahen. Erbsenranken hingen über die Kasten hinunter und die Rosenstöcke schossen lange Zweige, die sich um die Fenster rankten und sich einander entgegen bogen: es war fast einer Ehrenpforte von Blättern und Blumen gleich. Da die Kasten sehr hoch waren, und die Kinder wußten, daß sie nicht hinauf kriechen durften, so erhielten sie oft die Erlaubniß, zu einander hinaus zu steigen, auf ihren kleinen Schemeln unter den Rosen zu sitzen, und da spielten sie dann so prächtig.

Im Winter hatte ja das Vergnügen ein Ende. Die Fenster waren oft ganz zugefroren, aber dann wärmten sie Kupferschillinge auf dem Ofen, legten den warmen Schilling gegen die gefrorene Scheibe, und dann entstand da ein schönes Guckloch, so rund, so rund; dahinter blitzte ein

lieblich mildes Auge, eines von jedem Fenster; das war der kleine Knabe und das kleine Mädchen. Er hieß Kay und sie hieß Gerda. Im Sommer konnten sie mit einem Sprunge zu einander gelangen, im Winter mußten sie erst die vielen Treppen hinunter und die Treppen hinauf; draußen trieb der Schnee.

„Das sind die weißen Bienen, die schwärmen," sagte die alte Großmutter.

„Haben sie auch eine Bienenkönigin?" fragte der kleine Knabe, denn er wußte, daß unter den wirklichen Bienen eine solche ist.

„Das haben sie!" sagte die Großmutter. „Sie fliegt dort, wo sie am dichtesten schwärmen! sie ist die größte von allen, und nie ist sie stille auf Erden, sie fliegt wieder in die schwarze Wolke hinauf. Manche Winternacht fliegt sie durch die Straßen der Stadt und blickt zu den Fenstern hinein, und dann frieren die so sonderbar, gleich wie mit Blumen."

„Ja, das habe ich gesehen!" sagten beide Kinder, und so wußten sie, daß es wahr sei.

„Kann die Schneekönigin hier hereinkommen?" fragte das kleine Mädchen.

„Laß sie nur kommen," sagte der Knabe, dann setze ich sie auf den warmen Ofen, und dann schmilzt sie.

Aber die Großmutter glättete sein Haar und erzählte andere Geschichten.

Am Abend, als der kleine Kay zu Hause und halb ent-
kleidet war, kroch er auf den Stuhl am Fenster und guckte
aus dem kleinen Loche; ein Paar Schneeflocken fielen da
draußen, und eine derselben, die allergrößte, blieb auf dem
Rande des einen Blumen-Kastens liegen; die Schneeflocke
wuchs mehr und mehr, und wurde zuletzt ein ganzes
Frauenzimmer, in dem feinsten weißen Flor gekleidet, der
wie von Millionen sternartigen Flocken zusammen gesetzt
war. Sie war so schön und fein, aber von Eis, dem
blendenden, blinkenden Eise, doch war sie lebend; die Augen
blitzten, wie zwei klare Sterne, aber es war keine Ruhe
oder Rast in ihnen. Sie nickte dem Fenster zu und
winkte mit der Hand. Der kleine Knabe erschrak und
sprang vom Stuhl hernieder, da war es, als ob draußen
vor dem Fenster ein großer Vogel vorbei fliege.

Am nächsten Tage wurde es klarer Frost, — und
ann kam das Frühjahr, die Sonne schien, das Grün
eimte hervor, die Schwalben bauten Nester, die Fenster
urden geöffnet, und die kleinen Kinder saßen wieder in
hrem kleinen Garten hoch oben in der Dachrinne über al-
n Etagen.

Die Rosen blühten diesen Sommer so prachtvoll; das
eine Mädchen hatte einen Psalm gelernt, in welchem auch
en Rosen die Rede war, und bei den Rosen dachte sie
n ihre eigenen, und sie sang ihn dem kleinen Knaben vor,
nd er sang mit:

„Die Rosen sie blühn und verwehen,
Wir werden das Christ-Kindlein sehen!"

Und die Kleinen hielten einander bei den Händen, küßten die Rosen und blickten in Gottes klaren Sonnenschein hinein und sprachen zu demselben, als ob das Jesuskind da wäre. Was waren das für herrliche Sommertage, wie schön war es draußen bei den frischen Rosenstöcken zu sein, welche mit dem Blühen nie aufhören zu wollen schienen.

Kay und Gerda saßen und blickten in das Bilderbuch mit Thieren und Vögeln, da war es — die Uhr schlug gerade fünf auf dem großen Kirchthurme, — daß Kay sagte: „au! es stach mir in das Herz! und nun bekam ich etwas in das Auge!"

Das kleine Mädchen nahm ihn um den Hals; er blinzelte mit den Augen; nein, es war gar Nichts zu sehen.

„Ich glaube es ist fort!" sagte er; aber weg war es nicht. Es war gerade so eins von diesen Glaskörnern, welches vom Spiegel gesprungen war, dem Zauberspiegel, wir entsinnen uns seiner wohl, das häßliche Glas, welches alles Große und Gute, was sich darin abspiegelte, klein und häßlich machte, aber das Böse und Schlechte trat ordentlich hervor, und jeder Fehler an einer Sache war gleich zu bemerken. Der arme Kay hatte auch einen Korn gerade in das Herz hinein bekommen. Das wird nun bald ebenso

wie ein Eisklumpen werden. Nun that es nicht mehr wehe, aber es war da.

„Weshalb weinst du?" fragte er. „So siehst du häßlich aus! mir fehlt ja nichts! pfui!" rief er auf einmal: „die Rose dort hat einen Wurmstich! und sieh, diese da ist ja ganz schief! im Grunde sind es häßliche Rosen! sie gleichen dem Kasten, in welchem sie stehen!" und dann stieß mit dem Fuße gegen den Kasten und riß die beiden Rosen ab.

„Kay, was machst du!" rief das kleine Mädchen; und als er ihren Schreck gewahr wurde, riß er noch eine Rose ab und lief dann in sein Fenster hinein von der kleinen lieblichen Gerda fort.

Wenn sie später mit dem Bilderbuche kam, dann sagte er, daß dieses für Säuglinge wäre, und erzählte die Großmutter Geschichten, so kam er immer mit einem aber — konnte er dazu gelangen, dann ging er hinter ihr her, setzte Brillen auf und sprach ebenso wie sie; das machte er ganz treffend, und dann lachten die Leute über ihn. Bald konnte er allen Menschen in der ganzen Straße nachsprechen und nachgehen. Alles, was ihnen eigen und unschön war, das wußte Kay nachzumachen, und dann sagten die Leute: „das ist sicher ein ausgezeichneter Kopf, den der Knabe hat!" aber das war das Glas, was ihm in das Auge gekommen, das Glas, welches ihm in dem Herzen

saß, deshalb war es, daß er selbst die kleine Gerda neckte, die ihm von ganzem Herzen gut war.

Seine Spiele wurden nun ganz anders als früher, sie waren so verständig: — an einem Wintertage, wo es schneite, kam er mit einem großen Brennglase, hielt seinen blauen Rockzipfel hinaus und ließ die Schneeflocken darauf fallen.

„Sieh nun in das Glas, Gerda!“ sagte er, und jede Schneeflocke wurde viel größer und sah aus wie eine prächtige Blume oder ein zehneckiger Stern; es war schön anzusehen. „Siehst du, wie künstlich!“ sagte Kay, „das ist weit interessanter als die wirklichen Blumen! und es ist kein einziger Fehler daran, sie sind ganz akurat, wenn sie nur nicht schmelzen möchten!“

Bald darauf kam Kay mit großen Handschuhen und seinem Schlitten auf dem Rücken, er rief Gerda gerade in die Ohren: „ich habe Erlaubniß erhalten auf den großen Platz zu fahren, wo die andern Knaben spielen!“ und weg war er.

Dort auf dem Platze banden oft die keckſten Knaben ihre Schlitten an die Wagen der Landleute fest und dann fuhren sie ein gutes Stück Weges mit. Das ging gerade recht prächtig. Als sie im besten Spielen waren, kam da ein großer Schlitten; der war ganz weiß angestrichen, und darin saß Jemand, in einen rauhen weißen Pelz gehüllt und mit einer weißen rauhen Mütze; der Schlitten fuhr

Platz zweimal herum, und Kay band seinen kleinen
itten schnell daran fest, und nun fuhr er mit. Es
rascher und rascher gerade hinein in die nächste Straße;
welcher fuhr, wendete das Haupt, nickte dem Kay so
dlich zu, es war gerade, als ob sie einander kennten;
nal wenn Kay seinen kleinen Schlitten ablösen wollte,
kte die Person wieder, und dann blieb Kay sitzen, sie
gerade zum Stadtthor hinaus. Da begann der
e so hernieder zu fallen, daß der kleine Knabe keine
vor sich erblicken konnte, aber er fuhr davon, da ließ
ell die Schnur fahren, um von dem großen Schlitten
kommen, aber das half nichts, sein kleines Fahrzeug
fest, und es ging mit Windes-Eile. Da rief er
aut, aber Niemand hörte ihn, und der Schnee trieb
r Schlitten flog von dannen; mitunter gab es einen
g, es war, als führe er über Gräben und Hecken.
r ganz erschrocken, er wollte sein Vater unser
aber er konnte sich nur des großen Ein Mal Eins
n.

ie Schneeflocken wurden größer und größer, zuletzt
e aus wie große weiße Hühner; auf ein Mal spran-
zur Seite, der große Schlitten hielt, und die Per-
ihn fuhr, erhob sich, der Pelz und die Mütze waren
d gar von Schnee; es war eine Dame, hoch und
glänzend weiß, es war die Schneekönigin.
Wir sind gut fort gekommen!" sagte sie, „aber wer

wird frieren! krieche in meinen Bärenpelz!" und sie setzte ihn neben sich in den Schlitten, schlug den Pelz um ihn, es war, als versinke er in einem Schneetreiben.

„Friert Dich noch?" fragte sie, und dann küßte sie ihn auf die Stirn. O! das war kälter als Eis, das ging ihm gerade hinein bis in sein Herz, welches ja doch zur Hälfte ein Eisklumpen war; es war, als sollte er sterben; — aber nur einen Augenblick, dann that es ihm gerade recht wohl; er spürte nichts mehr von der Kälte rings umher.

„Meinen Schlitten! vergiß nicht meinen Schlitten!" daran dachte er zuerst, und der wurde an eines der weißen Hühner festgebunden, und dieses flog hinterher mit dem Schlitten auf den Rücken. Die Schneekönigin küßte Kay nochmals, und da hatte er die kleine Gerda, die Großmutter und alle daheim vergessen.

„Nun bekömmst du keine Küsse mehr!" sagte sie, denn sonst küsse ich dich todt!"

Kay sah sie an, sie war so schön, ein klügeres, lieblicheres Antlitz konnte er sich nicht denken, nun erschien sie ihm nicht von Eis, wie damals, als sie draußen vor dem Fenster saß und ihm winkte; in seinen Augen war sie vollkommen, er fühlte gar keine Furcht, er erzählte ihr, daß er im Kopf rechnen könnte, und das mit Brüchen, er wisse des Landes Quadrat-Meilen und die Einwohner-Zahl, und sie lächelte immer; da kam es ihm vor, als wäre es

doch nicht genug, was er wiße, und er blickte hinauf in den großen, großen Luftraum und sie flog mit ihm, flog hoch hinauf auf die schwarze Wolke, und der Sturm sauste und brauste, es war, als sänge er alte Lieder. Sie flogen über Wälder und Seen, über Meere und Länder; unter ihnen sauste der kalte Wind, die Wölfe heulten, der Schnee funkelte, über demselben flog die schwarze, schreiende Krähe dahin, aber hoch oben schien der Mond so groß und klar, und dann betrachtete Kay die lange, lange Winternacht; am Tage schlief er zu Füßen der Schneekönigen.

Dritte Geschichte.

Der Blumen-Garten bei der Frau, welche zaubern konnte.

Aber wie erging es der kleinen Gerda, als Kay nicht zurück kehrte? Wo war er doch geblieben? — Niemand wußte es, Niemand konnte Bescheid geben. Die Knaben erzählten nur, daß sie ihn seinen Schlitten an einen prächtig großen hätten binden sehen, der in die Straße hinein, und aus dem Stadtthore gefahren wäre. Niemand wußte wo er war, viele Thränen flossen, die kleine Gerda weinte so viel und so lange; — dann sagten sie, er sei todt, er wäre im Fluß versunken, der nahe der Stadt vorbei floß; o, das waren recht lange finstere Wintertage.

Nun kam der Frühling mit wärmerem Sonnenschein.

„Kay ist todt und fort!“ sagte die kleine Gerda.

„Das glaube ich nicht!“ sagte der Sonnenschein.

„Er ist todt und fort!“ sagte sie zu den Schwalben.

„Das glauben wir nicht!“ erwiederten diese, und am Ende glaubte die kleine Gerda es auch nicht.

„Ich will meine neuen rothen Schuhe anziehen,“ sagte sie eines Morgens, „die, welche Kay nie gesehen hat, und dann will ich zum Fluß hinunter gehen und ihn danach fragen!“

Und es war noch ganz früh; sie küßte die alte Großmutter, welche schlief, zog die rothen Schuhe an und ging ganz allein aus dem Stadtthore nach dem Flusse.

„Ist es wahr, daß du meinen kleinen Spielkameraden genommen hast? Ich will dir meine rothen Schuhe verehren, wenn du mir ihn wiedergeben willst!“

Und es war ihr, als nickten die Wogen so sonderbar, da nahm sie ihre rothen Schuhe, das, was sie am liebsten hatte, und warf sie alle beide in den Fluß hinaus, aber sie fielen dicht an das Ufer, und die kleinen Wellen trugen sie ihr wieder an das Land, es war gerade, als wollte der Fluß das Liebste, was sie hatte, nicht nehmen, weil er den kleinen Kay ja nicht hatte; aber sie glaubte nun, daß sie die Schuhe nicht weit hinausgeworfen habe, und so kroch sie in ein Boot, welches im Schilfe lag, sie ging ganz an das äußerste Ende desselben und warf die Schuhe von da

das Wasser; aber das Beet war nicht festgebunden, und i der Bewegung, welche sie verursachte, glitt es vom ande ab; sie bemerkte es und beeilte sich fort zu kommen, er ehe sie zurück kam, war das Beet über eine Elle vom ande, und nun trieb es schneller von dannen.

Da wurde die kleine Gerda ganz erschrocken und g an zu weinen, aber Niemand außer den Sperlingen rte sie, und die konnten sie nicht an das Land tragen, er sie flogen längs dem Ufer und sangen, gleichsam um zu trösten: „hier sind wir, hier sind wir!“ Das Beet eb mit dem Strome; die kleine Gerda saß ganz stille den bloßen Strümpfen; ihre kleinen rothen Schuhe trie- n hinter her, aber sie konnten das Beet nicht erreichen, s hatte stärkere Fahrt.

Hübsch war es an beiden Ufern, schöne Blumen, alte äume und Abhänge mit Schafen und Kühen, aber nicht n Mensch war zu erblicken.

„Vielleicht trägt mich der Fluß zu dem kleinen Kay s,“ dachte Gerda und da wurde sie heiterer, erhob sich d betrachtete viele Stunden die schönen grünen Ufer; dann langte sie zu einem großen Kirschen-Garten, wo ein klei- s Haus mit sonderbaren rothen und blauen Fenstern darin r, übrigens hatte es ein Strohdach und draußen waren ei hölzerne Soldaten, die vor den Vorbeisegelnden das wehr schulterten.

Gerda rief nach ihnen, sie glaubte, daß sie lebend

seien, aber sie antworteten natürlich nicht; sie kam ihnen ganz nahe, der Fluß trieb das Boot gerade auf das Land zu.

Gerda rief noch lauter, und da kam eine alte, alte Frau aus dem Hause, die sich auf einen Krücken-Stock stützte; sie hatte einen großen Sonnenhut auf, und der war mit den schönsten Blumen bemalt.

„Du kleines armes Kind!“ sagte die alte Frau; wie bist du doch auf den großen reißenden Strom gekommen, und weit in die Welt hinausgetrieben!“ und dann ging die alte Frau ganz in das Wasser hinein, erfaßte mit ihrem Krückstocke das Boot, zog es an das Land und hob die kleine Gerda heraus.

Und Gerda war froh, wieder auf das Trockene zu gelangen, obgleich ein bischen bange vor der fremden, alten Frau.

„Komm doch und erzähle mir, wer du bist, und wie du hierher kömmst!“ sagte sie.

Und Gerda erzählte ihr Alles; und die Alte schüttelte mit dem Kopfe und sagte: „Hm! hm!“ und als ihr Gerda Alles gesagt und gefragt hatte, ob sie nicht den kleinen Kay gesehen habe, sagte die Frau, daß er nicht vorbei gekommen sei, aber er käme wohl noch, sie solle nur nicht betrübt sein, sondern ihre Kirschen kosten, ihre Blumen betrachten, die wären schöner als irgend ein Bilderbuch, eine jede könne eine Geschichte erzählen. Dann nahm sie Gerda bei der Hand, sie gingen in das kleine Haus hinein, und die alte Frau schloß die Thür zu.

Die Fenster lagen sehr hoch und die Gläser waren roth, blau und gelb; das Tageslicht schien mit allen Farben so sonderbar herein, aber auf dem Tisch standen die schönsten Kirschen, und Gerda aß davon so viel sie wollte, denn das war ihr erlaubt. Und während sie speisete, kämmte die alte Frau ihr Haar mit einem goldenen Kamme, und das Haar ringelte sich und glänzte so herrlich gelb rings um das kleine, freundliche Antlitz, welches so rund war und wie eine Rose aussah.

„Nach einem so lieben kleinen Mädchen habe ich mich schon lange gesehnt," sagte die Alte. „Nun wirst du sehen, wie gut wir miteinander leben werden!" und so wie sie der kleinen Gerda Haar kämmte, vergaß Gerda mehr und mehr ihren Pflegebruder Kay; denn die alte Frau konnte zaubern, aber eine böse Zauberin war sie nicht, sie zauberte nur ein Bischen zu ihrem eigenen Vergnügen, und nun wollte sie gern die kleine Gerda behalten. Deshalb ging sie hinaus in den Garten, streckte ihren Krückstock gegen alle Rosensträuche aus, und, wie schön sie auch blühten, so sanken sie alle in die schwarze Erde hinunter und man konnte nicht sehen, wo sie gestanden hatten. Die Alte fürchtete, daß wenn Gerda die Rosen erblicke, möchte sie an ihre eigenen denken, sich dann des kleinen Kay erinnern und davon laufen.

Nun führte sie Gerda hinaus in den Blumen-Garten. — Nein! was war da für ein Duft und eine Herr-

lichkeit! alle denkbaren Blumen, und das für jede Jahreszeit, standen hier im prächtigsten Flor; kein Bilderbuch konnte bunter und hübscher sein. Gerda sprang vor Freude, und spielte, bis die Sonne hinter den hohen Kirschbäumen unterging, da bekam sie ein schönes Bett mit rothen Seidenkissen, die waren mit bunten Veilchen gestickt, und sie schlief und träumte da so herrlich, wie nur eine Königin an ihrem Hochzeitstage.

Am nächsten Tage konnte sie wieder mit den Blumen im warmen Sonnenschein spielen, — so verflossen viele Tage. Gerda kannte jede Blume, aber wie viel deren auch waren, so war es ihr doch, als ob eine fehlte, aber welche, das wußte sie nicht. Da sitzt sie eines Tages und betrachtet der alten Frau Sonnenhut, mit den gemalten Blumen, und gerade die schönste darunter war eine Rose. Die Alte hatte vergessen, diese vom Hut wegzubringen, als sie die Andern in die Erde verbannte. Aber so ist es, wenn man die Gedanken nicht immer gesammelt hat! „Was!" sagte Gerda, „sind hier keine Rosen?" und sprang zwischen die Beete, suchte und suchte, aber da war keine zu finden; da setzte sie sich hin und weinte, aber ihre Thränen fielen gerade auf eine Stelle, wo ein Rosenstrauch versunken war, und als die warmen Thränen die Erde bewässerten, schoß der Strauch auf einmal empor, so blühend, als er versunken war, und Gerda umarmte ihn, küßte die Rosen und gedachte der herrlichen Rosen daheim und mit ihnen auch des kleinen Kay.

„O, wie bin ich aufgehalten worden!" sagte das kleine Mädchen. „Ich wollte ja den kleinen Kay suchen! — Wißt ihr nicht wo er ist?" fragte sie die Rosen. „Glaubt ihr, er sei todt?"

„Todt ist er nicht," sagten die Rosen. „Wir sind ja in der Erde gewesen, dort sind alle die Todten, aber Kay war nicht da!"

„Ich danke euch!" sagte die kleine Gerda und sie ging zu den andern Blumen hin, sah in deren Kelch hinein und fragte: „Wißt ihr nicht, wo der kleine Kay ist?"

Aber jede Blume stand in der Sonne und träumte ihr eigenes Märchen oder Geschichtchen, davon hörte Gerda so viele, viele, aber keine wußte etwas von Kay.

Und was sagte denn die Feuerlilie?

„Hörst du die Trommel: bum! bum! es sind nur zwei Töne, immer bum! bum! höre der Frauen Trauergesang! höre den Ruf der Priester! — In ihrem langen rothen Mantel steht das Hindu-Weib auf dem Scheiterhaufen, die Flammen lodern um sie und ihren todten Mann empor; aber das Hindu-Weib denkt an den Lebenden hier im Kreise, an ihn, dessen Augen heißer denn die Flammen brennen, an ihn, dessen Augen-Feuer ihr Herz stärker berührt, als die Flammen, welche bald ihren Körper zu Asche verbrennen. Kann die Flamme des Herzens in der Flamme des Scheiterhaufens ersterben?"

„Das verstehe ich durchaus nicht!" sagte die kleine Gerda.

„Das ist mein Märchen!" sagte die Feuerlilie.

Was sagt die Convolvolus?

„Ueber den schmalen Feldweg hinaus hängt eine alte Ritterburg; das dichte Immergrün wächst um die alten rothen Mauern empor, Blatt an Blatt, um den Altan herum, und da steht ein schönes Mädchen; sie beugt sich über das Geländer hinaus und sieht den Weg hinunter. Keine Rose hängt frischer an den Zweigen, als sie, keine Apfelblüthe, wenn der Wind sie dem Baum entführt, ist schwebender als sie; wie rauscht das prächtige Seidengewand. „Kömmt er noch nicht!““

„Ist es Kay, den du meinst?“ fragte die kleine Gerda.

„Ich spreche nur von meinem Märchen, meinem Traume,“ erwiederte die Convolvolus.

Was sagt die kleine Schneeblume?

„Zwischen Bäumen hängt an Seilen das lange Brett, das ist eine Schaukel, zwei niedliche kleine Mädchen, — die Kleider sind weiß wie der Schnee, lange grüne Seidenbänder flattern von den Hüten, — sitzen und schaukeln sich; der Bruder, welcher größer ist als sie, steht in der Schaukel, er hat den Arm um das Seil geschlagen, um sich zu halten, denn in der einen Hand hält er eine kleine Schale, in der andern eine Thonpfeife, er bläst Seifenblasen; die Schaukel geht, und die Blasen fliegen mit schönen, wechselnden Farben; die letzte hängt noch am Pfeifenstiele und biegt sich im Winde; die Schaukel geht. Der kleine schwarze Hund, leicht wie die Blasen, erhebt sich auf den Hinterfüßen und will mit in die Schaukel, sie fliegt; der Hund fällt, bellt und ist böse; er wird geneckt, die Blasen bersten. — Ein schaukelndes Brett, ein zerspringendes Schaumbild ist mein Gesang!“

„Es ist wohl möglich, daß es hübsch ist, was du er-

zählst, aber du sagst es so traurig und meinst den kleinen Kay gar nicht."

Was sagen die Hyazinthen?

„Es waren drei schöne Schwestern, so durchsichtig und fein; der Einen Kleid war roth, der Andern blau, der Dritten ganz weiß; Hand in Hand tanzten sie beim stillen See im klaren Mondenscheine. Es waren keine Elfen, es waren Menschenkinder. Dort duftete es so süß, und die Mädchen verschwanden im Walde; der Duft wurde stärker; — drei Särge, darin lagen die schönen Mädchen, glitten von des Waldes Dickicht über den See dahin; die Johanniswürmchen flogen leuchtend rings herum, als kleine schwebende Lichter. Schlafen die tanzenden Mädchen, oder sind sie todt? — der Blumenduft sagt, sie sind Leichen; die Abendglocke läutet den Grabgesang!"

„Du machst mich ganz betrübt," sagte die kleine Gerda. „Du duftest so stark; ich muß an die todten Mädchen denken! ach, ist denn der kleine Kay wirklich todt? Die Rosen sind unten in der Erde gewesen, und die sagen: nein!"

„Kling, klang!" läuteten die Hyazinthen-Glocken. „Wir äuten nicht für den kleinen Kay, wir kennen ihn nicht! wir singen nur unser Lied, das einzige, welches wir können!"

Und Gerda ging zur Butterblume, die aus den glänzenden, grünen Blättern hervor schien.

„Du bist eine kleine klare Sonne!" sagte Gerda. Sage mir, ob du weißt, wo ich meinen Gespielen finden kann?"

Und die Butterblume glänzte so schön und sah wieder auf Gerda. Welches Lied konnte wohl die Butterblume singen? Es handelte auch nicht von Kay.

„In einem kleinen Hofe schien die liebe Gottes-Sonne am ersten Frühlingstage so warm; die Strahlen glitten an des Nachbarhauses weißen Wänden hinab, dicht dabei wuchs die erste gelbe Blume, glänzte golden in den warmen Sonnenstrahlen; die alte Großmutter saß draußen in ihrem Stuhl, die Enkelin, ein armes, schönes Dienstmädchen, kehrte von einem kurzen Besuche heim; sie küßte die Großmutter. Das war Gold, Herzensgold in dem gesegneten Kusse. Gold im Munde, Gold im Grunde, Gold dort in der Morgenstunde! Sieh, das ist meine kleine Geschichte!“ sagte die Butterblume.

„Meine arme alte Großmutter!“ seufzte Gerda. „Ja sie sehnt sich gewiß nach mir, ist betrübt über mich, ebenso wie sie es über den kleinen Kay war. Aber ich komme bald wieder nach Hause, und dann bringe ich Kay mit. — Es nützt zu nichts, daß ich die Blumen frage, die wissen nur ihr eigenes Lied, sie geben mir keinen Bescheid!“ und dann band sie ihr kleines Kleid auf, damit sie rascher laufen könne; aber die Pfingstlilie schlug ihr über das Bein, indem sie darüber hinsprang; da blieb sie stehen, betrachtete die lange gelbe Blume und fragte: „Weißt du vielleicht Etwas?“ und sie bog sich ganz zur Pfingstlilie hinab; Und was sagte die?

„Ich kann mich selbst erblicken! ich kann mich selbst sehen!“ sagte die Pfingstlilie. „O, o, wie ich dufte! —

Oben in dem kleinen Erkerzimmer steht, halb bekleidet, eine kleine Tänzerin, sie steht bald auf einem Beine, bald auf beiden, sie tritt die ganze Welt mit Füßen, sie ist nichts als Augenverblendung. Sie gießt Wasser aus dem Theetopfe auf ein Stück Zeug aus, welches sie hält, es ist das Schnürleib; — Reinlichkeit ist eine schöne Sache! das weiße Kleid hängt am Haken, das ist auch im Theetopf gewaschen und auf dem Dache getrocknet; sie zieht es an, nimmt das safrangelbe Tuch um den Hals, dann scheint das Kleid weißer. Das Bein ausgestreckt! sieh wie sie auf einem Stiele prangt! Ich kann mich selbst erblicken! ich kann mich selbst sehen!"

„Darum kümmere ich mich gar nicht!" sagte Gerda. „Das brauchst Du mir nicht zu erzählen!" und dann lief sie nach dem Ende des Gartens.

Die Thür war verschlossen, aber sie drückte auf die verrostete Klammer, so daß diese los ging, und die Thür sprang auf, und da lief die kleine Gerda auf bloßen Füßen in die weite Welt hinaus. Sie blickte drei Mal zurück, aber da war Niemand, der sie verfolgte; zuletzt konnte sie nicht mehr laufen und setzte sich auf einen großen Stein, und als sie sich ringsum sah, war der Sommer vorbei, es war Spätherbst, das konnte man in dem schönen Garten gar nicht bemerken, wo immer Sonnenschein und Blumen aller Jahreszeiten waren.

„Gott! wie habe ich mich verspätet!" sagte die kleine Gerda: „Es ist ja Herbst geworden! da darf ich nicht ruhen!" und sie erhob sich, um zu gehen.

O, wie waren ihre kleinen Füße so wund und müde; und rings umher sah es kalt und rauh aus; die langen Weidenblätter waren ganz gelb und der Thau tröpfelte als Wasser herab, ein Blatt fiel nach dem andern ab, nur der Schleedorn trug noch Früchte, die waren so herbe und den Mund zusammen ziehend. O wie war es grau und schwer in der weiten Welt.

Vierte Geschichte.

Prinz und Prinzessin.

Gerda mußte sich wieder ausruhen; da hüpfte dort auf dem Schnee, der Stelle, wo sie saß, gerade gegenüber, eine große Krähe, die hatte lange gesessen, sie betrachtet und mit dem Kopfe gewackelt; nun sagte sie: „Kra! kra! — gu' Tag! gu' Tag!" Besser konnte sie es nicht herausbringen, aber sie meinte es so gut mit dem kleinen Mädchen und fragte, wohin sie so allein in die weite Welt hinausginge. Das Wort: allein, verstand **Gerda** sehr wohl und fühlte recht, wie viel darin lag, und dann erzählte sie der Krähe ihr ganzes Leben und Geschick und fragte, ob sie Kay nicht gesehen habe.

Und die Krähe nickte ganz bedächtig und sagte: „Das könnte sein! das könnte sein!"

„Wie, glaubst du!“ rief das kleine Mädchen und hätte fast die Krähe todt gedrückt, so küßte sie diese.

„Vernünftig, vernünftig!“ sagte die Krähe. „Ich glaube, ich weiß, — ich glaube, es kann der kleine Kay sein! aber nun hat er dich sicher über die Prinzessin vergessen!“

„Wohnt er bei einer Prinzessin?“ fragte Gerda.

„Ja, höre!“ sagte die Krähe, „aber es fällt mir so schwer deine Sprache zu reden. Verstehst du die Krähensprache, dann will ich besser erzählen!“

„Nein, die habe ich nicht gelernt!“ sagte Gerda, „aber die Großmutter konnte sie, und auch platt konnte sie sprechen. Hätte ich es nur gelernt!“

„Thut gar nichts!“ sagte die Krähe, „ich werde erzählen, so gut ich kann, aber schlecht wird es immer,“ und dann erzählte sie, was sie wußte.

„In diesem Königreiche, in welchem wir jetzt sitzen, wohnt eine Prinzessin, die ist so unbändig klug, aber sie hat auch alle Zeitungen, die es in der Welt giebt, gelesen und wieder vergessen, so klug ist sie. Vor kurzem sitzt sie auf dem Throne, und das ist doch nicht so angenehm, sagt man, da fängt sie an ein Lied zu singen und das war gerade dieses: „„weshalb sollt' ich mich nicht verheirathen!““ „„Höre, da ist etwas daran,““ sagte sie, und so wollte sie sich verheirathen, aber sie wollte einen Mann haben, der zu antworten verstand, wenn man mit ihm sprach, Einer, der nicht nur stand und vornehm aussah, denn das ist so lang-

weilig. Nun ließ sie alle Hofdamen zusammentrommeln, und als diese hörten, was sie wollte, wurden sie sehr vergnügt. „„Das mag ich leiden!"" sagten sie, „„daran dachte ich neulich auch!"" — Du kannst glauben, daß jedes Wort, was ich sage, wahr ist!" sagte die Krähe. „Ich habe eine zahme Geliebte, die geht frei im Schlosse umher, und die hat mir Alles erzählt!"

Es war natürlicherweise auch eine Krähe die Geliebte. Denn eine Krähe sucht die andere, und das bleibt immer eine Krähe.

„Die Zeitungen kamen sogleich mit einem Rande von Herzen und der Prinzessin Namenszug heraus; man konnte darin lesen, daß es einem jeden jungen Manne, der gut aussah, frei stand, auf das Schloß zu kommen und mit der Prinzessin zu sprechen, und denjenige, welcher rede, daß man hören könne, er sei dort zu Hause, und der am besten spräche, den wolle die Prinzessin zum Manne nehmen! — Ja, ja!" sagte die Krähe „du kannst es mir glauben, es ist so gewiß wahr, als ich hier sitze, die Leute strömten herzu, da war ein Gedränge und ein Laufen, aber es glückte nicht, weder den ersten noch den zweiten Tag. Sie konnten Alle gut sprechen, wenn sie draußen auf der Straße waren, aber wenn sie in das Schloßthor traten und sahen die Garden in Silber und die Treppe hinauf die Lakaien in Gold und die großen erleuchteten Säle, dann wurden sie verwirrt; und standen sie vor dem Throne, wo die Prin-

zessin saß, dann wußten sie nichts zu sagen als das letzte Wort, was sie gesprochen hatte, und sie kümmerte sich nicht darum, das noch ein Mal zu hören. Es war gerade als ob die Leute dadrinnen Schnupftaback auf den Magen bekommen hätten und in den Schlaf gefallen wären, bis sie wieder auf die Straße kamen, ja, dann konnten sie sprechen. Da stand eine Reihe gerade vom Stadtthore an bis zum Schlosse. Ich war selbst drinnen um es zu sehen!" sagte die Krähe. „Sie wurden sowohl hungrig wie durstig, aber vom Schlosse erhielten sie nicht ein Mal ein Glas Wasser. Zwar hatten Einige der Klügsten Butterbrot mitgenommen, aber sie theilten nicht mit ihrem Nachbar, sie dachten so: laß ihn nur hungrig aussehen, dann nimmt die Prinzessin ihn nicht!"

„Aber Kay, der kleine Kay!" fragte Gerda. „Wann kam der? War er unter der Menge?"

„Warte! Warte! nun sind wir gerade bei ihm! es war am dritten Tage, da kam dort eine kleine Person, ohne Pferd oder Wagen, ganz fröhlich gerade auf das Schloß marschirt; seine Augen glänzten wie deine, er hatte schöne lange Haare, aber sonst ärmliche Kleider."

„Das war Kay!" jubelte Gerda. „O, dann habe ich ihn gefunden!" und sie klatschte in die Hände.

„Er hatte ein kleines Ränzel auf dem Rücken!" sagte die Krähe.

„Nein, das war sicher kein Schlitten!" sagte Gerda, „denn mit dem Schlitten ging er fort!"

„Das kann wohl sein!" sagte die Krähe, „ich sah nicht so genau danach! aber das weiß ich von meiner zahmen Geliebten, daß, wie er in das Schloßthor kam und sah die Leibgardisten in Silber und die Treppe hinauf die Lakaien in Gold, wurde er nicht im mindesten verlegen, er nickte und sagte zu ihnen: „Das muß langweilig sein auf der Treppe zu stehen, ich gehe lieber hinein!" Da glänzten die Säle von Lichtern; Geheimeräthe und Excellenzen gingen auf bloßen Füßen und trugen Goldgefäße; man konnte wohl andächtig werden! Seine Stiefel knarrten so gewaltig laut, aber ihm wurde doch nicht bange!"

„Das ist ganz gewiß Kay!" sagte Gerda, „ich weiß, er hatte neue Stiefel, ich habe sie in der Großmutter Stube knarren hören!"

„Ja knarren thaten sie!" sagte die Krähe, „und fröhlich ging er gerade zur Prinzessin hinein, die auf einer großen Perle saß, welche so groß wie ein Spinnrad war; und alle Hofdamen mit ihren Jungfern und den Jungfern der Jungfern, und alle Kavaliere mit ihren Dienern und den Dienern der Diener, die wieder einen Burschen hielten, standen rings herum aufgestellt; und je näher sie der Thür standen, desto stolzer sahen sie aus. Des Dieners Dieners Burschen, der immer in Pantoffeln geht, darf man kaum anzusehen wagen, so stolz steht er in der Thür!"

„Das muß gräulich sein!“ sagte die kleine Gerda. „Und Kay hat doch die Prinzessin erhalten?“

„Wäre ich nicht eine Krähe gewesen, so hätte ich sie genommen, und das, obgleich ich verlobt bin. Er soll eben so gut gesprochen haben, wie ich spreche, wenn ich die Krähensprache rede, das habe ich von meiner zahmen Geliebten gehört. Er war fröhlich und niedlich; er war gar nicht gekommen zum Freien, sondern nur gekommen, um der Prinzessin Klugheit zu hören, und die fand er gut, und sie fand ihn wieder gut.“

„Ja, sicher! das war Kay!“ sagte Gerda, „er war so klug, er konnte die Kopfrechnung mit Brüchen! — O, willst du mich nicht auf dem Schlosse einführen?“

„Ja, das ist leicht gesagt!“ sagte die Krähe. „Aber wie machen wir das? Ich werde darüber mit meiner zahmen Geliebten sprechen; sie kann uns wohl Rath ertheilen; denn das muß ich dir sagen, so ein kleines Mädchen, wie du bist, bekömmt nie die Erlaubniß, ordentlich hinein zu kommen!“

„Ja, die erhalte ich!“ sagte Gerda. „Wenn Kay hört, daß ich hier bin, kömmt er gleich heraus und holt mich!“

„Erwarte mich dort am Gitter!“ sagte die Krähe, wackelte mit dem Kopfe und flog davon.

Erst als es spät Abend war, kehrte die Krähe wieder zurück: „Rar! rar!“ sagte sie. „Ich soll dich vielmal von ihr grüßen! und hier ist ein kleines Brot für dich, das

nahm sie in der Küche, da ist Brot genug und Du bist sicher hungrig! — Es ist nicht möglich, daß Du in das Schloß hinein kommen kannst; Du hast ja bloße Füße; die Garden in Silber und die Lakaien in Gold würden es nicht erlauben; aber weine nicht, Du sollst schon hinauf kommen. Meine Geliebte kennt eine kleine Hintertreppe, die zum Schlafgemache führt, und sie weiß, wo sie den Schlüssel erhalten kann!"

Und sie gingen in den Garten hinein, in die große Allee, wo das eine Blatt nach dem andern abfiel, und als auf dem Schlosse die Lichter ausgelöscht wurden, das eine nach dem andern, führte die Krähe die kleine Gerda zu einer Hinterthür, die angelehnt stand.

O, wie Gerda's Herz vor Angst und Sehnsucht pochte! es war gerade als ob sie etwas Böses thun wollte, und sie wollte ja doch nur wissen, ob es der kleine Kay sei; ja, er mußte es sein; sie gedachte so lebendig seiner klaren Augen, seines langen Haares; sie konnte ordentlich sehen, wie er lächelte, wie damals, als sie daheim unter den Rosen saßen. Er würde sicher froh werden, sie zu erblicken, zu hören, welchen langen Weg sie um seinetwillen zurückgelegt, zu wissen, wie betrübt sie Alle daheim gewesen, als er nicht wieder gekommen. O, das war eine Furcht und eine Freude!

Nun waren sie auf der Treppe; da brannte eine kleine Lampe auf einem Schranke; mitten auf dem Fußboden stand

die zahme Krähe und wendete den Kopf nach allen Seiten und betrachtete Gerda, die sich verneigte, wie die Großmutter sie gelehrt hatte.

„Mein Verlobter hat mir so viel Gutes von Ihnen gesagt, mein kleines Fräulein," sagte die zahme Krähe, „Ihre Vita, wie man es nennt, ist auch sehr rührend! — Wollen Sie die Lampe nehmen, dann werde ich voran gehen. Wir gehen hier den geraden Weg, denn da begegnen wir Niemandem!"

„Es ist mir, als käme Jemand gerade hinter uns!" sagte Gerda, und es sauste ihr vorbei; es war wie Schatten an der Wand entlang, Pferde mit fliegenden Mähnen und dünnen Beinen, Jägerburschen, Herren und Damen zu Pferde.

„Das sind nur Träume!" sagte die Krähe, „die kommen und holen der hohen Herrschaft Gedanken zur Jagd ab, das ist recht gut, dann können Sie sie besser im Bette betrachten. Aber ich hoffe, wenn Sie zu Ehre und Würden gelangen, daß Sie dann ein dankbares Herz zeigen!"

„Darüber bedarf es ja gar keiner Redensarten!" sagte die Krähe vom Walde.

Nun kamen sie in den ersten Saal hinein, der war von rosenrothem Atlas mit künstlichen Blumen an den Wänden hinauf; hier sausten ihnen schon die Träume vorbei, aber sie fuhren so schnell, daß Gerda die hohen Herrschaften nicht zu sehen bekam. Ein Saal wurde immer

prächtiger als der andere; ja man konnte wohl bet
werden, und nun waren sie im Schlafgemach. Die D
hier glich einer großen Palme mit Blättern von G
kostbarem Glase, und mitten auf dem Fußboden hingen
einem dicken Stengel von Gold zwei Betten, wovon j
wie eine Lilie aussah: die eine war weiß, in dem lag
Prinzessin; die andere war roth, und in diesem sollte Ge
den kleinen Kay suchen; sie bog eines der rothen Bl
zur Seite und da sah sie einen braunen Nacken. —
das war Kay! — Sie rief ganz laut seinen Namen,
die Lampe gegen ihn hin — die Träume sausten zu P
wieder in die Stube herein — er erwachte, wendete
Haupt und — es war nicht der kleine Kay.

Der Prinz glich ihm nur im Nacken, aber jung
hübsch war er. Und aus dem weißen Lilienblatte blin
die Prinzessin hervor, und fragte, was das wäre.
weinte die kleine Gerda und erzählte ihre ganze Gesch
und Alles, was die Krähen für sie gethan hätten.

„Du armes Kind!“ sagten der Prinz und die P
zessin, und sie belobten die Krähen und sagten, daß sie
nicht böse auf sie seien, aber sie sollten es doch nicht
thun. Uebrigens sollten sie eine Belohnung erhalten.

„Wollt ihr frei fliegen?“ fragte die Prinzessin,
wollt ihr feste Anstellung als Hofkrähen haben, mit A
was da in der Küche abfällt?“

Und beide Krähen verneigten sich und baten um

Anstellung, denn sie gedachten des Alters und sagten, „es wäre so schön etwas für den alten Mann zu haben,“ wie sie es nannten.

Und der Prinz stand aus seinem Bette auf und ließ Gerda darin schlafen, und mehr konnte er nicht thun. Sie faltete ihre kleinen Hände und dachte: „wie gut sind nicht die Menschen und Thiere,“ und dann schloß sie ihre Augen und schlief so sanft. Alle Träume kamen wieder herein geflogen, und da sahen sie wie Gottes Engel aus, und sie zogen einen kleinen Schlitten, auf welchem Kay saß und nickte; aber das Ganze war nur Träumerei, und deßhalb war es auch wieder fort, sobald sie erwachte.

Am nächsten Tage wurde sie von Kopf zu Fuß in Seide und Sammt gekleidet; es wurde ihr angeboten auf dem Schlosse zu bleiben und gute Tage zu genießen, aber sie bat nur um einen kleinen Wagen mit einem Pferde davor und um ein Paar kleine Stiefel, dann wolle sie wieder in die weite Welt hinaus fahren und Kay suchen.

Und sie erhielt sowohl Stiefel als Muffe, sie wurde so niedlich gekleidet, und als sie fort wollte, hielt vor der Thür eine neue Kutsche von reinem Golde; des Prinzen und der Prinzessin Wappen glänzte an derselben wie ein Stern; Kutscher, Diener und Vorreiter, denn da waren auch Vorreiter, saßen mit Goldkronen auf. Der Prinz und die Prinzessin halfen ihr selbst in den Wagen und wünschten ihr alles Glück. Die Waldkrähe, welche nun verhei-

rathet war, begleitete sie die ersten drei Meilen; sie saß ihr zur Seite, denn sie konnte nicht vertragen rückwärts zu fahren; die andere Krähe stand in der Thür und schlug mit den Flügeln, sie kam nicht mit, denn sie litt an Kopfschmerzen, seitdem sie feste Anstellung und zuviel zu essen erhalten hatte. Inwendig war die Kutsche mit Zuckerpretzeln gefüttert, und im Sitze waren Früchte und Pfeffernüsse.

„Lebewohl! Lebewohl!" riefen der Prinz und die Prinzessin, und die kleine **Gerda** weinte, und die Krähe weinte; — so ging es die ersten Meilen; da sagte auch die Krähe Lebewohl, und das war der schwerste Abschied; sie flog in einen Baum hinauf und schlug mit ihren schwarzen Flügeln, so lange sie den Wagen, welcher wie der klare Sonnenschein glänzte, erblicken konnte.

Fünfte Geschichte.

Das kleine Räubermädchen.

Sie fuhren durch den dunklen Wald, aber die Kutsche leuchtete gleich einer Fackel, das stach den Räubern in die Augen, das konnten sie nicht ertragen.

„Das ist Geld! das ist Geld!" riefen sie, stürzten hervor, ergriffen die Pferde, schlugen die kleinen Jockeys, den Kutscher und die Diener todt, und zogen nun die kleine **Gerda** aus dem Wagen.

„Sie ist fett, sie ist niedlich, sie ist mit Nußkernen gefüttert!“ sagte das alte Räuberweib, die einen langen, struppigen Bart und Augenbraunen hatte, die ihr über die Augen herab hingen.

„Das ist so gut wie ein kleines fettes Lamm! na, wie soll die schmecken!“ und dann zog sie ihr blankes Messer heraus und das glänzte, daß es gräulich war.

„Au!“ sagte das Weib zu gleicher Zeit, sie wurde von ihrer eigenen Tochter, die auf ihrem Rücken hing, so wild und unartig, daß es eine Lust war, in das Ohr gebissen. „Du häßliches Balg!“ sagte die Mutter und bekam nicht Zeit Gerda zu schlachten.

„Sie soll mit mir spielen!“ sagte das kleine Räubermädchen. „Sie soll mir ihre Muffe, ihr hübsches Kleid geben, bei mir in meinem Bette schlafen!“ und dann biß sie wieder, daß das Räuberweib in die Höhe sprang und sich rings herum drehte, und alle Räuber lachten und sagten: „sieh, wie sie mit ihrem Jungen tanzt!“

„Ich will in den Wagen hinein!“ und sie mußte und wollte ihren Willen haben, denn sie war so verzogen und so hartnäckig. Sie und Gerda saßen drinnen, und so fuhren sie über Stock und Stein tiefer in den Wald hinein. Das kleine Räubermädchen war so groß wie Gerda, aber stärker, breitschultriger und von dunkler Haut; die Augen waren ganz schwarz, sie sahen fast traurig aus. Sie nahm die kleine Gerda um den Leib und sagte:

„Sie sollen dich nicht schlachten, so lange ich dir nicht böse werde! Du bist wohl eine Prinzessin?"

„Nein," sagte Gerda und erzählte ihr Alles, was sie erlebt hatte, und wie viel sie vom kleinen Kay hielt.

Das Räubermädchen betrachtete sie ganz ernsthaft, nickte ein wenig mit dem Kopfe und sagte: „Sie sollen dich nicht schlachten, selbst wenn ich dir böse werde, dann werde ich es schon selbst thun!" und dann trocknete sie Gerdas Augen und steckte dann ihre beiden Hände in die schöne Muffe, die so weich und warm war.

Nun hielt die Kutsche still; sie waren mitten auf dem Hofe eines Räuberschlosses; dasselbe war von oben bis unten geborsten, Raben und Krähen flogen aus den offenen Löchern, und die großen Bullenbeißer, wovon ein jeder aussah als könnte er einen Menschen verschlingen, sprangen hoch empor, aber sie bellten nicht, denn das war verboten.

In dem großen, alten, verräucherten Saale brannte mitten auf dem steinernen Fußboden ein großes Feuer; der Rauch zog unter die Decke hin und mußte sich selbst den Ausweg suchen; ein großer Braukessel kochte mit Suppe, und sowohl Hasen als Kaninchen wurden an Spießen gebraten.

„Du sollst diese Nacht mit mir bei allen meinen kleinen Thieren schlafen!" sagte das Räubermädchen. Sie bekamen zu essen und zu trinken und gingen dann nach einer Ecke, wo Stroh und Teppiche lagen. Obendarüber

aßen auf Latten und Stäben mehr als hundert Tauben ie alle zu schlafen schienen, sich aber doch ein wenig drehten, ls die beiden kleinen Mädchen kamen.

„Die gehören mir Alle!“ sagte das kleine Räuber-nädchen und ergriff rasch eine der nächsten, hielt sie bei en Füßen und schüttelte sie, daß sie mit den Flügeln chlug. „Küsse sie!“ rief sie und klatschte sie ihr ins Ge-icht. „Da sitzen die Waldcanaillen,“ fuhr sie fort und zeigte inter eine Anzahl Stäbe, die vor einem Loche oben in die Mauer geschlagen waren. „Das sind Waldcanaillen, die eiden, die fliegen gleich fort, wenn man sie nicht ordentlich erschlossen hält; und hier steht mein alter Liebster Bä!“ und e zog ein Rennthier am Horne, welches einen blanken upfernen Ring um den Hals trug und gebunden war. Den müssen wir auch in der Klemme halten, sonst springt r von uns fort. An jedem Abend kitzele ich ihn mit inem scharfen Messer am Halse, davor fürchtet er sich o!“ und das kleine Mädchen zog ein langes Messer aus iner Spalte in der Mauer und ließ es über des Renn-hiers Hals hingleiten; das arme Thier schlug mit den Beinen aus, und das kleine Räubermädchen lachte und og dann Gerda mit in das Bett hinein.

„Willst du das Messer behalten, wenn du schläfst?“ agte Gerda und blickte etwas furchtsam nach demselben.

„Ich schlafe immer mit dem Messer!“ sagte das kleine Räubermädchen. „Man weiß nie, was vorfallen kann.

Aber erzähle mir nun wieder, was du mir vorhin von dem kleinen Kay erzähltest, und weshalb du in die weite Welt hinausgegangen bist." Und Gerda erzählte wieder von vorn an, und die Waldtauben kurrten oben im Käfig, und die andern Tauben schliefen. Das kleine Räubermädchen legte ihren Arm um Gerda's Hals, hielt das Messer in der andern Hand und schlief, daß man es hören konnte; aber Gerda konnte ihre Augen durchaus nicht schließen, sie wußte nicht, ob sie leben oder sterben würde. Die Räuber saßen rings um das Feuer, sangen und tranken und das Räuberweib schoß Purzelbäume. O! es war ganz gräulich für das kleine Mädchen mit anzusehen.

Da sagten die Waldtauben: „Kurre, kurre! wir haben den kleinen Kay gesehen. Ein weißes Huhn trug seinen Schlitten, er saß im Wagen der Schneekönigin, welche niedrig über den Wald hinfuhr, als wir im Neste lagen; sie blies auf uns Junge, und außer uns Beiden starben alle; kurre! kurre!"

„Was sagt ihr dort oben?" rief Gerda, „wohin reiste die Schneekönigin? Wißt ihr etwas davon?"

„Sie reiste wahrscheinlich nach Lappland, denn dort ist immer Schnee und Eis! frage das Rennthier, welches am Stricke angebunden steht."

„Dort ist Eis und Schnee, dort ist es herrlich und gut!" sagte das Rennthier; „dort springt man frei umher in den großen glänzenden Thälern! dort hat die Schnee-

önigin ihr Sommerzelt, aber ihr festes Schloß ist oben egen den Nordpol, auf der Insel, die Spitzbergen genannt ird!"

„O Kay, kleiner Kay!" seufzte Gerda.

„Nun mußt du still liegen!" sagte das Räuber-nädchen, „sonst stoße ich dir das Messer in den Leib!"

Am Morgen erzählte Gerda ihr Alles, was die Wald-uben gesagt hatten, und das kleine Räubermädchen ah ganz ernsthaft aus, nickte aber mit dem Kopfe und agte: „Das ist einerlei! das ist einerlei. — Weißt du, wo appland ist?" fragte sie das Rennthier.

„Wer könnte es wohl besser wissen als ich," sagte as Thier, und die Augen funkelten ihm im Kopfe. „Da in ich geboren und erzogen, dort bin ich auf den Schnee-ldern herumgesprungen!"

„Höre!" sagte das Räubermädchen zu Gerda, u siehst, alle unsere Mannsleute sind fort, jedoch die Mutter ist noch hier, und sie bleibt, aber gegen Mittag inkt sie aus der großen Flasche und schlummert dann n wenig darauf; — dann werde ich etwas für dich un!" Nun sprang sie aus dem Bette, fuhr der Mutter m den Hals, zog sie am Knebelbart und sagte: „mein nzig lieber Ziegenbock, guten Morgen!" Und die Mutter ab ihr Nasenstüber, daß die Nase roth und blau wurde, ber das war alles aus lauter Liebe.

Als die Mutter dann aus ihrer Flasche getrunken

hatte und darauf einschlief, ging das Räubermädchen zum Rennthiere hin und sagte: „ich könnte große Freude davon haben, dich noch manches Mal mit dem scharfen Messer zu kitzeln, denn dann bist du so possierlich, aber das ist einerlei, ich will deine Schnur lösen und dir hinaushelfen, damit du nach Lappland laufen kannst, aber du mußt tüchtig Beine machen und dieses kleine Mädchen zum Schlosse der Schneekönigin bringen, wo ihr Spielkamerad ist. Du hast wohl gehört, was sie erzählte, denn sie sprach laut genug und du lauerst!"

Das Rennthier sprang vor Freude hoch empor. Das Räubermädchen hob die kleine Gerda hinauf und hatte die Vorsicht sie fest zu binden, ja sogar ihr ein kleines Kissen zum Sitzen zu geben. „Das ist einerlei," sagte sie, „da hast du deine Pelzstiefel, denn es wird kalt, aber die Muffe behalte ich, die ist gar zu niedlich! Darum sollst du doch nicht frieren. Hier hast du meiner Mutter große Fausthandschuhe, die reichen dir gerade bis zum Ellbogen hinauf; ziehe sie an! — Nun siehst du an den Händen gerade wie meine häßliche Mutter aus!"

Und Gerda weinte vor Freude.

„Ich kann nicht leiden, daß du plinsest!" sagte das kleine Räubermädchen. „Nun mußt du gerade recht froh aussehen! und da hast du zwei Brote und einen Schinken, dann wirst du nicht hungern." Beides wurde hinten auf das Rennthier gebunden; das kleine Räuber-

Die Schneekönigin.

mädchen
herein m
Messer u
recht auf

Und
handschuh
wohl, un
davon, d
so viel e
schrien. –
gerade, a

„D
thier, „sie
davon,
Schinken

Bei
nerlich;
Thür wa
kriechen m

en öffnete die Thür, lockte alle die großen Hunde
und durchschnitt dann den Strick mit ihrem scharfen
und sagte zum Rennthiere: „Laufe denn! aber gieb
f das kleine Mädchen acht!“
nd Gerda streckte die Hände mit den großen Faust-
chen gegen das Räubermädchen aus und sagte Lebe-
nd dann flog das Rennthier über Stock und Stein
durch den großen Wald, über Sümpfe und Steppen,
es nur konnte. Die Wölfe heulten und die Raben
— „Fut! fut!“ sagte es am Himmel. Es war
als ob er roth nieste.
as sind meine alten Nordlichte!“ sagte das Renn-
ieh, wie sie leuchten!“ und dann lief es noch schneller
Nacht und Tag; die Brote wurden verzehrt, der
n auch und dann waren sie in Lappland.

Sechste Geschichte.

Die Lappin und die Finnin.

einem kleinen Hause hielten sie an; es war so jäm-
das Dach ging bis zur Erde hinunter, und die
ar so niedrig, daß die Familie auf dem Bauch
mußte, wenn sie heraus oder hinein wollte. Hier

war außer einer alten Lappin, welche stand und bei einer Thranlampe Fische kochte, Niemand zu Hause; und das Rennthier erzählte Gerda's ganze Geschichte, aber zuerst seine eigene, denn diese erschien ihm weit wichtiger, und Gerda war so mitgenommen von der Kälte, daß sie nicht sprechen konnte.

„Ach, ihr Armen!" sagte die Lappin, „da habt ihr noch weit zu laufen! Ihr müßt über hundert Meilen weit in Finnmarken hinein, denn da wohnt die Schneekönigin auf dem Lande und brennt jeden Abend bengalische Flammen. Ich werde ein Paar Worte auf einem trockenen Klippfisch schreiben, Papier habe ich nicht, den werde ich euch für die Finnin dort oben mitgeben, sie kann euch bessern Bescheid ertheilen als ich!"

Und als Gerda nun erwärmt worden war und zu essen und trinken erhalten hatte, schrieb die Lappin ein Paar Worte auf einen trockenen Klippfisch, bat Gerda wohl darauf zu achten, band sie wieder auf das Rennthier fest und dieses sprang davon. „Fut! fut!" sagte es oben in der Luft, die ganze Nacht brannten die schönsten blauen Nordlichte; — und dann kamen sie nach Finnmarken und klopften an den Schornstein der Finnin, denn sie hatte nicht einmal eine Thür.

Da war eine Hitze darinnen, so daß die Finnin selbst fast ganz nackt ging; sie war klein und ganz schmutzig; sie löste gleich die Kleider der kleinen Gerda auf, zog ihr die

Fausthandschuhe und Stiefel aus, denn sonst wäre es ihr u heiß geworden, legte dem Rennthiere ein Stück Eis uf den Kopf und las dann, was auf dem Klippfische ge- chrieben stand; sie las es drei Mal, und dann wußte sie s auswendig und steckte den Fisch in den Suppenkessel, enn der konnte ja gut gegessen werden, und sie verschwendete ie etwas.

Nun erzählte das Rennthier zuerst seine Geschichte, ann die der kleinen Gerda, und die Finnin blinzelte mit en klugen Augen, sagte aber gar nichts.

„Du bist so klug," sagte das Rennthier; „ich weiß, u kannst alle Winde der Welt in einen Zwirnsfaden zu- mmenbinden; wenn der Schiffer den einen Knoten löst, erhält er guten Wind, löst er den andern, dann weht scharf, und löst er den dritten und vierten, dann stürmt , daß die Wälder umfallen. Willst du nicht dem kleinen Mädchen einen Trank geben, daß sie zwölf Manns Kraft hält und die Schneekönigin überwindet?"

„Zwölf Manns Kraft," sagte die Finnin, „ja, das ürde viel helfen!" und dann ging sie nach einem Bette, hm ein großes zusammengerolltes Fell hervor, und das llte sie auf; da waren wunderbare Buchstaben darauf ge- rieben, und die Finnin las, daß ihr das Wasser von der tirne herunter lief.

Aber das Rennthier bat wieder so viel für die kleine erda, und Gerda blickte die Finnin mit so bittenden

Augen, voller Thränen, an, daß diese wieder mit den ihrigen zu blinzeln anfing und das Rennthier in einen Winkel zog, wo sie ihm zuflüsterte, während es wieder frisches Eis auf den Kopf bekam:

„Der kleine Kay ist noch bei der Schneekönigin und findet dort Alles nach seinem Geschmack und Gefallen und glaubt, es sei der beste Theil in der Welt, aber das kömmt davon, daß er einen Glas-Splitter in das Herz und ein kleines Glas-Körnchen in das Auge bekommen hat; die müssen zuerst heraus, sonst wird er nie ein Mensch, und die Schneekönigin wird die Gewalt über ihn behalten!“

„Aber kannst du nicht der kleinen Gerda etwas eingeben, so daß sie Gewalt über das Ganze erhält?“

„Ich kann ihr keine größere Gewalt geben als sie schon besitzt! siehst du nicht, wie groß die ist? Siehst du nicht, wie Menschen und Thiere ihr dienen müssen, wie sie auf bloßen Füßen so gut in der Welt fortgekommen ist? Sie muß ihre Macht nicht von uns erfahren, die sitzt in ihrem Herzen, die besteht darin, daß sie ein liebes unschuldiges Kind ist. Kann sie nicht selbst zur Schneekönigin hinein gelangen und das Glas aus dem kleinen Kay bringen, dann können wir nicht helfen! Zwei Meilen von hier beginnt der Schneekönigin Garten, dahin kannst du das kleine Mädchen tragen; setze sie beim großen Busche ab, welcher mit rothen Beeren im Schnee steht, verliere nicht viele Worte und spute dich hierher zurück zu kommen!“

Und dann hob die Finnin die kleine G e r d a auf das Renn-
hier, welches lief, was es konnte.

„O, ich bekam meine Stiefel nicht! ich bekam meine
Fausthandschuhe nicht!" rief die kleine G e r d a, das merkte
e in der schneidenden Kälte, aber das Rennthier wagte
icht anzuhalten, es lief, bis es zu dem Busche mit den
othen Beeren gelangte; da setzte es G e r d a ab, küßte sie
uf den Mund, und es liefen große, blanke Thränen über
es Thieres Backen, und dann lief es, was es nur konnte,
ieder zurück. Da stand die arme G e r d a, ohne Schuhe,
hne Handschuh, mitten in dem fürchterlich eiskalten Finn-
arken.

Sie lief vorwärts, so stark sie konnte; da kam ein
nzes Regiment Schneeflocken; aber sie fielen nicht vom
immel herunter, der war ganz klar und glänzte von
rdlichten; die Schneeflocken liefen gerade auf der Erde
, und je näher sie kamen, desto größer wurden sie;
e r d a erinnerte sich noch, wie groß und künstlich sie damals
gesehen hatten, als sie die Schneeflocken durch ein Brenn-
s betrachtet hatte, aber hier waren sie wahrlich noch
z anders groß und fürchterlich, sie waren lebend, sie
ren der Schneekönigin Vorposten; sie hatten die sonder-
sten Gestalten; einige sahen aus wie häßliche große
achelschweine, andere wie ganze Knoten, gebildet von
langen, welche die Köpfe hervorsteckten, und andere wie

kleine dicke Bären, auf denen die Haare sich sträubten, alle glänzten weiß, alle waren lebendige Schneeflocken.

Da betete die kleine Gerda ihr Vaterunser, und die Kälte war so groß, daß sie ihren eigenen Athem sehen konnte; der stand ihr ganz wie Rauch aus dem Munde; der Athem wurde dichter und dichter und gestaltete sich zu kleinen klaren Engeln, die mehr und mehr wuchsen, wenn sie die Erde berührten; und alle hatten Helme auf dem Kopf und Spieß und Schild in den Händen; ihre Anzahl wurde größer und größer und als Gerda ihr Vaterunser geendet hatte, war da eine ganze Legion um sie; sie stachen mit ihren Spießen gegen die gräulichen Schneeflocken, so daß diese in hundert Stücke zersprangen und die kleine Gerda ging ganz sicher und froh vorwärts. Die Engel liebkoseten ihr Hände und Füße, da fühlte sie weniger, wie kalt es war, und ging rasch gegen der Schneekönigin Schloß vor.

Aber nun sollten wir erst sehen, was Kay macht. Er dachte freilich nicht an die kleine Gerda, und am wenigsten, daß sie draußen vor dem Schlosse stände.

Siebente Geschichte.

…n dem Schlosse der Schneekönigin, und was sich später darin zutrug.

Des Schlosses Wände waren gebildet von dem trei-
…en Schnee und Fenster und Thüren von den schneiden-
Winden; da waren über hundert Säle, alle, wie der
…nee sie zusammentrieb, der größte erstreckte sich mehrere
…len lang, alle beleuchtet von dem starken Nordlicht, und
…waren so groß, so leer, so eisig kalt und so glänzend.
…gab es hier Lustbarkeit, nicht einmal ein kleiner Bä-
…Ball, wozu der Sturm aufspielen, und die Eisbären
…den Hinterfüßen gehen und dabei ihre Geberden hätten
…n können; nie eine kleine Spielgesellschaft mit Maul-
… und Tatzenschlag; nie ein klein Bißchen Caffe-Krän-
…ß von den weißen Fuchs-Fräuleins; leer, groß und
…war es in der Schneekönigin Sälen. Die Nordlichte
…mten so genau, daß man zählen konnte, wann sie am
…ten und wann sie am niedrigsten standen. Mitten in
…n leeren unendlichen Schneesaale war ein zugefrorener
… der war in tausend Stücke zersprungen, aber jedes
…f war dem andern so gleich, daß es ein ganzes Kunst-
… war; und mitten auf diesem saß die Schneekönigin,
… sie zu Hause war, und dann sagte sie, daß sie im
…gel des Verstandes säße, und daß dieser der einzige
…beste in der Welt sei.

Der kleine Kay war ganz blau vor Kälte, ja fast schwarz, aber er merkte es doch nicht, denn sie hatte ihm den Frostschauer abgeküßt, und sein Herz glich einem Eisklumpen. Er ging und schleppte einige scharfe flache Eisstücke, die er auf alle mögliche Weise hinlegte, denn er wollte etwas damit herausbringen; es war gerade, als wenn wir kleine Holztafeln haben und diese in Figuren zusammen legen, was man das chinesische Spiel nennt. Kay ging auch und legte Figuren, die allerkünstlichsten; das war das Eisspiel des Verstandes; in seinen Augen waren die Figuren ganz ausgezeichnet und von der höchsten Wichtigkeit; das machte das Glaskörnchen, welches ihm im Auge saß! er legte ganze Figuren, die ein geschriebenes Wort waren, aber nie konnte er es herausbringen das Wort zu legen, was er gerade haben wollte, das Wort: Ewigkeit, und die Schneekönigin hatte gesagt: „Kannst du die Figur ausfindig machen, dann sollst du dein eigener Herr sein und ich schenke dir die ganze Welt und ein Paar neue Schlittschuhe.“ Aber er konnte es nicht.

„Nun sause ich fort nach den warmen Ländern!“ sagte die Schneekönigin, „ich will hinfahren und in die schwarzen Töpfe hinein sehen!“ — Das waren die feuerspeienden Berge Aetna und Vesuv, wie man sie nennt. „Ich werde sie ein wenig weiß machen! das gehört dazu, das thut gut auf Citronen und Weintrauben!“ und dann flog die Schneekönigin, und Kay saß ganz allein in dem

viele Meilen großen, leeren Eissaal, betrachtete die Eisstücke und dachte und dachte, so daß es in ihm knackte, ganz steif und stille saß er, man hätte glauben sollen, er wäre erfroren.

Da war es, daß die kleine Gerda durch das große Thor in das Schloß trat, hier herrschten schneidende Winde; aber sie betete ein Abendgebet, und da legten sich die Winde, als ob sie schlafen wollten, und sie trat in die großen, leeren, kalten Säle hinein — da erblickte sie Kay, sie erkannte ihn, sie flog ihn um den Hals, hielt ihn dann fest und rief: „Kay! lieber kleiner Kay! da habe ich dich denn gefunden!"

Aber er saß ganz stille, steif und kalt; — da weinte die kleine Gerda heiße Thränen, die fielen auf seine Brust, sie drangen in sein Herz, sie thaueten den Eisklumpen auf und verzehrten das kleine Spiegelstück darinnen; er betrachtete sie und sie sang den Psalm:

„Rosen die blüh'n und verwehen,
Wir werden das Christ-Kindlein sehen!"

Da brach Kay in Thränen aus; er weinte, daß das Spiegelkörnchen aus dem Auge schwamm, er erkannte sie und jubelte: „Gerda! liebe kleine Gerda! — wo bist du doch so lange gewesen? Und wo bin ich gewesen?" Und er blickte rings um sich her. „Wie kalt es hier ist! wie es hier weit und leer ist!" und er klammerte sich an Gerda an, und sie lachte und weinte vor Freude; das war so herrlich, daß selbst

die Eisstücke vor Freude rings herum tanzten, und als sie müde waren und sich niederlegten, lagen sie gerade in den Buchstaben, von denen die Schneekönigin gesagt hatte, daß er sie ausfindig machen sollte, dann wäre er eigener Herr, und sie wolle ihm die ganze Welt und ein Paar neue Schlittschuhe geben.

Und Gerda küßte seine Wangen, und sie wurden blühend; sie küßte seine Augen, und sie leuchteten gleich den ihren, sie küßte seine Hände und Füße, und er war gesund und munter. Die Schneekönigin mochte nun nach Hause kommen: sein Freibrief stand da mit glänzenden Eisstücken geschrieben.

Und sie faßten einander bei den Händen und wanderten aus dem großen Schlosse hinaus; sie sprachen von der Großmutter und von den Rosen oben auf dem Dache; und wo sie gingen, ruhten die Winde und die Sonne brach hervor; und als sie den Busch mit den rothen Beeren erreichten, stand das Rennthier da und wartete; es hatte ein anderes junges Rennthier mit sich, dessen Euter voll waren, und dieses gab den Kleinen seine warme Milch und küßte sie auf den Mund. Dann trugen sie Kay und Gerda erst zur Finnin, wo sie sich in der heißen Stube aufwärmten und über die Heimreise Bescheid erhielten, dann zur Lappin, welche ihnen neue Kleider genäht und ihren Schlitten in Stand gesetzt hatte.

Das Rennthier und das Junge sprangen zur Seite

und folgten mit, gerade bis zur Grenze des Landes; dort sproßte das erste Grün hervor, da nahmen sie Abschied vom Rennthiere und von der Lappin. „Lebt wohl!" sagten Alle. Und die ersten kleinen Vögel begannen zu zwitschern, der Wald hatte grüne Knospen, und aus diesem kam auf einem prächtigen Pferde, welches Gerda kannte (es war vor der goldenen Kutsche gespannt gewesen) ein junges Mädchen geritten mit einer glänzenden rothen Mütze auf dem Kopfe und Pistolen im Halfter; das war das kleine Räubermädchen, welche es satt hatte, zu Hause zu sein, und nun erst gegen Norden, und später, wenn ihr das nicht zusagte, nach einer andern Weltgegend hin wollte. Sie erkannte Gerda gleich, und Gerda erkannte sie, das war eine Freude!

„Du bist ein schöner Patron mit Herumschweifen!" sagte sie zum kleinen Kay; „ich möchte wissen, ob du verdienst, daß man deinethalben bis zur Welt Ende läuft!"

Aber Gerda klopfte ihr die Wangen, und fragte nach dem Prinzen und der Prinzessin.

„Die sind nach fremden Ländern gereist!" sagte das Räubermädchen.

„Aber die Krähe?" fragte Gerda.

„Ja die Krähe ist todt!" erwiederte sie. „Die zahme Geliebte ist Wittwe geworden und geht mit einem Endchen schwarzen wollenen Garns um das Bein; sie klagt ganz jämmerlich, und Geschwätz ist das Ganze! — Aber er-

zähle mir nun, wie es dir ergangen ist, und wie du ihn erwischt hast."

Und Gerda und Kay erzählten.

Das Räubermädchen nahm beide bei den Händen und versprach, daß wenn sie je durch ihre Stadt kommen sollte, so wolle sie hinaufkommen, sie zu besuchen, und dann ritt sie in die weite Welt hinaus, aber Kay und Gerda gingen Hand in Hand, und wie sie gingen, war es herrliches Frühjahr mit Blumen und mit Grün; die Kirchenglocken läuteten, und sie erkannten die hohen Thürme, die große Stadt, es war die, in der sie wohnten, und sie gingen in dieselbe hinein und hin zur Thür der Großmutter, die Treppe hinauf, in die Stube hinein, wo Alles wie früher auf derselben Stelle stand, und die Uhr sagte: „tick! tack!" und die Zeiger drehten sich; aber indem sie durch die Thür gingen, bemerkten sie, daß sie erwachsene Menschen geworden waren. Die Rosen aus der Dachrinne blühten zum offenen Fenster herein, und da standen die kleinen Kinderstühle, und Kay und Gerda setzten sich ein Jeder auf den seinigen und hielten einander bei den Händen; die kalte leere Herrlichkeit bei der Schneekönigin hatten sie gleich einem schweren Traum vergessen. Die Großmutter saß in Gottes klarem Sonnenschein und las laut aus der Bibel: „werdet Ihr nicht wie die Kinder, werdet Ihr das Reich Gottes nicht erben!"

Und Kay und Gerda sahen einander in die Augen, und sie verstanden auf einmal den alten Psalm:

„Rosen, die blüh'n und verwehen,
Wir werden das Christ-Kindlein sehen!"

Da saßen sie beide, erwachsen und doch Kinder, Kinder im Herzen, und es war Sommer, warmer, wohlthuender Sommer.

Elfenhügel.

Einige große Eidechsen liefen so schnellfüßig in den Spalten eines alten Baumes umher; sie konnten einander gut verstehen, denn sie sprachen die Eidechsen-Sprache.

„Nein, wie das in dem alten Elfenhügel poltert und brummt!“ sagte die eine Eidechse; „ich habe vor dem Lärm schon in zwei Nächten meine Augen nicht schließen können, ich könnte ebenso gut liegen und Zahnweh haben, denn dann schlafe ich auch nicht!“

„Da ist etwas los drinnen!“ sagte die andere Eidechse, „sie lassen den Hügel, bis des Morgens der Hahn kräht, auf vier rothen Pfählen stehen, es wird ordentlich ausgelüftet und die Elfenmädchen haben neue Tänze gelernt. Da ist etwas los!“

„Ja, ich habe mit einem Regenwurm meiner Bekanntschaft gesprochen,“ sagte die dritte Eidechse; „der Regenwurm kam gerade aus dem Hügel, wo er Tag und Nacht

in die Erde gewühlt hatte; der hatte vieles gehört, sehen kann er ja nicht, das elende Thier, aber verfühlen und nachhören, das versteht er. Sie erwarten Fremde im Elfenhügel, vornehme Fremde, aber wen, das wollte der Regenwurm nicht sagen, oder er wußte es auch nicht. Alle Irrlichte sind bestellt, um einen Fackelzug zu halten, wie man das nennt, und Silber und Gold, wovon genug im Hügel ist, wird polirt und im Mondenschein ausgestellt!"

„Wer mögen wohl die Fremden sein?" sagten alle Eidechsen. „Was mag da wohl los sein? höre, wie es summt! höre, wie es brummt!"

Zur selbigen Zeit theilte sich der Elfenhügel und ein altes Elfenmädchen, sie hatte keinen Rücken, kam heraus getrippelt; es war des alten Elfenkönigs Haushälterin, sie war der Familie weitläufig verwandt, und trug ein Bernsteinherz vor der Stirn. Ihre Beine bewegten sich so hurtig: trip, trip! Potz tausend, wie konnte sie trippeln und das gerade hinunter in das Meer zum Nacht-Raben.

„Sie werden zum Elfenhügel eingeladen, und zwar diese Nacht!" sagte sie, „aber wollen Sie uns nicht erst einen großen Dienst erweisen und die Einladungen übernehmen? Sie müssen auch etwas thun, da Sie selbst kein Haus machen. Wir bekommen einige hoch-vornehme Fremde, Zauberer, die etwas zu sagen haben, und deshalb will der alte Elfenkönig sich zeigen!"

„Wer soll eingeladen werden?" fragte der Nachtrabe.

„Ja, zu dem großen Ball kann alle Welt kommen, selbst Menschen, wenn sie nur im Schlaf sprechen oder etwas dergleichen thun können, was in unsere Art fällt. Aber zu dem ersten Feste soll strenge Auswahl herrschen, wir wollen nur die Allervornehmsten haben. Ich habe mit dem Elfenkönig gestritten, denn ich meinte, wir könnten nicht einmal Gespenster zulassen. Der Meermann und seine Töchter müssen zuerst eingeladen werden, es mag ihnen wohl nicht lieb sein auf's Trockene zu kommen, aber sie sollen schon einen nassen Stein zum Sitzen oder noch etwas Besseres haben, und dann denke ich, werden sie es für dieses Mal wohl nicht abschlagen. Alle alte Dämone erster Klasse mit Schweife, den Alraun und die Kobolde müssen wir haben, und dann denke ich, können wir dem Heinzelmännchen, dem Todtenpferd und dem Kirchenzwerg nicht vorbeigehen; sie gehören freilich mit zur Geistlichkeit, die nicht zu unsern Leuten gezählt wird, aber das ist nur ihr Amt, sie sind uns doch nahe verwandt und machen uns fleißig Besuche."

„Brav!" sagte der Nachtrabe und flog davon um einzuladen.

Die Elfenmädchen tanzten schon auf dem Elfenhügel, und sie tanzten mit Shawls, die aus Nebel und Mondenschein gewebt waren, und das sieht recht niedlich für die aus, die dergleichen lieben. Mitten in dem Elfenhügel war der große Saal herrlich aufgeputzt, der Fußboden war mit

Mondenschein gewaschen und die Wände mit Hexenfett abgerieben, so daß sie gleich Tulpenblättern vor dem Lichte glänzten. In der Küche waren vollauf Frösche am Spieße, Schneckenhäute mit Kinderfingern darin und Salate von Pilz-Samen, feuchten Mäuseschnautzen und Schierling, Bier von der Sumpffrau Gebräu, glänzender Salpeterwein aus Grabkellern, Alles höchst solide; verrostete Nägel und Kirchenfensterglas gehörte zum Naschwerk.

Der alte Elfenkönig ließ seine Goldkrone mit gestoßenem Griffel poliren, das war Tufstein-Griffel und es ist für den Elfenkönig sehr schwer, Tufstein-Griffel zu erhalten! Im Schlafgemach wurden Gardinen aufgehangen und mit Schneckenhörnern befestigt. Ja, das war ein rechtes Summen und Brummen.

„Nun muß hier mit Krellhaaren und Schweinebürsten geräuchert werden, dann glaube ich das Meinige gethan zu haben!“ sagte das alte Elfenmädchen.

„Süßer Vater!“ sagte die kleinste der Töchter; „bekomme ich nun zu wissen, wer die vornehmen Fremden sind?“

„Nun denn!“ sagte er, „dann muß ich es wohl sagen! Zwei meiner Töchter müssen sich zum Heirathen bereit halten! zwei werden sicher verheirathet. Der Zauber-Greis oben von Norwegen, er, der im alten Dovre-Felsen wohnt und viele Klippen-Schlösser von Feldsteinen, und ein Goldwerk, welches besser ist als man glaubt, besitzt, kömmt mit seinen beiden Söhnen herunter, die sich

eine Frau aussuchen sollen. Der Zauber-Greis ist ein so recht alter, ehrlicher nordischer Greis, lustig und schlicht, ich kenne ihn aus alten Tagen, als wir Brüderschaft mit einander tranken, er war hier unten, seine Frau zu holen, nun ist sie todt, sie war eine Tochter des Felsenkönigs von Möen. Er nahm seine Frau auf der Kreide, wie man zu sagen pflegt. O wie ich mich nach dem nordischen Zauber-Greis sehne! Die Knaben, sagt man, sollen etwas unartige, naseweise Jungen sein, aber man kann ihnen ja auch Unrecht thun, und sie werden wohl gut, wenn sie älter werden. Laßt mich nun sehen, daß ihr ihnen Sitte beibringt!"

„Und wann kommen sie?" fragte die eine Tochter.

„Das kommt auf Wind und Wetter an!" sagte der Elfenkönig. „Sie reisen ökonomisch! Sie kommen mit Schiffsgelegenheit herunter. Ich wollte, sie sollten über Schweden gehen, aber der Alte neigt sich noch nicht nach jener Seite! Er schreitet nicht mit der Zeit fort, und das kann ich nicht leiden!"

Da kamen zwei Irrlichte angehüpft, das eine schneller als das andere und deshalb kam das eine zuerst.

„Sie kommen! sie kommen!" riefen sie.

„Gebt mir meine Krone, und laßt mich im Mondscheine stehen!" sagte der Elfenkönig.

Die Töchter hoben die Shawls auf und verneigten sich bis zur Erde.

Da stand der Zauber-Greis von Dovre, mit der Krone von gehärteten Eis- und polirten Tannenzapfen, übrigens hatte er einen Bärenpelz und Schlitten-Stiefel an; die Söhne dahingegen gingen mit bloßem Halse und ohne Tragebänder, denn es waren Kraftmänner.

„Ist das eine Anhöhe?" fragte der kleinste der Knaben und zeigte auf den Elfenhügel. „Das nennen wir eben in Norwegen ein Loch!"

„Jungen!" sagte der Alte. „Loch geht einwärts, Höhe geht aufwärts! Habt ihr keine Augen im Kopfe?"

Das Einzige, was sie hier unten Wunder nahm, sagten sie, wäre, daß sie so ohne Weiteres die Sprache verstehen konnten.

„Habt euch nur nicht!" sagte der Alte, „man möchte glauben, ihr wäret nicht richtig durchgebacken!"

Und dann gingen sie in den Elfenhügel hinein, wo die wahrhaft feine Gesellschaft versammelt war, und das in einer Hast, man sollte glauben, sie seien zusammengeweht, und für einen Jeden war es niedlich und nett eingerichtet. Die Meerleute saßen in großen Wasserkufen zu Tische, sie sagten, es sei gerade, als ob sie zu Hause wären. Alle beachteten die Tischsitte, außer den beiden kleinen nordischen Zauberern, die legten die Beine auf den Tisch, aber sie glaubten nun, daß ihnen Alles gut stehe!

„Die Füße vom Napfe!" sagte der alte Zauberer und da gehorchten sie, aber sie thaten es doch nicht sogleich.

Ihre Tisch-Dame kitzelten sie mit Tannenzapfen, die sie in der Tasche mit sich führten, und dann zogen sie ihre Stiefeln aus, um bequem zu sitzen, und gaben ihr die Stiefeln zu halten. Aber der Vater, der alte Dovre-Zauberer, der war freilich ganz anders; er erzählte so schön von den stolzen nordischen Felsen, und von Wasserfällen, die weißschäumend mit einem Gepolter wie Donnerschlag und Orgelklang nieder stürzten; er erzählte vom Lachse, der gegen die stürzenden Wasser emporspringt, wenn die Nixe auf der Goldharfe spielt. Er erzählte von den glänzenden Winternächten, wenn die Schlittenschellen tönten und die Burschen mit brennenden Fackeln über das blanke Eis hinlaufen, welches so durchsichtig wäre, daß sie die Fische unter ihren Füßen bange werden sehen. Ja, er konnte erzählen, so daß man sah und hörte, was er beschrieb, es war gerade, als wenn Sägemühlen gingen, als wenn Knechte und Mägde Lieder sängen und den Hallingetanz tanzten; heissa! mit einem Mal gab der Zauber-Greis dem alten Elfenmädchen einen Onkel-Schmatz, das war ein ordentlicher Kuß, und doch waren sie gar nicht verwandt.

Nun mußten die Elfenmädchen tanzen und das sowohl einfach wie auch mit Stampfen, und das stand ihnen gut an, dann kam der Kunsttanz oder wie es genannt wird, „Zeletanz," dertausend, wie sie das Bein ausstrecken konnten, man wußte nicht, was Ende und was Anfang war, man wußte nicht, was Arme und Beine waren, das ging

Alles unter einander wie Sägespäne, und dann schwirrten sie herum, daß dem Todtenpferd unwohl wurde und es vom Tisch gehen mußte.

„Prrrrr!" sagte der Zauber-Greis, „das ist ein Wirthschaften mit den Beinen! Aber was können sie mehr als tanzen, die Beine ausstrecken und Wirbelwind machen?"

„Das sollst du bald erfahren!" sagte der Elfenkönig, und dann rief er die jüngste von seinen Töchtern vor; sie war so behende und klar, wie Mondschein, sie war die feinste von allen Schwestern; sie nahm einen weißen Spahn in den Mund, und dann war sie ganz fort, das war ihre Kunst.

Aber der Zauber-Greis sagte, diese Kunst möchte er bei seiner Frau nicht leiden und er glaubte auch nicht, daß seine Knaben etwas davon hielten.

Die andere konnte sich selbst zur Seite gehen, gerade, als ob sie Schatten hätte, und den haben nun die Elfen nicht.

Die dritte war ganz anderer Art, sie hatte in der Sumpffrau Brauhaus gelernt und sie war es, die da verstand, Elfenknorren mit St. Johannis-Würmern zu spicken.

„Die wird eine gute Hausfrau abgeben!" sagte der Zauber-Greis, und dann stieß er mit den Augen an, denn er wollte nicht so viel trinken.

Nun kam die vierte Elfe, sie hatte eine große Harfe zum Spielen, und als sie auf die erste Saite schlug, erhoben

alle das linke Bein, denn die Zauberer sind linksbeinig, und als sie die andere Saite anschlug, mußten alle thun, was sie wollte.

„Das ist ein gefährliches Frauenzimmer!" sagte der Zauber-Greis, aber beide Söhne gingen zum Hügel hinaus, denn nun waren sie müde davon.

„Und was kann die nächste Tochter?" fragte der Zauber-Greis.

„Ich habe gelernt, das Nordische zu lieben!" sagte sie, „und nie werde ich mich verheirathen, wenn ich nicht nach Norwegen kommen kann!"

Aber die kleinste der Schwestern flüsterte dem Zauber-Greise zu: „das ist nur, weil sie aus einem nordischen Liede gehört hat, daß wenn die Welt vergeht, so werden doch die nordischen Klippen gleich Bautasteinen stehen, und deshalb will sie da hinauf, denn sie fürchtet das Untergehen so sehr."

„He, he!" sagte der Zauber-Greis, „war es so gemeint. Aber was kann die siebente und letzte?"

„Die sechste kommt vor der siebenten!" sagte der Elfenkönig, denn er konnte rechnen, aber die Sechste wollte nicht recht hervor kommen.

„Ich kann nur den Leuten die Wahrheit sagen!" sagte sie, „um mich kümmert sich Niemand, und ich habe genug damit zu thun, mein Todtenzeug zu nähen!"

Nun kam die siebente und letzte, und was konnte

sie? Ja sie konnte Märchen erzählen, und das so viele sie wollte.

„Hier sind alle meine fünf Finger!" sagte der Zauber-Greis, „erzähle mir eins von jedem!"

Und die Elfe faßte ihn um das Handgelenk, und er lachte, daß es in ihm kluckte und als sie zum Goldfinger kam, der einen Goldring um den Leib hatte, gerade als ob er wisse, daß Verlobung sein sollte, sagte der Zauber-Greis, „halte fest, was du hast, die Hand ist dein! dich will ich selbst zur Frau haben!"

Und die Elfe sagte, daß das Märchen vom Goldfinger und vom kleinen Peter Spielmann noch fehlten.

„Die wollen wir im Winter hören!" sagte der Zauber-Greis, „und von der Tanne wollen wir hören und von der Birke und von den Geister-Geschenken und von dem klingenden Frost! Du sollst schon erzählen, denn das versteht noch keiner so recht dort oben! — und dann wollen wir in der Steinstube, wo der Kienspahn brennt, sitzen, und Meth aus den Goldhörnern der alten nordischen Könige trinken, der Nick hat mir ein Paar geschenkt, und wenn wir dann sitzen, so kommt der Garbo zum Besuch, er singt dir alle Lieder der Hirtenmädchen im Gebirge. Das wird munter werden! Der Lachs wird im Wasserfall springen und gegen die Steinwände schlagen, aber er kommt doch nicht herein! — Ja es ist gut sein in dem lieben alten Norwegen! Aber wo sind die Jungen?"

Ja, wo waren die? Die liefen auf dem Felde herum und bliesen die Irrlichter aus, die so gutmüthig kamen, um den Fackelzug zu bringen.

„Was ist das für ein Herumstreichen!" sagte der Zauber-Greis, „ich habe mir eine Mutter für euch genommen, nun könnt ihr eine Tante nehmen!"

Aber die Jungen sagten, daß sie am liebsten eine Rede halten und Brüderschaft trinken wollten, zum Heirathen hätten sie keine Lust. — Und dann hielten sie Reden, tranken Brüderschaft und machten die Nagelprobe, um zu zeigen, daß sie ausgetrunken hatten; zogen dann die Röcke aus und legten sich auf den Tisch, um zu schlafen, denn sie genierten sich nicht. Aber der Zauber-Greis tanzte mit seiner jungen Braut in der Stube herum und wechselte Stiefel mit ihr, denn das ist feiner als Ringe wechseln.

„Nun kräht der Hahn!" sagte die alte Elfe, welche das Hauswesen besorgte. „Nun müssen wir die Fensterladen schließen, damit die Sonne uns nicht verbrennt!"

Und dann schloß sich der Hügel.

Aber draußen liefen die Eidechsen in dem gespaltenen Baume auf und nieder und die eine sagte zur andern:

„O, wie mir der norwegische Zauber-Greis gefiel!"

„Mir gefallen die Knaben besser!" sagte der Regenwurm, aber er konnte ja nicht sehen, das elende Thier.

Die Springer.

Der Floh, der Grashüpfer und der Springbock wollten einmal sehen, wer von ihnen am höchsten springen könnte, und da luden sie die ganze Welt ein und wer sonst noch kommen wollte, die Pracht mit anzusehen, und es waren drei tüchtige Springer, die sich im Zimmer versammelten.

„Ja, ich gebe meine Tochter dem, der am höchsten springt!“ sagte der König, „denn es wäre zu ärmlich, wenn die Personen umsonst springen sollten.“

Der Floh kam zuerst vor, er hatte solche niedliche Manieren und grüßte nach allen Seiten, denn er hatte Fräulein-Blut in den Adern und war gewohnt, nur mit Menschen umzugehen, und das macht sehr viel aus.

Nun kam der Grashüpfer, der war freilich bedeutend schwerer, aber er hatte doch eine ganz gute Gestalt und trug grüne Uniform, und die war ihm angeboren;

überdem behauptete die Person, daß sie im Lande Aegypten eine sehr alte Familie besäße, und daß er hier hochgeschätzt sei, er war gerade vom Felde genommen und in ein Kartenhaus gesetzt, welches drei Etagen, alle aus Karten-Figuren, welche die bunte Seite einwärts kehrten, zusammengesetzt war; da waren sowohl Thüren als Fenster und zwar im Leibe der Herz-Dame ausgeschnitten. „Ich singe so," sagte er, „daß sechszehn eingeborene Heimchen, die von Klein auf gepfiffen und doch kein Kartenhaus erhalten haben, sich noch dünner ärgerten, als sie schon waren, wenn sie mich hörten!"

Alle beide, der Floh und der Grashüpfer, thaten so gehörig kund, wer sie waren, und daß sie glaubten, eine Prinzessin heirathen zu können.

Der Springbock sagte nichts, aber man erzählte von ihm, daß er desto mehr dächte und als der Hofhund ihn nur beschnüffelte, haftete er dafür, daß der Springbock von guter Familie sei; der alte Rathsherr, der drei Orden für das Stillschweigen erhalten hatte, versicherte, daß der Springbock mit Weissagungs-Kraft begabt wäre, man könnte an seinem Rücken erkennen, ob man einen milden oder einen strengen Winter bekäme, und das kann man nicht einmal auf dem Rücken dessen sehen, der den Kalender schreibt.

„Ja, ich sage nun garnichts!" sagte der alte König, „aber ich gehe nun immer so und denke das meine!"

Nun war es um den Sprung zu thun. Der Floh sprang so hoch, daß Niemand es sehen konnte, und da behaupteten sie, daß er gar nicht gesprungen hätte, und das war doch recht schlecht!

Der Grashüpfer sprang nur halb so hoch, aber er sprang dem Könige gerade in's Gesicht, und da sagte dieser, das wäre häßlich.

Der Springbock stand lange still und bedachte sich, am Ende glaubte man, daß er gar nicht springen könne.

„Wenn ihm nur nicht unwohl geworden ist!" sagte der Hofhund und dann beschnüffelte er ihn wieder: rutsch! da sprang er einen kleinen schiefen Sprung hin in den Schoß der Prinzessin, welche niedrig auf einem Gold-Schemel saß.

Da sagte der König: „Der höchste Sprung ist der, zu meiner Tochter hinaufzuspringen, denn darin liegt das Feine, aber es gehört Kopf dazu, darauf zu kommen, und der Springbock hat gezeigt, daß er Kopf hat. Er hat Grütze im Kopfe!"

Und dann erhielt er die Prinzessin.

„Ich sprang doch am höchsten!" sagte der Floh. „Aber es ist einerlei! laß sie nur den Gänserücken mit Stock und Pech haben! ich sprang doch am höchsten, aber es gehört in dieser Welt Körper dazu, damit man gesehen werden kann!"

Und dann ging der Floh in fremde Kriegsdienste, wo er, wie man sagt, erschlagen sein soll.

Der Grashüpfer setzte sich draußen in den Graben und dachte darüber nach, wie es eigentlich in der Welt zugehe und er sagte auch: „Körper gehört dazu! Körper gehört dazu!" und dann sang er sein eigenthümlich trübseliges Lied, und daher haben wir die Geschichte erfahren, die doch gern erlogen sein könnte, wenn sie auch gedruckt ist.

Die Hirtin und der Schornsteinfeger.

Hast du wohl je einen recht alten Holzschrank, ganz schwarz vom Alter und mit ausgeschnitzten Schnörkeln und Laubwerk daran, gesehen? Gerade ein solcher stand in einer Wohnstube, er war von der Urgroßmutter geerbt, und mit ausgeschnitzten Rosen und Tulpen von oben bis unten bedeckt; da waren die sonderbarsten Schnörkel und aus diesen ragten kleine Hirschköpfe mit Geweihen hervor, aber mitten auf dem Schranke stand ein ganzer Mann geschnitzt, er war freilich lächerlich anzusehen und er grinzte auch, man konnte es nicht lachen nennen, er hatte Ziegenbocksbeine, kleine Hörner am Kopfe und einen langen Bart. Die Kinder im Zimmer nannten ihn immer den Ziegenbocksbein-Oberunduntergeneralkriegskommandiersergeant, denn das war ein schwerer Name auszusprechen, und es giebt nicht Viele, die den Titel bekommen; aber ihn ausschnitzen zu lassen, das war auch etwas. Doch nun war er ja da!

immer sah er nach dem Tische unter dem Spiegel, denn da stand eine liebliche kleine Hirtin von Porzellan; die Schuhe waren vergoldet, das Kleid mit einer rothen Rose niedlich aufgeheftet, und dann hatte sie einen Goldhut und einen Hirtenstab; sie war wunderschön. Dicht neben ihr stand ein kleiner Schornsteinfeger, so schwarz wie eine Kohle, übrigens aber auch von Porzellan; er war eben so rein und fein als irgend ein Anderer; daß er Schornsteinfeger war, das war ja nur etwas, was er vorstellte, der Porzellanfabrikant hätte eben so gut einen Prinzen aus ihm machen können, denn das war einerlei!

Da stand er so niedlich mit seiner Leiter, und mit einem Antlitz, so weiß und roth wie ein Mädchen, und das war eigentlich ein Fehler, denn etwas schwarz hätte er wohl sein können. Er stand ganz nah bei der Hirtin, sie waren beide hingestellt, wo sie standen, und da sie nun hingestellt waren, so hatten sie sich verlobt, sie paßten ja zu einander, sie waren junge Leute, sie waren von demselben Porzellan und beide gleich zerbrechlich.

Dicht bei ihnen stand noch eine Figur, die war drei Mal größer, es war ein alter Chinese, der nicken konnte; er war auch von Porzellan und sagte, er sei Großvater zur kleinen Hirtin, aber das konnte er wohl nicht beweisen, er behauptete, daß er Gewalt über sie habe, und deßhalb hatte er dem Ziegenbocksbein-Oberundunteregeneralkriegskommandiersergeanten, der um die kleine Hirtin freiete, zugenickt.

„Da erhältst Du einen Mann," sagte der alte Chinese, „einen Mann, der wie ich fast glaube, von Mahagoniholz ist, er kann Dich zur Ziegenbocksbein-Oberunduntergeneralkriegskommandiersergeantin machen, er hat den ganzen Schrank voll Silberzeug, ungerechnet was er in den geheimen Fächern hat!"

„Ich will nicht in den dunklen Schrank hinein!" sagte die kleine Hirtin, „ich habe sagen hören, daß er elf Porzellanfrauen darin hat!" —

„Dann kannst Du die zwölfte sein!" sage der Chinese, „diese Nacht, sobald es in dem alten Schranke knackt, sollt ihr Hochzeit halten, so wahr ich ein Chinese bin!" und dann nickte er mit dem Kopfe und fiel in Schlaf.

Aber die kleine Hirtin weinte und blickte ihren Herzallerliebsten, den Porzellan-Schornsteinfeger, an.

„Ich möchte Dich bitten," sagte sie, „mit mir in die weite Welt hinaus zu gehen, denn hier können wir nicht bleiben!"

„Ich will Alles, was Du willst!" sagte der kleine Schornsteinfeger, „laß uns gleich gehen, ich denke wohl, daß ich Dich mit der Profession ernähren kann!"

„Wenn wir nur glücklich vom Tische hinunter wären!" sagte sie, „ich werde nicht froh, bevor wir in die weite Welt hinaus sind!"

Und er tröstete sie und zeigte, wie sie ihren kleinen Fuß auf die ausgeschnittenen Ecken und das vergoldete

Laubwerk am Tischfuße hinabsetzen sollte, seine Leiter nahm er auch zur Hülfe, und da waren sie unten auf dem Fußboden, aber als sie nach dem alten Schranke hinsahen, war da solche Unruhe darin; alle die ausgeschnittenen Hirsche steckten die Köpfe weiter hervor, erhoben die Geweihe und drehten die Hälse; der Ziegenbocksbein-Oberunduntergeneralkriegskommandiersergeant sprang hoch in die Höhe und rief zum alten Chinesen herüber, „nun laufen sie fort! nun laufen sie fort!"

Da erschraken sie etwas und sprangen geschwind in den Schubkasten des Fenstertrittes.

Hier lagen drei bis vier Spiele Karten, die nicht vollständig waren und ein kleines Puppen-Theater, welches, so gut es sich thun ließ, aufgebaut war, da wurde Komödie gespielt und alle Damen, sowohl carreau wie coeur, trèfle und pique, saßen in der ersten Reihe und fächelten sich mit ihren Tulpen, und hinter ihnen standen alle Bauern und zeigten, daß sie Kopf hatten, sowohl oben wie unten, so wie die Spielkarten es haben. Die Komödie handelte von zwei Personen, die einander nicht bekommen sollten, und die Hirtin weinte darüber, denn es war gerade wie ihre eigene Geschichte.

„Das kann ich nicht aushalten!" sagte sie. „Ich muß aus dem Schubkasten hinaus!" aber als sie auf dem Fußboden anlangten und nach dem Tisch hinaufblickten, da war

der alte Chinese erwacht, und schüttelte mit dem ganzen Körper, unten war er ja ein Klumpen!

„Nun kömmt der alte Chinese!" schrie die kleine Hirtin und dann fiel sie gerade auf ihre Porzellan-Knie nieder, so betrübt war sie.

„Es fällt mir etwas ein," sagte der Schornsteinfeger, „wollen wir in die große Potpourrikruke, die in der Ecke steht, hinab kriechen, da können wir auf Rosen und Lavendel liegen und ihm Salz in die Augen werfen, wenn er kömmt."

„Das kann nicht nützen!" sagte sie, „überdem weiß ich, daß der alte Chinese und die Potpourrikruke miteinander verlobt gewesen sind, und es bleibt immer etwas Wohlwollen zurück, wenn man in solchen Verhältnissen gestanden hat! nein, es bleibt uns nichts übrig, als in die weite Welt hinaus zu gehen!"

„Hast Du wirklich Muth mit mir in die weite Welt hinaus zu gehen?" fragte der Schornsteinfeger. „Hast Du bedacht, wie groß die ist, und daß wir nie mehr hierher zurück kommen können?"

„Das habe ich!" sagte sie.

Und der Schornsteinfeger sah sie ganz fest an und dann sagte er: „Mein Weg geht durch den Schornstein! hast Du wirklich Muth mit mir durch den Ofen, sowohl durch die Trommel als durch die Röhre zu kriechen? dann kommen wir hinaus in den Schornstein und da verstehe

ich mich zu tummeln! wir steigen so hoch, daß sie uns nicht erreichen können, und ganz oben geht da ein Loch in die weite Welt hinaus."

Und er führte sie zu der Ofenthüre hin.

„Da sieht es schwarz aus!" sagte sie, aber sie ging doch mit ihm, sowohl durch die Trommel wie durch die Röhre, wo die pechfinstere Nacht herrschte.

„Nun sind wir im Schornsteine!" sagte er, „und sieh! sieh! hoch oben scheint der herrlichste Stern!"

Und es war ein wirklicher Stern am Himmel, der gerade zu ihnen hinab schien, gerade als wollte er ihnen den Weg zeigen. Und sie kletterten und krochen, ein gräulicher Weg war es, so hoch, so hoch, aber er hob und erleichterte, er hielt sie und zeigte die besten Stellen, wo sie ihre kleinen Porzellan-Füße setzen konnte und so erreichten sie den Schornstein-Rand und auf den setzten sie sich, denn sie waren tüchtig ermüdet und das konnten sie auch wohl sein.

Der Himmel mit allen seinen Sternen war oben über ihnen, und alle Dächer der Stadt tiefer unten; sie sahen so weit umher, so weit hinaus in die Welt: die arme Hirtin hatte es sich nie so gedacht, sie legte sich mit ihrem kleinen Haupte gegen ihren Schornsteinfeger und dann weinte sie, so daß das Gold von ihrem Leibgürtel absprang.

„Das ist allzuviel!" sagte sie. „Das kann ich nicht ertragen! die Welt ist allzu groß! wäre ich doch wieder auf dem Tisch unter dem Spiegel! ich werde nie froh, ehe

Die Hirtin und der Schornsteinfeger.

ich wieder dort bin! nun bin ich Dir in die weite Welt hinaus gefolgt, nun kannst Du mich gern wieder zurück begleiten, wenn Du etwas von mir hältst!"

Und der Schornsteinfeger sprach vernünftig mit ihr, sprach von dem alten Chinesen und vom Ziegenbocks-bein-Oberunduntergeneralkriegskommandiersergeanten, aber sie schluchzte so gewaltig, und küßte ihren kleinen Schornsteinfeger, so daß er nicht anders konnte als sich ihr fügen, obgleich es thöricht war.

Und so kletterten sie wieder mit vielen Beschwerden den Schornstein hinunter, und sie krochen durch die Trommel und die Röhre, das war gar nichts Schönes, und dann standen sie in dem dunkeln Ofen; da horchten sie hinter der Thür, um zu erfahren, wie es in der Stube stände. Da war es ganz stille; sie sahen hinaus — ach, da lag der alte Chinese mitten auf dem Fußboden, er war vom Tisch hinunter gefallen, als er hinter ihnen her wollte und lag in drei Stücke zerschlagen; der ganze Rücken war in einem Stücke abgegangen und der Kopf lag in eine Ecke gerollt; der Ziegenbocksbein-Oberunduntergeneralkriegskommandiersergeant stand, wo er immer gestanden hatte, und dachte nach.

„Das ist gräßlich!" sagte die kleine Hirtin, „der alte Großvater ist in Stücke zerschlagen, und wir sind Schuld daran! das werde ich nie überleben!" und dann rang sie ihre kleinen Hände.

„Er kann noch genietet werden!" sagte der Schorn-

steinfeger. „Er kann sehr gut genietet werden! — Sei nur nicht so heftig! wenn sie ihn im Rücken leimen und ihm eine gute Niete im Nacken geben, so wird er so gut wie neu sein und kann uns manche Unbehaglichkeiten sagen!"

„Glaubst Du?" sagte sie. Und dann krochen sie wieder auf den Tisch hinauf, wo sie früher gestanden hatten.

„Sieh, so weit kamen wir!" sagte der Schornsteinfeger, „da hätten wir uns alle die Mühe sparen können!"

„Hätten wir nur den alten Großvater wieder genietet!" sagte die Hirtin. „Kann das sehr theuer sein?"

Und genietet wurde er; die Familie ließ ihn im Rücken leimen, er bekam eine gute Niete im Halse, er war so gut wie neu, aber nicken konnte er nicht.

„Sie sind wohl hochmüthig geworden, seitdem Sie in Stücke geschlagen sind!" sagte der Ziegenbocksbein-Oberund-untergeneralkriegskommandiersergeant, „mir deucht nicht, daß Sie Ursache haben so gefährlich zu thun, soll ich sie haben oder soll ich sie nicht haben?"

Und der Schornsteinfeger und die kleine Hirtin sahen den alten Chinesen so rührend an, sie fürchteten so, er möchte nicken, aber er konnte nicht und das war ihm unbehaglich, einem Fremden zu erzählen, daß er beständig eine Niete im Nacken habe, und so blieben die Porzellan-Leute zusammen, und sie segneten des Großvaters Niete und liebten sich, bis sie in Stücke gingen.

Die rothen Schuhe.

Da war ein kleines Mädchen, so fein und so niedlich, aber im Sommer mußte sie immer mit bloßen Füßen gehen, denn sie war arm, und im Winter mit großen Holzschuhen, so daß der kleine Spann ganz roth wurde, und das sah so gefährlich aus.

Mitten im Dorfe wohnte die alte Mutter Schuhmacher, sie saß und nähete, so gut sie konnte, von alten, rothen Tuch-Streifen ein Paar kleine Schuhe, sie waren ganz plump, aber es war so gut gemeint, die sollte das kleine Mädchen haben. Das kleine Mädchen hieß Karen.

Gerade an dem Tage, als ihre Mutter begraben wurde, erhielt sie die rothen Schuhe und hatte sie zum ersten Male an, freilich war es nichts, um damit zu trauern, aber sie hatte nun keine anderen, und dann ging sie mit bloßen Füßen darin, hinter dem ärmlichen Strohsarge.

Da kam auf einmal ein großer, alter Wagen, und

darin saß eine große, alte Dame, sie betrachtete das kleine Mädchen und fühlte Mitleid mit ihr und dann sagte sie zum Prediger: „hört, gebt mir das kleine Mädchen, dann werde ich mich ihrer annehmen!"

Und Karen glaubte, das geschähe alles nur der rothen Schuhe halber, aber die alte Dame meinte, die seien gräulich, und sie wurden verbrannt, aber Karen selbst wurde rein und nett angezogen; sie mußte lesen und nähen lernen, und die Leute sagten, sie sei niedlich, aber der Spiegel sagte: „du bist weit mehr als niedlich, du bist schön!"

Da reiste die Königin einst durch das Land und hatte ihre kleine Tochter mit sich, das war eine Prinzessin, und die Leute strömten nach dem Schlosse hin und da war Karen denn auch, und die kleine Prinzessin stand in feinen, weißen Kleidern in einem Fenster und ließ sich anstaunen; sie hatte weder Schleppe noch Geldkrone, aber herrliche rothe Saffian-Schuhe an; die waren freilich weit schöner als die, welche die Mutter Schuhmacher der kleinen Karen genäht hatte. Nichts in der Welt kann doch mit rothen Schuhen verglichen werden.

Nun war Karen so alt, daß sie eingesegnet werden sollte, sie bekam neue Kleider, und neue Schuhe sollte sie auch haben. Der reiche Schuhmacher in der Stadt nahm Maaß zu ihrem kleinen Fuße, das geschah zu Hause in seinem eigenen Zimmer, und da standen große Glasschränke mit niedlichen Schuhen und blanken Stiefeln. Das sah

allerliebst aus, aber die alte Dame konnte nicht gut sehen, und da hatte sie kein Vergnügen daran; mitten unter den Schuhen standen ein Paar rothe, ganz wie die, welche die Prinzessin getragen hatte; wie schön waren die! Der Schuhmacher sagte auch, daß sie für ein Grafen-Kind gemacht wären, sie hatten aber nicht gepaßt.

„Das ist wohl Glanzleder?“ fragte die alte Dame, „sie glänzen so!“

„Ja sie glänzen!“ sagte Karen, und sie paßten und wurden gekauft, aber die alte Dame wußte nichts davon, daß sie roth waren, denn sie hätte Karen nie erlaubt in rothen Schuhen zur Einsegnung zu gehen, aber das that sie nun.

Alle Menschen betrachteten ihre Füße, und als sie zur Chorthüre über die Kirchendiele hinschritt, kam es ihr vor, als wenn selbst die alten Bilder auf den Begräbnissen, diese Portraits von Predigern und Predigerfrauen mit steifen Kragen und langen schwarzen Kleidern, die Augen auf ihre rothen Schuhe hefteten, und nur an diese dachte sie, als der Prediger seine Hand auf ihr Haupt legte und von der heiligen Taufe, vom Bunde mit Gott, und daß sie nun eine erwachsene Christin sein solle, sprach; und die Orgel spielte so feierlich, die hübschen Kinderstimmen sangen und der alte Kantor sang, aber Karen dachte nur an die rothen Schuhe.

Am Nachmittage erfuhr die alte Dame von allen

Menschen, daß die Schuhe roth gewesen und sie sagte, daß es häßlich wäre, daß es sich nicht passe, und daß Karen später, wenn sie zur Kirche ginge, immer mit schwarzen Schuhen gehen sollte, selbst wenn sie alt seien.

Am nächsten Sonntage war Abendmahl, und Karen betrachtete die schwarzen Schuhe, sie besah die rothen — und besah sie wieder und zog die rothen an.

Es war ein herrlicher Sonnenschein; Karen und die alte Dame gingen den Fußsteig durch das Korn entlang; da stäubte es ein wenig.

An der Kirchenthüre stand ein alter Invalide mit einem Krückstocke und mit einem wunderbar langen Bart, der war mehr roth als weiß, und er neigte sich bis zur Erde und fragte die alte Dame, ob er ihre Schuhe abwischen dürfe. Und Karen streckte auch ihren kleinen Fuß aus. „Sieh, welche schönen Tanzschuhe!" sagte der Soldat, „sitzt fest, wenn ihr tanzt!" und dann schlug er mit der Hand gegen die Sohlen.

Und die alte Frau gab dem Soldaten ein Almosen und dann ging sie mit Karen in die Kirche.

Und alle Menschen darinnen sahen nach Karens rothen Schuhen und alle Bilder sahen danach und als Karen vor dem Altare kniete und den Goldkelch an ihren Mund setzte, dachte sie nur an die rothen Schuhe und es war ihr als ob sie im Kelche herum schwammen; und sie

vergaß ihren Psalm zu singen, sie vergaß ihr „Vater unser" zu beten.

Nun gingen alle Leute aus der Kirche und die alte Dame stieg in ihren Wagen. Karen erhob den Fuß um nachzusteigen, da sagte der alte Soldat: „sieh, welche schönen Tanzschuhe!" und Karen konnte nicht umhin, sie mußte einige Tanztritte machen, und als sie anfing, fuhren die Beine fort zu tanzen, es war gerade als hätten die Schuhe Macht über sie erhalten; sie tanzte um die Kirchenecke, sie konnte es nicht lassen, der Kutscher mußte hinterher laufen und sie greifen, und er hob sie in den Wagen, aber die Füße fuhren fort zu tanzen, so daß sie die gute alte Dame gewaltig trat. Endlich bekamen sie die Schuhe ab und die Beine erhielten Ruhe.

Daheim wurden die Schuhe in einen Schrank gestellt, aber Karen konnte nicht unterlassen sie zu betrachten.

Nun lag die alte Dame krank darnieder, es hieß, sie würde es nicht überleben! gepflegt und gewartet mußte sie werden und keiner war näher dazu, als Karen; aber in der Stadt war ein großer Ball, Karen war eingeladen; — sie betrachtete die alte Dame, die doch nicht genesen konnte, sie besah die rothen Schuhe, und sie meinte, es wäre keine Sünde dabei; — sie zog die rothen Schuhe an, das konnte sie ja auch wohl; — aber dann ging sie zum Ball und fing an zu tanzen.

Als sie aber zur Rechten wollte, tanzten die Schuhe

zur Linken, und als sie die Diele hinauf wollte, tanzten die Schuhe dieselbe hinunter, die Treppe hinab, durch di Straße und aus dem Stadt-Thore hinaus. Sie tanzt und mußte tanzen, gerade hinaus in den finstern Wald.

Da leuchtete es oben zwischen den Bäumen und si glaubte, es sei der Mond, denn es war ein Gesicht, abe es war der alte Soldat mit dem rothen Bart, er saß un nickte und sagte: „sieh, was für schöne Tanzschuhe!"

Da erschrak sie und wollte die rothen Schuhe abwerfen aber die hingen fest, und sie schleuderte ihre Strümpfe ab aber die Schuhe waren an den Füßen festgewachsen, un sie tanzte und sie mußte über Feld und Wiese, im Rege und Sonnenschein, bei Nacht und bei Tage tanzen, ab des Nachts war es am gräulichsten.

Sie tanzte auf den offenen Kirchhof hinauf, aber d Todten dort tanzten nicht, die hatten etwas viel Besser zu thun als zu tanzen; sie wollte sich auf des Arme Grab setzen, wo das bittere Rainfarn wächst, aber für s war weder Ruhe noch Rast, und als sie gegen die offe Kirchenthür hintanzte, sah sie dort einen Engel in lange weißen Kleidern, mit Schwingen, die ihm von den Schulter bis zur Erde reichten, sein Antlitz war strenge und ern und in der Hand hielt er ein Schwert, breit und glänzen

„Tanzen sollst Du!" sagte er, „tanzen auf Dein rothen Schuhen, bis Du bleich und kalt wirst! bis Dei Haut zu einem Gerippe zusammen schrumpft! tanzen sol

Du von Thür zu Thür, und wo da stolze hochmüthige Kinder wohnen sollst Du anklopfen, so daß sie Dich hören und fürchten! Tanzen sollst Du, tanzen — —!"

„Gnade!" rief **Karen**. Aber sie hörte nicht, was der Engel erwiederte, denn die Schuhe trugen sie durch die Thür auf das Feld, über Weg und über Steg und immer mußte sie tanzen.

Eines Morgens tanzte sie einer Thür vorbei, die sie gut kannte; drinnen tönte Psalmengesang, ein Sarg wurde heraus getragen, der mit Blumen geschmückt war; da wußte sie, daß die alte Dame gestorben war und nun fühlte sie, daß sie von Allen verlassen und von Gottes Engel verdammt sei.

Sie tanzte und sie mußte tanzen, tanzen in der finstern Nacht. Die Schuhe trugen sie über Dorn und Stumpf davon, sie riß sich blutig; sie tanzte über die Haide dahin nach einem kleinen einsamen Hause. Hier wußte sie, daß der Scharfrichter wohne und sie klopfte mit den Fingern an die Scheiben und sagte:

„Komm heraus! — komm heraus! — Ich kann nicht hinein kommen, denn ich muß tanzen!"

Und der Scharfrichter sagte: „Du weißt wohl nicht, wer ich bin? Ich schlage den bösen Menschen die Köpfe ab, und ich merke, meine Axt klingt!"

„Schlage mir nicht den Kopf ab!" sagte **Karen**, „denn da kann ich meine Sünde nicht bereuen! aber schlage meine Füße mit den rothen Schuhen ab!"

Und dann bekannte sie ihre ganze Sünde, un
Scharfrichter hieb ihr die Füße mit den rothen Sc
ab, aber die Schuhe tanzten mit den kleinen Füßen
das Feld dahin in den tiefen Wald hinein.

Und er schnitzte ihr Holzfüße und Krücken, lehr
einen Psalm, den die Sünder immer singen, und sie
die Hand, die das Beil geführt hatte, und ging übe
Haide fort.

„Nun habe ich genug für die rothen Schuhe gelit
sagte sie, „nun will ich in die Kirche gehen, damit sie
sehen können!" und sie ging rasch gegen die Kirchthür
sie aber dahinkam, tanzten die rothen Schuhe vor ih
und sie erschrak und wendete um.

Die ganze Woche hindurch war sie betrübt und w
viele bittere Thränen, aber als es Sonntag wurde,
sie: „sieh so! nun habe ich genug gelitten und gestri
ich glaube wohl, daß ich eben so gut bin als Manche
denen sind, die da in der Kirche sitzen und sich brüst
und dann ging sie noch so muthig; aber sie kam
weiter als bis zur Kirchhofsthüre, da sah sie die rothen Sc
vor sich hertanzen und sie erschrak und wendete um
bereute recht von Herzen ihre Sünde.

Und sie ging zur Pfarrwohnung und bat, daß
sie dort in Dienst nehmen möge, fleißig wollte sie sein
Alles thun was sie könnte, auf den Lohn sähe sie n
nur daß sie unter Dach käme und bei guten Mens

wäre. Und die Predigerfrau hatte Mitleid mit ihr und nahm sie in ihren Dienst. Und sie war fleißig und nachdenkend. Stille saß sie und horchte auf, wenn der Prediger des Abends aus der Bibel laut vorlas. Alle die Kleinen hielten viel von ihr, wenn sie aber von Putz und Staat und von Schönheit sprachen, dann schüttelte sie mit dem Kopfe.

Am nächsten Sonntage gingen Alle zur Kirche und sie fragten sie, ob sie mit wolle, aber sie blickte betrübt, mit Thränen in den Augen, auf ihre Krücken, und dann gingen die andern hin, Gottes Wort zu hören, aber sie ging allein in ihre kleine Kammer; die war nicht größer, als daß das Bett und ein Stuhl darin stehen konnten, und hier setzte sie sich mit ihrem Gesangbuche hin; und als sie mit frommem Sinn darin las, trug der Wind die Orgeltöne von der Kirche zu ihr herüber, und sie erhob ihr Antlitz mit Thränen und sagte: „O, Gott hilf mir!"

Da schien die Sonne so klar, und gerade vor ihr stand Gottes Engel in den weißen Kleidern, derselbe, den sie in jener Nacht in der Kirchenthür erblickt hatte, aber er hielt nicht mehr das scharfe Schwert, sondern einen herrlichen grünen Zweig, der voller Rosen saß, und er berührte damit die Decke und die erhob sich so hoch und wo er sie berührt hatte glänzte da ein goldener Stern, und er berührte die Wände und die erweiterten sich, und sie erblickte die Orgel, welche spielte, sie sah die alten Bilder mit Pre-

diger und Predigerfrauen; die Gemeinde saß in den gepu Stühlen und sang aus ihren Gesangbüchern. — Denn Kirche war selbst zu dem armen Mädchen in der en Kammer hingekommen oder auch war sie dahin gekomm sie saß im Stuhle bei den übrigen Leuten des Predig und als sie den Psalm geendet hatten und aufblick nickten sie und sagten: „Das war Recht, daß du ka Karen!"

„Das war Gnade!" sagte sie.

Und die Orgel klang und die Kinderstimmen im C tönten so weich und lieblich! Der klare Sonnenschein strö so warm durch das Fenster in den Kirchenstuhl, wo Ka saß, hinein; ihr Herz wurde so voller Sonnenschein, F den und Freude, daß es brach; ihre Seele flog auf S nenschein zu Gott, und dort war Niemand der nach rothen Schuhen fragte.

Holger Danske.

In Dänemark liegt ein altes Schloß, das heißt Kronburg, es liegt gerade in den Sund hinein, wo die großen Schiffe jeden Tag hundertweise vorbeifahren, sowohl englische, russische wie preußische, und sie begrüßen das alte Schloß mit Kanonen: „bum!“ und das Schloß antwortet mit Kanonen: „bum!“ denn so sagen die Kanonen „guten Tag!“ „schönen Dank!“ — Im Winter segeln da keine Schiffe, denn ist Alles mit Eis bedeckt gerade hinüber bis zur schwedischen Küste, aber es ist ordentlich gleich einer völligen Landstraße, da weht die dänische Flagge und die schwedische Flagge, und die dänische und schwedische Bevölkerung sagt einander: „guten Tag,“ „schönen Dank!“ aber nicht mit Kanonen, nein, mit freundlichem Handschlag, und der Eine holt Weißbrot und Prätzeln bei dem Andern, denn fremde Kost schmeckt am besten. Aber die Pracht vom Ganzen ist doch das alte Kronburg, und unter diesem ist es, wo Holger Danske in dem tiefen finstern Keller

sitzt, wo Niemand hinkömmt, er ist in Eisen und Stahl gekleidet und stützt sein Haupt auf die starken Arme; sein langer Bart hängt über den Marmortisch hinaus, worin er festgewachsen ist, er schläft und träumt, aber im Traume sieht er Alles, was hier oben in Dänemark vorgeht. Jeden Weihnachtsabend kömmt ein Engel Gottes und sagt ihm, daß das richtig ist, was er geträumt hat, und daß er ruhig wieder schlafen kann, denn Dänemark befindet sich noch in keiner wirklichen Gefahr! aber geräth es in eine solche, ja, dann wird der alte Holger Danske sich erheben, so daß der Tisch berstet, wenn er den Bart zurück zieht! dann kömmt er hervor und schlägt drein, daß es in allen Ländern der Welt gehört wird.

Ein alter Großvater saß und erzählte alles dieses vom Holger Danske seinem kleinen Enkel, und der kleine Knabe wußte, daß, was der Großvater sagte, wahr sei. Und während der Alte saß und erzählte, schnitzte er an einem großen Holzbilde, welches Holger Danske darstellen und einem Schiffe vorgesetzt werden sollte; denn der alte Großvater war Bildschnitzer, und das ist so ein Mann, der Figuren zu den Gallionen der Schiffe ausschneidet, je nachdem jedes Schiff benannt werden soll, und hier hatte er Holger Danske ausgeschnitzt, der so schlank und stolz mit seinem langen Barte stand und in der einen Hand das breite Schlachtschwert hielt, während er sich mit der andern Hand auf das dänische Wappen stützte.

Und der alte Großvater erzählte so viel von ausgezeichneten dänischen Männern und Frauen, daß es dem kleinen Enkel am Ende vorkam, als wisse er nun ebensoviel, wie Holger Danske wissen könne, der es ja doch nur träumte; und als der Kleine in sein Bett kam, dachte er so viel daran, daß er ordentlich sein Kinn gegen die Bettdecke preßte und meinte, er habe einen langen Bart, der daran festgewachsen sei.

Aber der alte Großvater blieb bei seiner Arbeit sitzen und schnitzte an dem letzten Theil derselben, das war das dänische Wappen; und nun war er fertig, und er betrachtete das Ganze und er dachte an Alles, was er gelesen und gehört und was er diesen Abend dem kleinen Knaben erzählt hatte; und er nickte, trocknete seine Brille ab, setzte sie wieder auf und sagte: „ja, während meiner Lebenszeit kömmt Holger Danske wohl nicht! aber der Knabe dort im Bette kann ihn vielleicht zu sehen bekommen und mit dabei sein, wenn es wirklich gilt," und der alte Großvater nickte, und je mehr er seinen Holger Danske anblickte, desto deutlicher wurde es ihm, daß es ein gutes Bild sei, was er gemacht habe; es schien ihm ordentlich Farbe zu bekommen, und daß der Harnisch wie Eisen und Stahl glänze; die Herzen im dänischen Wappen wurden mehr und mehr roth und die Löwen sprangen mit der Goldkrone auf dem Kopfe.

„Das ist doch das schönste Wappen, was man in

der Welt hat!" sagte der Alte. „Die Löwen sind di
Stärke und die Herzen die Milde und Liebe!" und er be
trachtete den obersten Löwen und gedachte des König
Knud, der das große England an Dänemarks Thron fes
selte, und er blickte den zweiten Löwen an und er dacht
an Waldemar, der Dänemark sammelte und die wendi
schen Länder bezwang; er besah den dritten Löwen un
dachte an Margarethe, die Dänemark, Schweden un
Norwegen vereinte; aber indem er die rothen Herzen be
trachtete, da leuchteten sie noch stärker als zuvor, sie wurde
zu Flammen, die sich bewegten, und sein Geist folgt
einer jeden.

Die erste Flamme führte ihn in ein enges dunkle
Gefängniß hinein; da saß eine Gefangene, ein schönes Wei
Christian des Vierten Tochter: Eleonore Ulfeld; un
die Flamme setzte sich einer Rose gleich an ihren Bus
und blühte mit ihrem Herzen ineinander, sie, die edels
und beste aller dänischen Weiber.

„Ja, das ist ein Herz in Dänemarks Wappen!
sagte der alte Großvater.

Und sein Geist folgte der zweiten Flamme, die ihn auf d
Meer hinausführte, wo die Kanonen donnerten, wo d
Schiffe in Rauch gehüllt lagen; und die Flamme heft
sich als Ordensband auf Hvitfeldts Brust, indem er z
Errettung der Flotte sich und sein Schiff in die L
sprengte.

Und die dritte Flamme führte ihn nach Grönlands erbärmlichen Hütten, wo der Prediger *Hans Egede* mit Liebe in Wort und That stand, die Flamme war ein Stern auf seiner Brust, ein Herz zum dänischen Wappen.

Und des alten Großvaters Geist ging der schwebenden Flamme voran, denn sein Geist wußte, wohin die Flamme wollte. In der Bäuerin ärmlicher Stube stand *Friedrich der Sechste* und schrieb seinen Namen mit Kreide an den Balken; die Flamme bebte auf seiner Brust, bebte in seinem Herzen; in der Stube des Bauers wurde sein Herz ein Herz im dänischen Wappen. Und der alte Großvater trocknete seine Augen, denn er hatte König *Friedrich* mit den silberweißen Haaren und den ehrlichen blauen Augen gekannt und für ihn gelebt, und er faltete seine Hände und blickte stille vor sich hin. Da kam des alten Großvaters Schwiegertochter und sagte, daß es spät sei, nun sollte er ruhen, und der Abendtisch sei gedeckt.

„Aber schön ist es doch, was Du da gemacht hast, Großvater!" sagte sie. „*Holger Danske* und unser ganzes altes Wappen! — Es ist mir gerade, als hätte ich das Gesicht schon früher gesehen!"

„Nein, das hast Du wohl nicht!" sagte der alte Großvater, „aber ich habe es gesehen, und ich habe gestrebt es in Holz zu schneiden, so wie ich es in der Erinnerung erhalten habe. Damals war es, als die Engländer auf der Rhede lagen, am dänischen zweiten April, als wir

zeigten, daß wir alte Dänen waren! Auf „Danmark“, wo ich in Steen Billes Eskadre stand, hatte ich einen Mann zur Seite; es war, als wären die Kugeln bange vor ihm! Lustig sang er alte Lieder und schoß und kämpfte, als wäre er mehr denn ein Mensch. Ich erinnere mich seines Antlitzes noch; aber woher er kam, wohin er ging, weiß ich nicht, weiß Niemand. Ich habe oft gedacht, das möchte der alte Holger Danske wohl selbst gewesen sein, der von Kronburg herunter geschwommen war und uns in der Stunde der Gefahr half; das war nun meine Idee und dort steht sein Bild.“

Und dasselbe warf seinen großen Schatten gegen die Wand hinauf, selbst über einen Theil der Decke, es sah aus, als wäre es der wirkliche Holger Danske selbst, der dahinter stände, denn der Schatten bewegte sich, aber es konnte auch daher rühren, daß die Flamme des Lichtes nicht gleichmäßig brannte. Und die Schwiegertochter küßte den alten Großvater und führte ihn nach dem großen Lehnstuhle vor dem Tische, und sie und ihr Mann, der ja des alten Großvaters Sohn und Vater zu dem kleinen Knaben war, der im Bette lag, saßen und speisten ihr Abendbrot, und der alte Großvater sprach von den dänischen Löwen und den dänischen Herzen, von der Stärke und der Milde, und ganz deutlich erklärte er, daß es noch eine Stärke außer der gebe, welche im Schwerte liege, und er zeigte nach dem Borte, wo da alte Bücher lagen, wo

Holbergs sämmtliche Komödien lagen, die so oft gelesen waren, denn sie waren so belustigend, man meinte ordentlich alle die Personen von alten Tagen darin zu erkennen.

„Sieh, der hat auch zu schlagen verstanden!" sagte der alte Großvater; „er hat das Unverständige und Eckige des Volkes so lange er konnte gegeißelt!" und der Großvater nickte zum Spiegel hin, wo der Kalender mit dem „Rundenthurme" darauf stand und sagte: „Tycho Brahe, er war auch Einer, der das Schwert gebrauchte, nicht um in Fleisch und Bein zu hauen, sondern um einen deutlicheren Weg zwischen alle Sterne des Himmels hinauf zu hauen! — Und dann er, dessen Vater meinem Stande angehörte, des alten Bildschnitzers Sohn, er, den wir selbst gesehen haben mit dem weißen Haare und den breiten Schultern, er, der in allen Ländern der Welt genannt wird! ja er konnte hauen, ich kann nur schnitzen! Ja, Holger Danske kann in vielen Gestalten kommen, so daß man in aller Welt Ländern von Dänemarks Stärke hört! Wollen wir nun Bertels Gesundheit trinken!"

Aber der kleine Knabe im Bette sah deutlich das alte Kronburg mit dem Oeresund, den wirklichen Holger Danske, der tief unten mit dem Barte im Marmortische festgewachsen saß und von Allem, was hier oben geschieht, träumte; Holger Danske träumte auch von der kleinen ärmlichen Stube, wo der Bildschnitzer saß, er hörte Alles, was da gesprochen wurde, und nickte im Traume und sagte:

„Ja, erinnert Euch meiner nur, Ihr dänischen Leute! behaltet mich im Angedenken! ich komme in der Stunde der Noth!“

Und draußen vor Kronburg schien der klare Tag und der Wind trug die Töne des Jägerhornes herüber vom Nachbarlande, die Schiffe segelten vorbei und grüßten: „bum! bum!“ und von Kronburg antwortete es: „bum! bum!“ aber Holger Danske erwachte nicht, so stark sie auch schossen, denn es war ja nur: „guten Tag!“ — „Schönen Dank!“ Da muß anders geschossen werden, bevor er erwachen wird; aber er erwacht wohl, denn es ist Kern in Holger Danske!

Fliedermütterchen.

Es war einmal ein kleiner Knabe, der hatte sich erkältet; er war ausgegangen und hatte nasse Füße bekommen. Niemand konnte begreifen, woher er sie erhalten hatte, denn es war ganz trockenes Wetter. Nun entkleidete ihn seine Mutter, brachte ihn zu Bette und ließ die Theemaschine herein bringen, um ihm eine gute Tasse Fliederthee zu bereiten, denn das erwärmt! Zu gleicher Zeit kam auch der alte freundliche Mann zur Thür herein, der ganz oben im Hause wohnte und so allein lebte, denn er hatte weder Frau noch Kinder, hielt aber so viel von allen Kindern und wußte so viele Märchen und Geschichten zu erzählen, daß es eine Lust war.

„Nun trinkst Du Deinen Thee!" sagte die Mutter, „vielleicht bekommst Du dann ein Märchen zu hören."

„Ja wenn man nur ein neues wüßte!" sagte der alte Mann und nickte so freundlich. „Wo hat aber der Kleine die nassen Füße herbekommen?" fragte er.

„Ja, wo hat er das!" sagte die Mutter, „das kann Niemand begreifen."

„Bekomme ich ein Märchen?" fragte der Knabe.

„Ja, kannst Du mir ziemlich genau sagen, denn das muß ich zuerst wissen, wie tief der Rinnstein in der kleinen Straße ist, wo Du in die Schule gehst?"

„Gerade bis mitten auf die Schäfte," sagte der Knabe, „aber dann muß ich in das tiefe Loch gehen!"

„Sieh, davon haben wir die nassen Füße," sagte der Alte. „Nun sollte ich freilich ein Märchen erzählen, aber ich weiß keines mehr!"

„Sie können gleich eins machen," sagte der kleine Knabe. „Mutter sagt, daß Alles, was Sie betrachten, zu einem Märchen werden kann, und von Allem, was Sie berühren, können Sie eine Geschichte erhalten!"

„Ja, aber die Märchen und Geschichten taugen nichts! nein, die ordentlichen, die kommen von selbst, die klopfen mir gegen die Stirn und sagen: hier bin ich!"

„Klopft es nicht bald?" fragte der kleine Knabe, und die Mutter lachte, that Fliederthee in die Kanne und goß kochendes Wasser darüber.

„Erzähle! erzähle!"

„Ja, wenn ein Märchen von selbst kommen möchte, aber so eins ist vornehm, es kommt nur wenn es selbst Lust hat! — warte!" sagte er auf einmal. „Da haben wir es! gieb acht, nun ist eins in der Theekanne!"

Und der kleine Knabe sah nach der Theekanne hin, der Deckel hob sich mehr und mehr, und die Fliederblumen kamen so frisch und weiß daraus hervor, sie schossen große lange Zweige, selbst aus der Tülle verbreiteten sie sich nach allen Seiten und wurden größer und größer, es war der herrlichste Fliederbusch, ein ganzer Baum, er ragte in das Bett hinein, und schob die Gardinen zur Seite; nein, wie das blühete und duftete! und mitten im Baume saß eine alte, freundliche Frau mit einem sonderbaren Kleide an, es war ganz grün, gleich den Blättern des Fliederbaumes und mit großen weißen Fliederblumen besetzt, man konnte nicht gleich erkennen, ob es Zeug oder lebendiges Grün und Blumen waren.

„Wie heißt die Frau?“ fragte der kleine Knabe.

„Ja, die Römer und Griechen,“ sagte der alte Mann, „die nannten sie eine Dryade, aber das verstehen wir nicht; draußen in Nyboder*) haben wir einen besseren Namen für dieselbe, da wird sie „Fliedermütterchen“ genannt, und sie ist es, auf die Du acht geben mußt; horch nun auf, und betrachte den herrlichen Fliederbaum.“

Gerade so ein großer, blühender Baum steht da draußen in Nyboder; er wuchs dort in einem Winkel eines kleinen ärmlichen Hofes; unter diesem Baume saßen eines

*) Nyboder ist ein, von den Marine-Leuten bewohnter, Stadttheil Kopenhagens.

Nachmittags, im schönsten Sonnenschein zwei alte Leute, es war ein alter, alter Seemann und seine alte, alte Frau, sie waren Urgroßeltern und sollten bald ihre goldene Hochzeit halten, aber sie konnten sich des Datums nicht recht entsinnen, und die Fliedermutter saß im Baume und sah so vergnügt aus, gerade wie hier. „Ich weiß wohl, wann die goldene Hochzeit ist!" sagte sie, aber sie hörten es nicht, sie sprachen von alten Zeiten.

„Ja, entsinnst Du Dich," sagte der alte Seemann, „damals, als wir noch ganz klein waren und herum liefen und spielten, es war gerade in demselben Hofe, wo wir nun sitzen, und wir pflanzten kleine Stecken in den Hof und machten einen Garten."

„Ja," sagte die alte Frau, „dessen erinnere ich mich recht gut; und wir begossen die Stecken, und einer derselben war ein Fliederstecken, der schlug Wurzel, schoß grüne Zweige und ist ein großer Baum geworden, unter dem wir alte Menschen nun sitzen."

„Ja freilich!" sagte er, „und dort in der Ecke stand ein Wasserkübel, dort schwamm mein Fahrzeug, ich hatte es selbst ausgeschnitten, wie das segeln konnte! aber ich kam freilich bald anders hinaus zu segeln."

„Ja, aber zuerst gingen wir in die Schule und lernten etwas," sagte sie, „und dann wurden wir eingesegnet; wir weinten beide; aber des Nachmittags gingen wir Hand in Hand auf den runden Thurm und sahen in die Welt

Fliedermütterchen.

hinaus über Kopenhagen und das Wasser, dann gingen wir nach Friedrichsberg, wo der König und die Königin in ihrem prächtigen Boote auf den Kanälen herum fuhren."

„Aber ich kam wahrlich anders herum zu fahren, und das in vielen Jahren, weit weg auf den langen Reisen!"

„Ja, ich weinte oft über Dich," sagte sie, „ich glaubte, Du seiest todt und fort, und solltest dort unten im tiefen Wasser liegen und plätschern; manche Nacht stand ich auf und sah, ob der Flügel sich drehete; ja er drehte sich wohl, aber Du kamst nicht! ich erinnere mich so deutlich, wie es eines Tages vom Himmel strömte, der Karrenmann kam draußen vor, wo ich diente, ich ging mit dem Mülleimer hinunter und blieb in der Thüre stehen; — was war das für ein abscheuliches Wetter! und gerade als ich da stand, war der Briefträger mir zur Seite und gab mir einen Brief, der war von Dir! ja, wie der herumgereist war! ich riß ihn auf und las; ich lachte und weinte, ich war so froh! da stand, daß Du in den warmen Landen wärest, wo die Kaffebohnen wachsen, was muß das für ein herrliches Land sein! Du erzähltest so viel, und ich sah das Alles, während der Regen herniedergoß, und ich stand mit dem Mülleimer. Da war da Einer, der mich um den Leib nahm — —"

„— Ja, aber Du gabst ihm einen tüchtigen Schlag auf das Ohr, daß es nur so klatschte."

„Ich wußte ja nicht, daß Du es warst, Du warst

eben so geschwinde als Dein Brief gekommen, und Du warst so schön! — das bist Du denn noch, Du hattest ein langes, gelbes Seidentuch in der Tasche und einen blanken Hut auf, Du warst so fein. Gott, was das doch für ein Wetter war und wie die Straße aussah!"

„Dann heiratheten wir uns," sagte er, „entsinnst Du Dich? und dann, als wir den ersten kleinen Knaben und dann Marie und Niels und Peter und Hans Christian bekamen."

„Ja, und wie die Alle herangewachsen und ordentliche Menschen geworden sind, die ein Jeder leiden mag."

„Und ihre Kinder haben wieder Kleine bekommen," sagte der alte Matrose, „ja, das sind Kindeskindeskinder, da ist Kern darin, — es war ja doch, wenn ich nicht irre, in dieser Zeit des Jahres, als wir Hochzeit hielten."

„Ja, eben heute ist der goldene Hochzeitstag," sagte die Fliedermutter und streckte den Kopf gerade zwischen die beiden Alten hinunter, und sie glaubten, es sei die Nachbarin, die da nickte; sie sahen einander an und hielten sich in den Händen; bald darauf kamen die Kinder und Kindeskinder; sie wußten wohl, daß es der goldene Hochzeitstag sei, sie hatten schon des Morgens gratulirt, aber von den Alten war es vergessen, während sie so gut sich Alles erinnerten, was vor vielen Jahren geschehen war, und der Fliederbaum duftete so stark und die Sonne, die im Untergehen begriffen war, schien den beiden Alten gerade in das

Antlitz, sie sahen beide so rothwangig aus, und das kleinste der Kindeskinder tanzte um sie herum und rief ganz glücklich, daß diesen Abend große Pracht herrschen werde, sie sollten warme Kartoffeln haben; und die Fliedermutter nickte im Baume und rief mit all den Andern Hurrah!

— „Aber das war ja kein Märchen!“ sagte der kleine Knabe, der es erzählen hörte.

„Ja, das mußt Du verstehen!“ sagte der Alte, der erzählte, „aber laß uns Fliedermütterchen danach fragen!“

„Das war kein Märchen,“ sagte die Fliedermutter, „aber nun kömmt es! Aus dem Wirklichen wächst gerade das sonderbarste Märchen heraus; sonst könnte ja mein schöner Fliederbusch nicht aus der Theekanne hervorgesproßt sein!“ und dann nahm sie den kleinen Knaben aus dem Bette, legte ihn an ihre Brust und die Fliederzweige voller Blumen, schlugen um sie zusammen, sie saßen, wie in der dichtesten Laube, und diese flog mit ihnen durch die Luft, es war so unaussprechlich schön. Fliedermütterchen war auf einmal ein junges, niedliches Mädchen geworden, aber das Kleid war noch von demselben grünen, weißgeblümten Zeuge, wie es Fliedermütterchen getragen hatte; am Busen hatte sie eine wirkliche Fliederblume, und um ihr gelbes, gelocktes Haar einen ganzen Kranz von Fliederblumen; ihre Augen waren so groß, so blau, o, sie war so herrlich anzublicken! sie und der Knabe küßten sich,

und dann waren sie im gleichen Alter und fühlten gleiche Freuden.

Sie gingen Hand in Hand aus der Laube und standen nun in der Heimath schönem Blumengarten; bei dem frischen Grasplatze war des Vaters Stock an einen Pflock angebunden; für die Kleinen war da Leben im Stocke; sobald sie sich quer über denselben setzten, verwandelte sich der blanke Knopf zu einem prächtig wiehernden Kopfe, die lange schwarze Mähne flatterte, vier schlanke, starke Beine schossen hervor; das Thier war stark und muthig; im Galopp fuhren sie um den Grasplatz herum; hussa! — „Nun reiten wir viele Meilen weit fort!“ sagte der Knabe; „wir reiten nach dem Rittergute, wo wir im vorigen Jahre waren!“ und sie ritten und ritten um den Rasenplatz herum; und immer rief das kleine Mädchen, die wie wir wissen, keine andere als die Fliedermutter war: „Nun sind wir auf dem Lande! siehst du das Bauernhaus mit dem großen Backofen, der wie ein riesengroßes Ei aus der Mauer nach dem Wege heraus erscheint; der Fliederbaum breitet seine Zweige über sie hin, und der Hahn geht und kratzt für die Hühner, sieh, wie er sich brüstet! — Nun sind wir bei der Kirche! die liegt hoch auf dem Hügel unter den großen Eichbäumen, wovon der eine halb abgestorben ist! — Nun sind wir bei der Schmiede, wo das Feuer brennt, und die halbnackten Männer mit den Hämmern schlagen, daß die Funken weitumher sprühen. Fort, fort nach dem prächtigen

Rittergute!“ und Alles, was das kleine Mädchen, die hinten auf dem Stocke saß, sagte, das flog auch vorbei; der Knabe sah es, und doch kamen sie nur um den Grasplatz herum. Dann spielten sie im Seitengange und ritzten in der Erde einen kleinen Garten, und sie nahm Fliederblumen aus ihrem Haar, pflanzte sie, und sie wuchsen gerade wie bei den Alten in Nyboder geschehen, damals als sie noch klein waren, und wie früher erzählt worden ist. Sie gingen Hand in Hand, gerade wie die alten Leute es als Kinder gemacht hatten, aber nicht auf den runden Thurm hinauf, oder nach dem Friedrichsberger-Garten, nein, das kleine Mädchen faßte den Knaben um den Leib, und dann flogen sie weit herum im ganzen Lande, und es war Frühjahr und es wurde Sommer, und es war Erndtezeit und es wurde Winter, und tausende von Bildern spiegelten sich in des Knaben Augen und Herzen ab, und immer sang das kleine Mädchen ihm vor: „das wirst Du nie vergessen!“ und auf dem ganzen Fluge duftete der Fliederbaum so süß und so herrlich; er bemerkte wohl die Rosen und die frischen Buchen, aber der Fliederbaum duftete noch stärker, denn seine Blumen hingen an des kleinen Mädchens Herz, und daran lehnte er oft im Fluge sein Haupt.

„Hier ist es schön im Frühjahr!“ sagte das junge Mädchen, und sie standen in dem frisch ausgeschlagenen Buchenwalde, wo der grüne Klee zu ihren Füßen duftete, und in dem Grünen sahen die blaßrothen Anemonen so

lieblich aus. „O, wäre es immer Frühjahr in dem duftenden dänischen Buchenwalde!"

„Hier ist es herrlich im Sommer!" sagte sie, und sie fuhren alten Schlössern aus der Ritterzeit vorbei, wo sich die rothen Mauern und gezackten Giebel in den Kanälen spiegelten, wo die Schwäne schwammen und in die alten kühlen Alleen hinauf sahen. Auf dem Felde wogte das Korn, gleich einem See, in den Gräben standen rothe und gelbe Blumen, und auf den Gehägen wilder Hopfen und blühende Convolveli; und des Abends stieg der Mond rund und groß empor, die Heuhaufen auf den Wiesen dufteten so süß. „Das vergißt sich nie!"

„Hier ist es herrlich im Herbst!" sagte das kleine Mädchen, und die Luft war doppelt so hoch und blau, der Wald bekam die schönsten Farben von Roth, Gelb und Grün. Die Jagdhunde jagten davon, ganze Schaaren Vogelwild flogen schreiend über die Hünengräber, auf denen Brombeerranken sich um die alten Steine schlangen, hin. Das Meer war schwarzblau mit weißen Segeln und in der Tenne saßen alte Frauen, Mädchen und Kinder und pflückten Hopfen in ein großes Gefäß; die Jungen sangen Lieder, aber die Alten erzählten Märchen von Kobolden und Zauberern. Besser konnte es nirgend sein!

„Hier ist es schön im Winter!" sagte das kleine Mädchen; und alle Bäume waren mit Reif bedeckt, so daß sie wie weiße Korallen aussahen, der Schnee knarrte unter

den Füßen, als hätte man immer neue Stiefel an, und vom Himmel fiel eine Sternschnuppe nach der andern. Im Zimmer wurde der Weihnachtsbaum angezündet, da gab es Geschenke und gute Laune; auf dem Lande ertönte in der Bauerstube die Violine, Aepfelschnitte wurden erhaścht; selbst das ärmste Kind sagte: „Es ist doch schön im Winter!"

Ja, es war schön! und das kleine Mädchen zeigte dem Knaben Alles, und immer duftete der Fliederbaum und immer wehete die rothe Flagge mit dem weißen Kreuze, die Flagge, unter welcher der alte Seemann in Nyboder gesegelt hatte; der Knabe wurde zum Jüngling, und er sollte in die weite Welt hinaus, weit fort nach den warmen Ländern, wo der Kaffe wächst; aber beim Abschiede nahm das kleine Mädchen eine Fliederblume von ihrer Brust, gab sie ihm aufzubewahren, und die wurde in das Gesangbuch gelegt, und im fremden Lande, wenn er das Buch öffnete, geschah es immer an der Stelle, wo die Erinnerungsblume lag, und je mehr er dieselbe betrachtete, desto frischer wurde sie; so daß er gleichsam einen Duft von den dänischen Wäldern einathmete, und deutlich erblickte er das kleine Mädchen, wie sie mit ihren klaren blauen Augen zwischen den Blumenblättern hervorsah, und sie flüsterte dann: „hier ist es schön im Frühling, im Sommer, im Herbst und im Winter!" und Hunderte von Bildern glitten durch seine Gedanken.

So verstrichen viele Jahre, und er war nun ein alter Mann und saß mit seiner alten Frau unter einem blühen-

den Fliederbaum; sie hielten einander in den Händen, gera wie der Urgroßvater und die Urgroßmutter es draußen i Nyboder gethan hatten, und sie sprachen ebenso wie diese vo den alten Zeiten und von der goldenen Hochzeit, das klein Mädchen mit den blauen Augen und mit den Fliederblumen i Haare saß oben im Baume, nickte beiden zu und sagte: „heu ist es goldener Hochzeitstag!" und dann nahm sie zwei Blume aus ihrem Kranz, küßte sie, und sie glänzten zuerst wie Silbe dann wie Gold, und als sie sie auf die Häupter der Alte legte, wurde jede Blume zu einer Goldkrone; da saßen s beide, einem Könige und einer Königin gleich, unter dem dufter den Baume, der ganz und gar wie ein Fliederbaum aussah und er erzählte seiner alten Frau die Geschichte von der *Fliedermütterchen*, so wie sie ihm erzählt worden wa als er noch ein kleiner Knabe gewesen, und sie meinte beide, daß sie so vieles enthielte, was ihrer eigenen gleich und das was ähnlich war, gefiel ihnen am Besten.

„Ja, so ist es!" sagte das kleine Mädchen im Baum „Einige nennen mich *Fliedermütterchen*, Andere nen nen mich *Dryade*, aber eigentlich heiße ich *Erinne rung*, ich bin es, die im Baume sitzt, welcher wächst un wächst, ich kann zurückdenken, ich kann erzählen! Laß se hen, ob du deine Blume noch hast."

Und der alte Mann öffnete sein Gesangbuch, da la die Fliederblume, so frisch, als wäre sie erst kürzlich hinei gelegt, und die *Erinnerung* nickte, und die beiden Alte

mit den Goldkronen auf dem Haupte saßen in der rothen Abendsonne; sie schlossen die Augen, und — und —! ja da war das Märchen aus!

Der kleine Knabe lag in seinem Bette, er wußte nicht, ob er geträumt, oder ob er es erzählen gehört habe; die Theekanne stand auf dem Tische, aber es wuchs kein Fliederbaum daraus hervor, und der alte Mann, der erzählt hatte, war im Begriff zur Thüre hinaus zu gehen, und das that er.

„Wie schön war das!" sagte der kleine Knabe. „Mutter, ich bin in den warmen Ländern gewesen!"

„Ja, das glaube ich wohl!" sagte die Mutter, „wenn man zwei volle Tassen Fliederthee zu sich nimmt, dann kömmt man wohl nach den warmen Ländern!" — und sie deckte ihn gut zu, damit er sich nicht erkälten solle. „Du hast wohl geschlafen, während ich mit ihm darüber stritt, ob es eine Geschichte oder ein Märchen sei!"

„Und wo ist die Fliedermutter?" fragte der Knabe.

„Sie ist in der Theekanne!" sagte die Mutter, „und da kann sie bleiben."

Die Galoschen des Glückes.

I.

Ein Anfang.

In einem Hause in Kopenhagen, nicht weit vom Königs- Neumarkt, war eine Gesellschaft eingeladen, eine sehr groß Gesellschaft, um, wie es so Viele machen, Abonnements- Billette auf die gegenseitigen Einladungen der Andern zu erhalten. Die eine Hälfte der Gesellschaft saß schon an den Spieltischen, die andere Hälfte erwartete das Resultat von dem: „nun wollen wir etwas ausfindig machen!“ der Wirthin. Soweit war man, und die Unterhaltung begann sich so gut sie konnte zu kristallisiren. Unter anderm fiel auch die Rede auf das Mittelalter; Einzelne hielten es für weit interessanter als unsere Zeit, ja Justizrath **Knap** vertheidigte diese Meinung so eifrig, daß die Frau vom Hause sogleich zu seiner Parthei übertrat, und beide eiferten nun gegen Oersteds Abhandlung im Almanach über alte und

neue Zeiten, worin unserm Zeitalter im Wesentlichen der Vorzug gegeben wird. Der Justizrath betrachtete die Zeit des Dänenkönigs Hans als die edelste und glücklichste.

Während dies der Stoff der Unterhaltung war und dieselbe nur augenblicklich durch die Ankunft eines Tageblattes unterbrochen wurde, welches nichts enthielt, was zu lesen der Mühe werth gewesen wäre, wollen wir uns in das Vorzimmer hinaus begeben, wo die Mäntel, Stöcke und Galoschen Platz gefunden hatten. Hier saßen zwei Mädchen, ein junges und ein altes; man konnte glauben, sie seien gekommen, um ihre weibliche Herrschaft nach Hause zu geleiten, betrachtete man sie aber etwas genauer, so begriff man bald, daß sie keine gewöhnlichen Dienstboten waren, dazu waren die Formen gar zu edel, die Haut zu fein und der Schnitt der Kleider zu gewagt. Es waren zwei Feen, die jüngste war zwar nicht das Glück selbst, aber ein Kammermädchen einer ihrer Kammerjungfrauen, welche die geringeren Gaben des Glückes umhertragen; die andere sah etwas finster aus, es war die Trauer, sie geht immer selbst in höchst eigener Person ihre Geschäfte zu besorgen, dann weiß sie, daß selbige gut ausgeführt werden.

Sie erzählten einander, wo sie an diesem Tage gewesen waren; die Abgesandte des Glückes hatte nur einige unbedeutende Handlungen ausgeführt, wie einen neuen Hut vom Regenguß zu erretten, einem ehrlichen Mann einen Gruß

von einer vornehmen Null zu verschaffen u. s. w., aber was ihr noch übrig blieb, war etwas ganz Ungewöhnliches.

„Ich kann auch erzählen,“ sagte sie, „daß heute mein Geburtstag ist, und zur Ehre desselben sind mir ein Paar Galeschen anvertraut, die ich der Menschheit bringen soll. Diese Galeschen haben die Eigenschaft, daß ein Jeder, der sie anzieht, augenblicklich an die Stelle und in die Zeit versetzt ist, wo er am liebsten sein will, ein jeder Wunsch mit Rücksicht auf Zeit, Ort oder Dauer wird sogleich erfüllt, und der Mensch so endlich einmal glücklich hienieden!“

„Ja, das magst Du glauben!“ sagte die Trauer, „er wird sehr unglücklich und segnet den Augenblick, wo er die Galeschen wieder los wird!“

„Wo willst Du hin!“ sagte die Andere, „nun stelle ich sie an die Thür, Einer vergreift sich und wird der Glückliche!“

Sieh, das war das Zwiegespräch.

II.

Wie es dem Justizrath erging.

Es war spät; Justizrath Knap, in die Zeit des Königs Hans vertieft, wollte heimkehren, und das Schicksal lenkte es so, daß er anstatt seiner Galeschen die des Glückes anbekam und nun auf die Ostistraße hinaus trat; aber er

war durch die Zauberkraft der Galoschen in die Zeit des Königs Hans zurückversetzt, und deßhalb setzte er den Fuß geradezu in Koth und Morast auf die Straße, weil es zu jener Zeit noch kein Steinpflaster gab.

„Es ist ja erschrecklich, wie schmutzig es hier ist!" sagte der Justizrath. „Der ganze Bürgersteig ist fort und alle Laternen sind ausgelöscht!"

Der Mond war noch nicht hoch genug herauf gekommen, die Luft überdem ziemlich dick, so daß alle Gegenstände rings umher bei dieser Dunkelheit ineinander verschwammen. An der nächsten Ecke hing inzwischen eine Laterne vor einem Madonnenbilde, aber die Beleuchtung war so gut wie keine, er bemerkte sie erst, als er gerade darunter stand, und seine Augen fielen auf das gemalte Bild mit der Mutter und dem Kinde.

„Das ist wohl," dachte er, „ein Kunstcabinet, wo man vergessen hat das Schild einzunehmen."

Ein Paar Menschen, in der Tracht des Zeitalters, gingen an ihm vorbei.

„Wie sahen die doch aus! sie kamen wohl von einer Maskerade."

Plötzlich ertönten Trommeln und Pfeifen, Fackeln leuchteten hell; der Justizrath stutzte und sah nun einen sonderbaren Zug vorbeiziehen. Zuerst kam ein ganzer Trupp Trommelschläger, die ihre Instrumente recht hübsch behandelten, ihnen folgten Trabanten mit Bogen und Arm-

brüsten. Der Vornehmste im Zuge war ein geistlicher Herr. Erstaunt fragte der Justizrath, was das zu bedeuten habe und wer der Mann sei.

„Das ist der Bischof von Seeland!“

„Mein Gott, was giebt der Bischof an?“ seufzte der Justizrath und schüttelte mit dem Haupte, der Bischof könnte es doch unmöglich sein. Darüber grübelnd und ohne zur Rechten oder Linken zu sehen, ging der Justizrath durch die Oststraße und über den Hohenbrückenplatz. Die Brücke, die nach dem Schloßplatze führt, war nicht zu finden, er wurde ein seichtes Ufer gewahr und stieß endlich hier auf zwei Leute, die in einem Boote waren.

„Will der Herr nach dem Holm übergesetzt werden?“ fragten sie.

„Nach dem Holm hinüber?“ sagte der Justizrath, der ja nicht wußte, in welchem Zeitalter er sich befand, „ich will nach Christianshafen in die kleine Torfstraße hinaus!“

Die Leute betrachteten ihn.

„Sagt mir nur, wo die Brücke ist!“ sagte er. „Es ist schändlich, daß hier keine Laternen angezündet sind, und dann ist es ein Schmutz, als ginge man in einem Sumpf!“

Je länger er mit den Bootsmännern sprach, desto unverständlicher waren sie ihm.

„Ich verstehe euer Bornholmisch nicht!“ sagte er zuletzt ärgerlich und kehrte ihnen den Rücken. Die Brücke

konnte er nicht finden, ein Geländer war da auch nicht! „Es ist ein Scandal, wie es hier aussieht!" sagte er. Nie hatte er sein Zeitalter elender gefunden als an diesem Abend. „Ich glaube, ich werde am besten thun eine Droschke zu nehmen!" dachte er, aber wo waren die Droschken? Keine war zu erblicken. „Ich werde nach dem Königs-Neumarkt zurückgehen müssen, dort halten wohl Wagen, sonst komme ich wohl nie nach Christianshafen hinaus!"

Nun ging er nach der Oststraße und war fast hindurch gekommen, als der Mond hervorbrach.

„Mein Gott, was ist das für ein Gerüst, das man hier errichtet hat!" rief er aus, als er das Ostthor erblickte, welches zu jener Zeit am Ende der Oststraße stand.

Inzwischen fand er doch einen Durchgang offen, und durch diesen kam er nach unserm Neumarkt hinaus; aber das war ein großer Wiesengrund, einzelne Büsche ragten hervor und quer über die Wiese ging ein breiter Kanal oder Strom. Einige erbärmliche Holzbuden für holländische Schiffer, nach denen der Ort den Namen Hollandsaue hatte, lagen auf dem entgegengesetzten Ufer.

„Entweder erblicke ich eine fata morgana oder ich bin betrunken!" jammerte der Justizrath. „Was ist das doch! was ist das doch?"

Er kehrte wieder um in der festen Ueberzeugung, daß er krank sei; indem er in die Straße zurückkam, betrachtete

er die Häuser etwas genauer, die meisten waren nur Fachwerk und viele hatten nur ein Strohdach.

„Nein, mir ist gar nicht wohl!“ seufzte er, „und ich trank doch nur ein Glas Punsch! aber ich kann es nicht vertragen; und es war auch ganz und gar verkehrt, uns Punsch und warmen Lachs zu geben! das werde ich der Frau Agentin auch sagen! Ob ich wohl wieder zurückkehre und sage, wie mir zu Muthe ist; aber das ist so abgeschmackt, und es ist die Frage, ob sie noch auf sein mögen!“

Er suchte nach dem Hause, aber es war gar nicht zu finden.

„Es ist doch erschrecklich, ich kann die Oststraße nicht wieder erkennen! nicht ein Laden ist da; alte, elende verfallene Häuser erblicke ich, als ob ich in Roeskilde oder Ringstedt wäre! Ach, ich bin krank! Es nützt nichts sich zu geniren! Aber wo in aller Welt ist des Agenten Haus? Es ist nicht mehr dasselbe, aber dort drinnen sind noch Leute auf; ach, ich bin sicher krank!“

Nun stieß er auf eine halb offene Thür, wo das Licht durch eine Spalte fiel. Es war eine Herberge jener Zeit, eine Art von Bierhaus. Die Stube hatte das Ansehen einer holländischen Diele; eine Anzahl Leute, bestehend aus Schiffern, Kopenhagener Bürgern und ein Paar Gelehrten, saßen hier im tiefsten Gespräch bei ihren Krügen und beachteten den Eintretenden nur wenig.

„Um Entschuldigung,“ sagte der Justizrath zur Wirthin, die ihm entgegen kam, „ich bin sehr unwohl ge-

werden! wollen Sie mir nicht eine Droschke nach Christianshafen hinaus verschaffen lassen!"

Die Frau betrachtete ihn und schüttelte mit dem Kopfe; darauf redete sie ihn in deutscher Sprache an. Der Justizrath nahm an, daß sie der dänischen Zunge nicht mächtig und brachte deßhalb seinen Wunsch auf Deutsch an; dieses im Verein mit seiner Kleidung bestärkte die Frau darin, daß er ein Ausländer sei; daß er sich unwohl befinde, begriff sie bald, und brachte ihm deßhalb einen Krug Wasser, freilich hatte es etwas vom Seewasser, wiewohl es draußen aus dem Brunnen geschöpft war.

Der Justizrath stützte sein Haupt auf die Hand, holte tief Athem und grübelte über alles Seltsame rings um sich her nach.

„Ist das „Der Tag"*) von heute Abend?" fragte er ganz mechanisch, indem er sah, wie die Frau ein großes Stück Papier fortlegte.

Sie verstand nicht, was er damit meinte, reichte ihm aber das Blatt, es war ein Holzschnitt, welches eine Lufterscheinung zeigte, die in der Stadt Köln gesehen worden war.

„Das ist sehr alt!" sagte der Justizrath, und wurde durch diese Antiquität ganz aufgeräumt. „Wie sind Sie doch zu diesem seltenen Blatte gelangt? Das ist höchst interessant, obgleich das Ganze eine Fabel ist! Man erklärt dergleichen Lufterscheinungen dadurch, daß es Nordlichte sind,

*) Eine Abendzeitung in Kopenhagen.

die man erblickt hat; wahrscheinlich entstehen sie durch die Electricität!"

Die, welche ihm zunächst saßen und seine Rede hörten, sahen ihn erstaunt an und Einer von ihnen erhob sich, nahm ehrerbietig den Hut ab und sagte mit der ernsthaftesten Miene: „Ihr seid sicher ein höchst gelehrter Mann, Monsieur!"

„O, nein!" erwiederte der Justizrath, „ich kann von Einem und dem Anderen mitsprechen, was man ja verstehen muß!"

„Modestia ist eine schöne Tugend!" sagte der Mann, „übrigens muß ich zu Eurer Rede sagen: mihi secus videtur, doch suspendire ich hier gern mein Judicium!"

„Darf ich wohl fragen, mit wem ich das Vergnügen habe zu sprechen?" fragte der Justizrath.

„Ich bin Baccalaureus der heiligen Schrift;" erwiederte der Mann.

Diese Antwort war dem Justizrath genügend, der Titel entsprach hier der Tracht; das ist sicher, dachte er, ein alter Dorfschulmeister, ein origineller Patron, wie man sie noch zuweilen oben in Jütland treffen kann.

„Hier ist zwar kein locus docendi," begann der Mann, „doch bitte ich, daß Ihr Euch bemüht zu sprechen! Ihr seid sicher in den Alten sehr belesen!"

„O, ja wohl!" antwortete der Justizrath, „ich lese gern alte nützliche Schriften, habe aber auch die neueren

recht gern, mit Ausnahme der „Alltagsgeschichten,“ deren wir in der Wirklichkeit genug haben!“

„Alltagsgeschichten?“ fragte unser Baccalaureus.

„Ja, ich meine diese neuen Romane, die man jetzt hat.“

„O,“ lächelte der Mann, „sie enthalten doch vielen Witz und werden bei Hofe gelesen, der König liebt besonders den Roman von Herrn Iffven und Herrn Gaudian, welcher vom König Artus und seinen Helden beim runden Tisch handelt, er hat mit seinen hohen Herren darüber gescherzt.“*)

„Ja, den habe ich noch nicht gelesen!“ sagte der Justizrath, „das muß ein ganz neuer sein, den Heiberg herausgegeben hat!“

„Nein,“ erwiederte der Mann, „der ist nicht bei Heiberg, sondern bei Godfred von Gehmen herausgekommen!“

„So ist das der Verfasser!“ sagte der Justizrath, „das

---

*) Holberg erzählt in seiner Geschichte des Dänischen Reiches, daß König Hans eines Tages, als er in dem Roman von König Artus gelesen hatte, mit dem bekannten Otto Rud, auf den er viel hielt, scherzte: „Herr Iwent und Herr Gaudian, die ich in diesem Buche finde, sind tüchtige Ritter gewesen, solche Ritter findet man in jetziger Zeit nicht mehr!“ worauf Otto Rud erwiederte: „wenn es noch solche Kämpen, wie König Artus gäbe, würde man auch noch viele Ritter wie Herr Iwent und Herr Gaudian finden!“

ist ein sehr alter Name! so hieß ja wohl der erste Buch-drucker, der in Dänemark gewesen ist?“

„Ja, das ist unser erster Buchdrucker!“ sagte der Man

Soweit ging es ganz gut; nun sprach einer der gut Bürgersleute von der schweren Pestilenz, die vor ein Pa Jahren regiert hatte, und meinte die im Jahre 1484; d Justizrath nahm an, daß es die Cholera sei von der d Rede war, und so ging die Unterhaltung ganz gut. D Freibeuterkrieg von 1490 lag so nahe, daß er berührt we den mußte, die englischen Freibeuter hätten Schiffe auf d Rhede genommen, sagten sie; und der Justizrath, der si in die Begebenheiten von 1801 recht hinein gelebt hatt stimmte vortrefflich gegen die Engländer mit ein. D übrige Gespräch dahingegen ging nicht so gut, jeden Augen blick wurde es gegenseitig zum Leichenbitter-Stil; der gu Baccalaureus war gar zu unwissend, und die einfachste Aeußerungen des Justizraths klangen ihm wieder zu dre und zu phantastisch. Sie betrachteten einander, und wur es gar zu arg, dann sprach der Baccalaureus Latein, i der Hoffnung, besser verstanden zu werden, aber es ha doch nichts.

„Wie ist es mit Ihnen!“ fragte die Wirthin, un zog den Justizrath beim Aermel; nun kam seine Besinnun zurück, im Laufe der Unterhaltung hatte er Alles rein ver-gessen, was vorangegangen war.

„Mein Gott, wo bin ich!" sagte er, und es schwindelte ihn, wie er daran dachte.

„Klaret wollen wir trinken! Meth und Bremer-Bier," rief einer der Gäste, „und Ihr sollt mittrinken!"

Zwei Mädchen kamen herein, die eine hatte zwei Farben in der Haube. Sie schenkten und verneigten sich; dem Justizrath rieselte es eiskalt über den Rücken hinab.

„Was ist doch das! was ist doch das!" sagte er, aber er mußte mit ihnen trinken, sie bemächtigten sich ganz artig des guten Mannes, er war höchst verzweifelt, und als der Eine sagte, daß er betrunken sei, zweifelte er durchaus nicht an des Mannes Wort, bat sie nur, ihm eine Droschke zu verschaffen, und dann glaubten sie, er spräche moskowitisch.

Nie war er in so roher und gemeiner Gesellschaft gewesen, „man sollte glauben, das Land wäre zum Heidenthume zurückgekehrt," meinte er, „das ist der schrecklichste Augenblick in meinem Leben!" aber zu gleicher Zeit kam ihm der Gedanke, sich unter den Tisch hinab zu bücken und dann nach der Thür zu kriechen. Das that er, aber indem er beim Ausgange war, bemerkten die Andern, was er vorhatte, sie ergriffen ihn bei den Füßen, und nun gingen die Galoschen, zu seinem guten Glücke, ab und — mit diesen die ganze Bezauberung.

Der Justizrath erblickte ganz deutlich vor sich eine Laterne brennen, und hinter dieser ein großes Gebäude;

Alles sah bekannt und prächtig aus, das war die Oststraße, wie wir sie kennen, er lag mit den Beinen gegen eine Pforte hin, und gerade gegenüber saß der Wächter und schlief.

„Du mein Schöpfer, habe ich hier auf der Straße gelegen und geträumt!“ sagte er. „Ja, das ist die Oststraße! wie prächtig hell und bunt! Es ist doch erschrecklich, wie das Glas Punsch auf mich gewirkt haben muß!“

Zwei Minuten später saß er in einer Droschke, die mit ihm nach Christianshafen fuhr; er gedachte der Angst und Noth, die er ausgestanden, und pries von Herzen die glückliche Wirklichkeit, unsere Zeit, die mit allen ihren Mängeln doch weit besser wäre als die, in der er vor Kurzem gewesen war.

III.

Des Wächters Abenteuer.

„Da liegen ja wahrlich ein Paar Galoschen!“ sagte der Wächter. „Die gehören sicher dem Lieutenant, der dort oben wohnt. Sie liegen gerade bei der Thür!“

Gern hätte der ehrliche Mann geklingelt und sie abgeliefert, denn da war noch Licht, aber er wollte nicht die übrigen Leute im Hause wecken und deßhalb ließ er es sein.

„Das muß recht warm sein, ein Paar solcher Dinger anzuhaben!“ sagte er. „Sie sind so weich im Leder. Sie

paßten gut an seine Füße. Wie ist es doch drollig in der Welt! nun könnte er in sein warmes Bett gehen, doch sieh, ob er es thut! da geht er den Fußboden auf und nieder! das ist ein glücklicher Mensch! er hat weder eine Frau noch Buben! jeden Abend ist er in Gesellschaft, o wäre ich doch er, ja dann wäre ich ein glücklicher Mann!"

Indem er den Wunsch aussprach, wirkten die Galoschen, die er angezogen hatte, der Wächter ging in des Lieutenants Sein und Wesen über. Da stand er oben im Zimmer und hielt ein kleines rosenrothes Papier zwischen den Fingern, worauf ein Gedicht stand, ein Gedicht des Herrn Lieutenants selbst; denn wer hat in seinem Leben nicht einmal einen lyrischen Augenblick gehabt, und schreibt man dann den Gedanken nieder, so hat man Poesie. Hier stand geschrieben:

„O, wär' ich reich!"

„O, wär' ich reich!" so wünscht' ich mir's schon oft,
Als ich, kaum ellengroß, auf Viel gehofft.
O, wär' ich reich! so würd' ich Offizier,
Mit Säbel, Uniform und Bandelier.
Die Zeit kam auch, und ich ward Offizier;
Doch nun und nimmer ward ich reich, ich Armer;
Hilf mir Erbarmer!

Einst saß ich Abends, lebensfroh und jung,
Ein kleines Mädchen küßte meinen Mund,
Denn ich war reich an Märchen-Poesie,
An Gold dagegen ach, so arm wie nie —;

Das Kind nur wollte diese Poesie:
Da war ich reich, doch nicht an Gold, ich Armer;
Du weißt's, Erbarmer!

„O, wär' ich reich!" so tönt zu Gott mein Fleh'n,
Das Kind hab' ich zur Jungfrau reifen sehn,
Sie ist so klug, so hübsch, so seelengut;
O, wüßte sie, was mir im Herzen ruht,
Das große Märchen, — — wäre sie mir gut!
Doch bin zum Schweigen ich verdammt, ich Armer;
Du willst's, Erbarmer!

O, wär' ich reich an Trost und Ruhe hier,
Dann käme all' mein Leid nicht auf's Papier.
Verstehst Du mich, Du, der ich mich geweiht,
So lies dies Blatt aus meiner Jugendzeit,
Ein dunkles Märchen, dunkler Nacht geweiht.
Nur finstre Zukunft seh' ich, ach ich Armer!
Dich segne der Erbarmer!

Ja, solche Gedichte schreibt man, wenn man verliebt ist, aber ein besonnener Mann läßt sie nicht drucken. Lieutenant, Liebe und Mangel, das ist ein Dreieck, oder, ebensogut, die Hälfte des zerbrochenen Würfels des Glückes. Das fühlte der Lieutenant recht lebendig und deßhalb legte er das Haupt gegen den Fensterrahmen und seufzte ganz tief.

„Der arme Wächter draußen auf der Straße ist weit glücklicher als ich! er kennt nicht, was ich Mangel nenne! er hat eine Heimath, Frau und Kinder, die bei seiner Trauer weinen, sich bei seiner Lust freuen! o, ich wäre glücklicher, als ich bin, könnte ich in sein Wesen und Sein übergehen,

mit seinen Forderungen und Hoffnungen durch dieses Leben wandeln! ja, er ist glücklicher als ich!"

Im selben Augenblick war der Wächter wieder Wächter, denn durch die Galoschen des Glückes war er in das Wesen und Sein des Lieutenants übergegangen, aber da, wie wir sehen, fühlte er sich noch weit weniger zufrieden und zog gerade das vor, was er vor Kurzem verworfen hatte. Also der Wächter war wieder Wächter.

„Das war ein häßlicher Traum!" sagte er, aber drollig war er genug. Es war mir, als ob ich Lieutenant dort oben sei, und das war durchaus kein Vergnügen. Ich entbehrte die Frau und die Buben, die bereit sind, mich halbtodt zu küssen!"

Er saß wieder und nickte, der Traum wollte ihm nicht recht aus den Gedanken, die Galoschen hatte er noch an den Füßen. Eine Sternschnuppe gleitete über den Horizont.

„Da ging die!" sagte er, „demohnerachtet sind da genug! ich hätte wohl Lust, die Dinger etwas näher zu betrachten, besonders den Mond, denn der kömmt einem doch nicht unter den Händen fort. Wenn wir sterben, sagt der Student, für den meine Frau das grobe Zeug wäscht, fliegen wir von dem einem zum andern. Das ist eine Lüge, könnte aber recht hübsch sein. Könnte ich doch einen kleinen Sprung da hinauf machen, dann möchte der Körper gern hier auf der Treppe liegen bleiben!"

Sieh, es giebt nun gewisse Dinge in der Welt, die

man anzusprechen sehr vorsichtig sein muß, aber doppelt vorsichtig muß man besonders sein, wenn man die Galoschen des Glückes an den Füßen hat. Höre nur, wie es dem Wächter erging.

Was uns betrifft, so kennen wir fast Alle die Schnelligkeit der Dampfbeförderung, wir haben sie entweder auf Eisenbahnen oder mit Schiffen über das Meer hin erprobt; doch dieser Flug ist wie die Wanderung des Faulthieres oder der Marsch der Schnecke im Verhältniß zu der Schnelligkeit, die das Licht hat; es fliegt neunzehn Millionen Mal schneller, als der beste Wettrenner, und doch ist die Electricität noch schneller. Der Tod ist ein electrischer Stoß, den wir in das Herz erhalten; auf den Flügeln der Electricität fliegt die befreite Seele. Acht Minuten und wenige Secunden gebraucht das Sonnenlicht zu einer Reise von über zwanzig Millionen Meilen; mit der Schnellpost der Electricität bedarf die Seele noch weniger Minuten, um denselben Flug zu vollbringen. Der Raum zwischen den Weltkörpern ist für sie nicht größer, als es für uns in einer und derselben Stadt die Entfernungen zwischen den Häusern unserer Freunde sind, selbst wenn diese ziemlich nahe bei einander liegen; inzwischen kostet dieser electrische Herzensstoß uns den Gebrauch des Körpers hienieden, im Fall wir nicht, gerade wie der Wächter, die Galoschen des Glückes anhaben.

In wenigen Secunden hatte der Wächter die 52,000

Meilen bis zum Monde zurückgelegt, welcher, wie man weiß, von einem weit leichteren Stoff als unsere Erde geschaffen und weich wie frisch gefallener Schnee ist, wie wir es nennen würden. Er befand sich auf einem der unzählig vielen Ringberge, die wir aus Dr. Mädler's großer Karte über den Mond kennen; innerhalb ging es in einen Kessel, ungefähr eine halbe dänische Meile lothrecht hinab; dort unten lag eine Stadt, von deren Aussehen wir allein einen Begriff bekommen können, wenn wir Eiweiß in ein Glas Wasser ausschlagen; die Materie hier war eben so weich und bildete ähnliche Thürme mit Kuppeln und segelförmigen Altanen, durchsichtig und in der dünnen Luft schwebend; unsere Erde schwebte, wie eine große dunkelrothe Kugel, über seinem Haupte.

Er wurde gleich eine Menge Geschöpfe gewahr, die sicherlich das waren, was wir „Menschen" nennen, aber sie sahen ganz anders aus, als wir; eine weit reichere Phantasie, als die Pseudo-Herschels, hatte sie geschaffen; würden sie in Reihe und Glied aufgestellt, und so abgemalt, so würde man sagen: das ist eine hübsche Arabeske! Sie hatten auch eine Sprache, aber es kann ja Niemand verlangen, daß die Seele des Wächters sie verstehen sollte, demohnerachtet konnte sie es, denn unsere Seele hat weit größere Fähigkeiten, als wir glauben; zeigt sie uns nicht in unsern Träumen ihr erstaunlich dramatisches Talent; ein jeder Bekannter tritt da sprechend auf, so völlig im Character und

mit demselben Organ, in einem Grade, daß Niemand von uns, wachend, es nachahmen kann. Wie weiß sie nicht uns Personen zurück zu rufen, an die wir in vielen Jahren nicht gedacht haben; plötzlich treten sie in unsere Träume so lebendig, bis auf die feinsten Züge, hervor. Im Grunde sieht es mit unserm Seelen-Gedächtniß ängstlich aus; jede Sünde, jeden bösen Gedanken wird sie ja repetiren können, dann wird es darauf ankommen, ob wir Rechenschaft von jedem ungebührlichen Worte im Herzen und auf der Lippe werden geben können.

Die Seele des Wächters verstand auf diese Weise die Sprache der Mondbewohner sehr gut. Sie disputirten über unsere Erde und bezweifelten, daß sie bewohnt sein könne; die Luft müßte dort zu dick sein, als daß ein vernünftiges Mond-Geschöpf dort leben könnte. Sie hielten den Mond allein für bewohnt, er war der eigentliche Weltkörper, wo die alten Weltbewohner lebten.

Sie sprachen auch von Politik; doch wir begeben uns nach der Oststraße hinab, und sehen da, wie es dem Körper des Wächters ergeht.

Leblos saß er auf der Treppe, der Morgenstern war demselben aus der Hand gefallen, und die Augen blickten zum Monde empor, auf dem die ehrliche Seele herumwandelte.

„Was ist die Uhr, Wächter?" fragte ein Vorübergehender. Wer aber nicht antwortete, das war der Wächter, dann knipste der Mann ihm ganz sacht auf die Nase und

nun verlor er das Gleichgewicht, da lag der Körper so lang er war, der Mensch war ja todt. Alle seine Kameraden wurden sehr erschrocken, todt war und blieb er; es wurde gemeldet und es wurde besprochen, und in der Morgenstunde trug man den Körper nach dem Hospital hinaus.

Das konnte nun einen ganz hübschen Spaß für die Seele abgeben, im Fall sie zurückkehrte und aller Wahrscheinlichkeit nach den Körper auf der Oststraße suchen, aber keinen finden würde; wahrscheinlich würde sie dann erst auf die Polizeikammer, später nach dem Adreß-Komptoire laufen, daß von dort aus Nachfrage unter den fortgekommenen Sachen darüber angestellt werden könnte, und dann nach dem Hospitale hinaus wandern; doch wir könnten uns damit trösten, daß die Seele am klügsten ist, wenn sie auf ihre eigene Hand agirt, nur der Körper macht sie dumm.

Wie gesagt, des Wächters Körper kam nach dem Hospitale, wurde dort in die Reinigungs-Stube gebracht, und das Erste, was man hier that, war natürlicherweise, daß man die Galoschen abnahm, und da mußte die Seele zurück; sie nahm sogleich die Richtung gerade nach dem Körper, und ein Paar Secunden darauf war da Leben im Manne. Er versicherte, daß es die schrecklichste Nacht seines Lebens gewesen wäre; nicht für acht Groschen wolle er solche Empfindungen wieder haben, aber nun war es ja überstanden.

Am selben Tage wurde er wieder ausgeschrieben, aber die Galoschen blieben in dem Hospital.

IV.

Ein Haupt-Moment. Eine höchst ungewöhnliche Reise.

Ein jeder Kopenhagener weiß nun, wie der Eingang zum Friedrichs-Hospital in Kopenhagen aussieht, aber da wahrscheinlich auch einige Nicht-Kopenhagener diese kleine Schrift lesen, müssen wir eine kurze Beschreibung davon geben.

Das Hospital ist von der Straße durch ein ziemlich hohes Gitter geschieden, in welchem die dicken Eisenstäbe so weit von einander abstehen, daß, wie man erzählt, sich sehr dünne Candidaten sollen hindurchgeklemmt und so ihre kleinen Besuche außerhalb abgestattet haben. Der Theil des Körpers, der am schwierigsten hinauszubringen war, war der Kopf; hier, wie oft in der Welt, waren also die kleinen Köpfe die glücklichsten. Dieses wird als Einleitung genug sein.

Einer der jungen Volontaire, von dem man nur in körperlicher Hinsicht sagen konnte, daß er einen dicken Kopf habe, hatte gerade die Wache an diesem Abend; der Regen strömte herab; doch ungeachtet dieser beiden Hindernisse mußte er hinaus, nur eine Viertel-Stunde, das war ja nichts, was dem Pförtner zu vertrauen nöthig sei, meinte er, wenn man durch die Eisenstangen schlüpfen könne. Da lagen die Galoschen, die der Wächter vergessen hatte; es fiel ihm nicht im mindesten ein, daß es die des Glückes seien, sie konnten in diesem Wetter rechte gute Dienste leisten,

er zog sie an, nun kam es darauf an, ob er sich würde durchklemmen können, er hatte es früher nie versucht. Da stand er nun.

„Gott gebe, ich hätte den Kopf hinaus!“ sagte er, und sogleich, obgleich derselbe sehr dick und groß war, glitt er leicht und glücklich hindurch, das mußten die Galoschen verstehen, aber nun sollte der Körper mit hinaus, hier stand er.

„Uh, ich bin zu dick!“ sagte er, „der Kopf, dachte ich, sei das schlimmste! ich komme nicht hindurch.“

Nun wollte er rasch den Kopf zurückziehen, aber das ging nicht. Den Hals konnte er bequem bewegen, aber das war auch Alles. Das erste Gefühl war, daß er ärgerlich wurde, das zweite, daß seine Laune unter Null Grade fiel. Die Galoschen des Glückes hatten ihn in diese schreckliche Lage gebracht, und unglücklicherweise fiel es ihm nicht ein, sich frei zu wünschen, nein, er handelte, und kam nicht von der Stelle. Der Regen strömte herab, nicht ein Mensch war auf der Straße zu erblicken. Die Pfortenklingel konnte er nicht erreichen, wie sollte er doch loskommen. Er sah voraus, daß er hier bis zur Morgenstunde stehen könne, dann mußte man nach einem Schmied senden, damit die Eisenstäbe zerfeilt werden könnten, aber das geht nicht so geschwind, die ganze blaue Knaben-Schule gerade gegenüber würde auf die Beine kommen, ganz Nyboder*) anlangen,

*) Das von den Seeleuten bewohnte Stadtviertel in Kopenhagen.

um ihn am Pranger zu sehen, es würde einen Zulauf abgeben, ganz anders, als zur Riesen-Auster im vorigen Jahre. „Hu! das Blut steigt mir zum Kopfe, so daß ich wahnsinnig werden muß! — ja, ich werde verrückt! o, wäre ich doch wieder los, dann ginge es wohl über!“

Sieh, das hätte er etwas eher sagen sollen, augenblicklich, sowie der Gedanke ausgesprochen war, hatte er den Kopf los und stürzte nun hinein, ganz verwirrt über den Schreck, den ihm die Galoschen des Glückes eingejagt hatten.

Hiermit dürfen wir nicht glauben, daß das Ganze vorbei war, nein — es wird noch ärger.

Die Nacht verstrich und der folgende Tag mit, es wurde nicht nach den Galoschen geschickt.

Am Abend sollte eine declamatorische Vorstellung auf dem kleinen Theater in der Kannikengasse gegeben werden. Das Haus war gepfropft voll; unter den Zuschauern befand sich der Volontair aus dem Hospitale, der sein Abenteuer der vorhergehenden Nacht vergessen zu haben schien; die Galoschen hatte er an, denn sie waren nicht abgeholt worden, und da es auf der Straße schmutzig war, konnten sie ihm ja gute Dienste leisten. Ein neues Gedicht, „die Brille der Muhme“, wurde recitirt; das war eine Brille, wenn man die auf hatte und vor einer großen Versammlung von Menschen saß, so sahen die Menschen wie Karten aus, und man konnte aus diesen Alles, was im kommenden Jahre geschehen würde, vorhersagen.

Die Idee beschäftigte ihn, er hätte wohl solche Brille haben mögen, wenn man sie richtig gebrauchte, könnte man vielleicht den Leuten gerade in die Herzen hinein schauen, das wäre eigentlich noch interessanter, meinte er, als zu sehen, was im nächsten Jahre geschehen würde, denn das bekäme man doch zu wissen, das Andere dahingegen nie. „Ich denke mir nun die ganze Reihe von Herren und Damen auf der ersten Bank, — könnte man ihnen gerade in das Herz sehen, ja, da müßte so eine Oeffnung, eine Art von Laden sein; na, wie sollten meine Augen im Laden herumschweifen! Bei jener Dame dort würde ich sicher einen großen Modehandel finden, bei dieser da ist der Laden leer, doch würde es ihm nicht schaden, gereinigt zu werden. Doch würden da auch solide Läden sein? ach ja!“ seufzte er, „ich kenne einen, in dem ist Alles solide, aber da ist schon ein Diener darin, das ist das einzige Uebel im ganzen Laden! Aus dem einen und dem andern würde es schallen: Treten Sie gefälligst näher! Ja, könnte ich nur wie ein kleiner niedlicher Gedanke hineintreten und durch die Herzen schlüpfen.“

Sieh, das war das Stichwort für die Galoschen, der ganze Volontair schrumpfte zusammen und eine höchst ungewöhnliche Reise begann mitten durch die Herzen der vordersten Reihe der Zuschauer. Das erste Herz, durch welches er kam, war das einer Dame; doch glaubte er augenblicklich im orthopädischen Institute, in dem Zimmer zu sein,

wo die Gypsabgüsse der verwachsenen Glieder an den Wänden hängen, nur hier war der Unterschied der, daß sie im Institut genommen werden, wenn der Patient hineinkömmt, aber hier im Herzen waren sie genommen und aufbewahrt, indem die guten Personen hinausgegangen waren. Es waren Abgüsse von Freundinnen, deren körperliche und geistige Fehler hier aufbewahrt wurden.

Schnell war er in einem anderen weiblichen Herzen, aber dieses erschien ihm wie eine große heilige Kirche. Die weiße Taube der Unschuld flatterte über dem Hochaltar; wie gern wäre er nicht auf die Knie niedergesunken, aber fort mußte er, in das nächste Herz hinein, doch hörte er noch die Orgeltöne, und selbst kam er sich vor, als wäre er ein neuer und besserer Mensch geworden, er fühlte sich nicht unwürdig das nächste Heiligthum zu betreten, welches ihm eine ärmliche Dachkammer mit einer kranken Mutter zeigte; aber durch das offene Fenster strahlte Gottes warme Sonne, herrliche Rosen nickten von dem kleinen Holzkasten auf dem Dache, und zwei himmelblaue Vögel sangen von kindlicher Freude, während die kranke Mutter um Segen für die Tochter flehte.

Nun kroch er auf Händen und Füßen durch einen überfüllten Schlächterladen, das war Fleisch und nur Fleisch, worauf er stieß, das war das Herz in einem reichen, respectablen Manne, dessen Name sicher im Adreßbuche steht.

Nun war er in dem Herzen der Gemahlin desselben,

s war ein alter verfallener Taubenschlag; das Portrait
s Mannes wurde als Wetterfahne benutzt, diese stand in
erbindung mit den Thüren, und so gingen diese auf und
, so wie sich der Mann drehte.

Darauf kam er in ein Spiegelcabinet, gleich dem,
lches wie auf dem Rosenburger Schlosse haben, aber die
iegel vergrößerten in einem unglaublichen Grade. Mitten
dem Fußboden saß, wie ein Dalai-Lama, das unbe-
tende Ich der Person, erstaunt, seine eigene Größe zu
achten.

Hierauf glaubte er sich in eine enge Nadelbüchse voller
er Nadeln versetzt zu sehen, er mußte denken: „das ist
r das Herz einer alten unverheiratheten Jungfrau!“
das war nicht der Fall, das war ein ganz junger
itair mit mehreren Orden, von dem man gerade sagte:
Mann von Geist und Herz.

Ganz betäubt kam der arme Volontair aus dem letzten
en in der Reihe, er vermochte seine Gedanken nicht zu
en, sondern meinte, daß es seine allzustarke Phantasie
ie mit ihm durchgegangen wäre.

„Mein Gott,“ seufzte er, „ich habe gewiß einen An-
verrückt zu werden! hier drinnen ist es auch unverzeih-
eiß, das Blut steigt mir zu Kopfe!“ und nun er-
te er sich der großen Begebenheit des vorhergehenden
ds, wie sein Kopf zwischen den Eisenstäben des Hospi-
estgesessen hatte. „Da habe ich es gewiß bekommen!“

meinte er. „Ich muß bei Zeiten etwas dazu thun. Ein russisches Bad könnte recht gut sein. Läge ich nur erst auf dem höchsten Brette!“

Und da lag er auf dem obersten Brette im Dampfbade, aber er lag da mit allen Kleidern, mit Stiefeln und Galoschen; die heißen Wassertropfen von der Decke fielen ihm in das Antlitz.

„Hu!“ schrie er und fuhr herab, um ein Sturzbad zu nehmen. Der Aufwärter stieß auch einen lauten Schrei aus, wie er den angekleideten Menschen darin erblickte.

Der Volontair hatte indeß soviel Fassung, daß er ihm zuflüsterte: „Es gilt eine Wette!“ aber das Erste, was er that, als er sein eigenes Zimmer erreichte, war, daß er sich ein großes spanisches Fliegenpflaster in den Nacken und eines den Rücken hinab legte, damit die Verrücktheit hinausziehen könne.

Am nächsten Morgen hatte er einen blutigen Rücken, das war es, was er durch die Galoschen des Glückes gewonnen hatte.

V.

Die Verwandlung des Copisten.

Der Wächter, den wir sicher noch nicht vergessen haben, gedachte inzwischen der Galoschen, die er gefunden und

mit nach dem Hospital hinausgebracht hatte; er holte sie ab, aber da weder der Lieutenant noch sonst jemand in der Straße sie als die seinigen anerkennen wollte, wurden sie auf die Polizeikammer abgeliefert.

„Es sieht aus, als wären es meine eigenen Galoschen," sagte Einer der Herren Copisten, indem er das Findelgut betrachtete und sie an die Seite der seinigen stellte. „Da gehört mehr denn ein Schuhmacher-Auge dazu, um sie von einander unterscheiden zu können!"

„Herr Copist!" sagte ein Bedienter, der mit einigen Papieren hereintrat.

Der Copist wendete sich um, sprach mit dem Manne, da es aber vorbei war und er wieder die Galoschen ansah, war er in großer Ungewißheit darüber, ob es die zur Linken oder die zur Rechten wären, die ihm gehörten.

„Es müssen die sein, die da naß sind!" dachte er; aber das war gerade verkehrt gedacht, denn das waren die des Glückes, aber weshalb sollte nicht auch die Polizei fehlen können! Er zog sie an, steckte seine Papiere in die Tasche, einige Manuscripte unter den Arm (zu Hause sollten sie durchgelesen und Concepte davon genommen werden), aber nun war es gerade Sonntag Vormittag und das Wetter gut, eine Tour nach Friedrichsberg könnte mir wohlthun, dachte er, und so ging er da hinaus.

Niemand konnte ein stillerer und soliderer Mensch sein als dieser junge Mann, wir gönnen ihm diesen kleinen

Spaziergang recht, er wird nach dem vielen Sitzen sich recht wohlthuend auf ihn wirken; Anfangs ging er nur w ein vegetirender Mensch, deshalb hatten die Galoschen kei Gelegenheit, ihre Zauberkraft zu bethätigen.

In der Allee begegnete er einem Bekannten, eine unserer jüngeren Dichter, der ihm erzählte, daß er am fo genden Tage seine Sommerreise beginnen würde.

„Na, wollen Sie nun wieder fort!“ sagte der Copis „Sie sind doch ein glücklicher, freier Mensch. Sie könne fliegen, wohin Sie wollen, wir Andern haben eine Ket an dem Fuß!“

„Aber sie ist an den Brotbaum befestigt!“ erwiedert der Dichter. „Sie brauchen nicht für den morgenden Ta zu sorgen, und werden Sie alt, so erhalten Sie Pension!“

„Sie haben es doch am besten,“ sagte der Copist „Es ist ja ein Vergnügen, zu sitzen und zu dichten; di ganze Welt sagt Ihnen Annehmlichkeiten, und dann sind Sie Ihr eigener Herr! Ja, Sie sollten es nur probiren, im Gericht bei den trivialen Sachen zu sitzen!“

Der Dichter schüttelte mit dem Haupte, der Copist schüttelte auch mit dem Haupte, jeder blieb bei seiner Meinung und dann trennten sie sich.

„Es ist ein eigenes Volk, diese Poeten!“ sagte der Copist, „ich möchte wohl probiren in solche Natur einzugehen, selbst ein Poet werden, ich bin gewiß, daß ich nicht solche Klageverse schreiben würde, wie die Andern! — —

Das ist ein rechter Frühjahrstag für einen Dichter! Die Luft ist so ungewöhnlich klar, die Wolken so schön und das Grüne duftet so prächtig! Ja, in vielen Jahren habe ich es nicht so gefühlt, wie in diesem Augenblick."

Wir bemerken schon, daß er Dichter geworden ist; und das anzudeuten, würde in den meisten Fällen, wie der Deutsche sagt, „abgeschmackt" sein, es ist eine thörichte Vorstellung, sich einen Dichter anders als andere Menschen zu denken, es können unter diesen weit mehr poetische Naturen sein, als manche große anerkannte Dichter es sind; der Unterschied ist nur der, daß der Dichter ein besseres geistiges Gedächtniß hat, er kann die Idee und das Gefühl festhalten, bis es klar und deutlich durch das Wort verkörpert ist, das können die Andern nicht. Aber der Uebergang von einer Alltagsnatur zu einer begabten ist immer ein Uebergang, und so muß er bei dem Copisten in das Auge fallend sein.

„Der herrliche Duft!" sagte er, „wie erinnert er mich nicht an die Veilchen bei der Tante Lene! Ja, das war, als ich ein kleiner Knabe war! Mein Gott, daran habe ich seit langer Zeit nicht gedacht! das gute alte Mädchen! sie wohnte dort herum hinter der Börse. Immer hatte sie einen Zweig oder ein Paar grüne Schößlinge im Wasser, der Winter mochte so strenge sein wie er wollte. Die Veilchen dufteten, während ich die erwärmten Kupferschillinge gegen die gefrorene Fensterscheibe legte und Guck-

löcher machte. Das war eine hübsche Perspective. im Kanale lagen die Schiffe eingefroren, von d Mannschaft verlassen, eine schreiende Krähe bildete Besatzung; wenn dann die Frühlingslüfte wehete wurde es lebendig; unter Gesang und Hurrahruf das Eis entzwei, die Schiffe wurden getheert und dann fuhren sie nach fremden Landen; ich bin hi ben und muß immer bleiben, immer auf der Poliz sitzen und die Andern Pässe zu den Reisen nach d lande nehmen sehen, das ist mein Loos! O ja! er tief, dann hielt er plötzlich an. „Mein Gott mir denn! so habe ich früher nie gedacht oder gefü muß die Frühjahrsluft sein, das ist ebenso ängs angenehm!" Er griff in die Tasche nach seinen „Diese geben mir etwas Anderes zu denken!" sagt ließ die Augen über das erste Blatt hingleiten. Sigbrith, Original-Tragödie in fünf Akten," „was ist das! und das ist ja meine eigene Hand ich diese Tragödie geschrieben? „Die Intrigue a Walle oder der Bußtag, Vaudeville." — habe ich das herbekommen? man muß mir das in d gesteckt haben; hier ist ein Brief?" ja, der war Theater-Direction, die Stücke waren verworfen Brief war durchaus nicht höflich abgefaßt. „Hm! sagte der Copist, und setzte sich auf eine Bank nied Gedanken waren so elastisch, sein Herz so weich; un

lich ergriff er eine der nächsten Blumen, es war eine gewöhnliche kleine Gänseblume; was uns die Botaniker erst durch manche Vorlesungen sagen, verkündete sie in einer Minute; sie erzählte die Mythe von ihrer Geburt, sie erzählte von der Kraft des Sonnenlichtes, welches die feinen Blätter ausspannte und sie zum Duften zwang, da gedachte er der Kämpfe des Lebens, die gleichfalls Gefühle in unserer Brust erwecken. Luft und Licht sind die Liebhaber der Blume, aber das Licht ist der begünstigte, nach dem Lichte wendete sie sich, verschwand dieses, so rollte sie ihre Blätter zusammen und schlief in der Umarmung der Luft ein. „Das Licht ist es, was mich schmückt!“ sagte die Blume; „aber die Luft läßt Dich athmen!“ flüsterte die Dichterstimme.

Dicht dabei stand ein Knabe und schlug mit seinem Stocke in einen morastigen Graben, die Wassertropfen spritzten zwischen die grünen Zweige hinauf und der Copist gedachte der Millionen Infusions-Thierchen, die in dem Tropfen in die Höhe geschleudert wurden, was nach ihrer Größe für sie dasselbe war, was es für uns sein würde bis hoch über die Wolkenregion emporgewirbelt zu werden. Indem der Copist daran dachte und an die ganze Veränderung, die mit ihm vorgegangen war, lächelte er: „ich schlafe und träume! merkwürdig ist es gleichwohl, wie man natürlich träumen und doch wissen kann, daß es nur ein Traum ist. Möchte ich mich doch morgen seiner entsinnen können, wenn

ich erwache; nun scheine ich ganz ungewöhnlich aufgelegt zu sein! ich habe eine klare Anschauung von Allem, fühle mich so aufgeweckt, aber ich bin sicher, daß wenn ich morgen etwas davon behalten habe, so ist es dummes Zeug, das ist mir schon eher begegnet! Es geht mit allem Klugen und Prächtigen, welches man im Traum sagt und hört, wie mit dem Gelde der Unterirdischen: indem man es erhält, ist es reich und herrlich, aber bei Tage besehen, nur Steine und vertrocknete Blätter. Ach," seufzte er ganz wehmüthig und betrachtete die singenden Vögel, die noch so fröhlich von Zweig zu Zweig sprangen. „Die haben es weit besser als ich! Fliegen, das ist eine herrliche Kunst, glücklich der, welcher damit geboren! ja könnte ich mich in etwas verwandeln, dann sollte es in solche kleine Lerche sein!"

Im selben Augenblick flogen Rockschöße und Aermel in Flügel zusammen, die Kleider wurden zu Federn und die Galoschen zu Klauen: er bemerkte es ganz wohl und lachte innerlich: „so, nun kann ich doch sehen, daß ich träume! aber so närrisch habe ich es früher nie gethan;" und er flog in die grünen Zweige hinauf und sang, aber es war keine Poesie im Gesange, denn die Dichternatur war fort; die Galoschen konnten, wie ein jeder, der etwas Nützliches thut, nur eine Sache auf ein Mal besorgen, er wollte Dichter sein, das wurde er, nun wollte er ein kleiner Vogel sein, und indem er dieses wurde, hörte die vorige Eigenthümlichkeit auf.

„Das ist allerliebst," sagte er, „bei Tage sitze ich in der Polizeikammer unter den solidesten Abhandlungen, des Nachts kann ich träumen als Lerche im Friedrichsberger-Garten zu fliegen, es könnte wahrlich eine ganze Volkscomödie davon geschrieben werden!"

Nun flog er in das Gras nieder, drehte den Kopf nach allen Seiten herum und schlug mit dem Schnabel auf die geschmeidigen Grashalme, die, im Verhältniß zu seiner gegenwärtigen Größe, so lang wie die Palmenzweige Nord-Afrika's erschienen.

Es war nur einen Augenblick so, dann wurde es kohlschwarze Nacht um ihn; ein, wie es ihm erschien, ungeheuerer Gegenstand, wurde über ihn hingeworfen, es war eine große Mütze, welche ein Knabe von Nyboder über den Vogel warf, eine Hand kam herein und ergriff den Copisten um Rücken und Flügel, so daß er pfiff; im ersten Schreck rief er laut: „Du unverschämtes Balg! Ich bin Copist in der Polizeikammer!" aber das klang dem Knaben wie ein pipipip! er schlug den Vogel auf den Schnabel und wanderte davon.

In der Allee begegnete er zwei Schulknaben der gebildeten Klasse, das heißt, gesellschaftlich betrachtet, als Geister waren sie in der niedrigsten der Schule; sie kauften den Vogel für acht Schillinge, und so kam der Copist nach Kopenhagen zu einer Familie in der Gothersstraße.

„Es ist gut, daß ich träume!" sagte der Copist, „sonst

würde ich wahrlich böse! zuerst war ich Poet, nun bin ich eine Lerche! ja, das war sicher die Poeten-Natur, die mich in das kleine Thier verwandelte! Es ist doch eine jämmerliche Geschichte, besonders wenn man einigen Knaben in die Hände fällt. Ich möchte wohl wissen, wie das abläuft!"

Die Knaben brachten ihn in eine höchst elegante Stube hinein; eine dicke lächelnde Dame empfing sie, aber sie war durchaus nicht darüber erfreut, daß der gemeine Feldvogel, wie sie die Lerche nannte, mit herein kam, doch für heute wollte sie es sich gefallen lassen, und sie mußten sie in den leeren Käfig setzen, der am Fenster stand; „das wird vielleicht dem Papchen Freude machen!" fügte sie hinzu und lachte einen großen grünen Papagei an, der sich vornehm in seinem Ring in dem prächtigen Messingkäfig schaukelte. „Es ist Papchens Geburtstag!" sagte sie dumm naiv, „deßhalb will der kleine Feldvogel gratuliren!"

Papchen erwiederte nicht ein einziges Wort, sondern schaukelte vornehm vor und zurück, dagegen fing ein hübscher Canarienvogel, der im letzten Sommer von seinem warmen, duftenden Vaterlande hierher gebracht war, laut zu singen an.

„Schreihals!" sagte die Dame und warf ein weißes Taschentuch über den Käfig.

„Pipip!" seufzte er, „das ist ein erschreckliches Schneewetter!" und mit diesem Seufzer schwieg er.

Der Copist, oder, wie die Dame sagte, der Feldvogel,

kam in einen kleinen Käfig, dicht neben den Kanarienvogel, nicht weit vom Papagei. Die einzige menschliche Tirade, welche Papchen plaudern konnte, und die oft recht komisch klang, war die: „nein, laßt uns nun Menschen sein!" Alles Uebrige, was er schrie, war eben so unverständlich, wie das Zwitschern des Kanarienvogels, nur nicht für den Copisten, der nun selbst ein Vogel war; er verstand die Kameraden sehr gut.

„Ich flog unter der grünen Palme und dem blühenden Mandelbaume!" sang der Kanarienvogel, „ich flog mit meinen Brüdern und Schwestern über die prächtigen Blumen und über den spiegelklaren See hin, wo die Pflanzen sich auf dem Boden wiegten. Ich erblickte auch viel schöne Papageien, die die lustigsten Geschichten erzählten, so lange und so viele!"

„Das waren wilde Vögel," erwiederte der Papagei, „die besaßen keine Bildung. Nein, laßt uns nun Menschen sein! — Weshalb lachst du nicht? Wenn die Dame und alle Fremde darüber lachen können, so kannst du es auch. Es ist ein großer Fehler, das Ergötzliche nicht goutiren zu können. Nein, laßt uns nun Menschen sein!"

„O, entsinnst du dich der hübschen Mädchen, die unter dem ausgespannten Zelte bei den blühenden Bäumen tanzten? Entsinnst du dich der süßen Früchte und des kühlenden Saftes in den wild wachsenden Kräutern?"

„O ja," sagte der Papagei, „aber hier habe ich es

weit besser! ich habe gutes Essen und eine intime Behandlung; ich weiß, ich bin ein guter Kopf, und mehr verlange ich nicht. Laßt uns nun Menschen sein! Du bist eine Dichterseele, wie sie es nennen, ich habe gründliche Kenntnisse und Witz, du hast dieses Genie, aber keine Besonnenheit, steigst in diesen hohen Naturtönen hinauf, und deßhalb wirst du zugedeckt. Das bietet man mir nicht, nein, denn ich habe ihnen etwas mehr gekostet! ich imponire mit meinem Schnabel und kann mit „Witz" schlagen: nein, laßt uns nun Menschen sein!"

„O mein armes, blühendes Vaterland!" sang der Kanarienvogel, „ich will deine dunkelgrünen Bäume und deine stillen Meerbusen besingen, wo die Zweige die klare Wasserfläche küssen, singen von dem Jubel aller meiner schimmernden Brüder und Schwestern, wo „der Wüste Pflanzenquellen"*) wachsen!"

„Laß doch nur diese elegischen Töne sein!" sagte der Papagei. „Sage etwas, worüber man lachen kann! Gelächter ist das Zeichen des höchsten geistigen Standpunktes. Sieh, ob ein Hund oder Pferd lachen kann! nein, weinen können sie, aber lachen, das ist allein dem Menschen gegeben. Ho, ho, ho!" lachte das Papchen und fügte seinen Witz: „Laßt uns nun Menschen sein" hinzu.

„Du kleiner grauer dänischer Vogel," sagte der Ka-

*) Cactus.

narienvogel, „Du bist auch Gefangener geworden! es ist sicher kalt in Deinen Wäldern, aber da ist doch Freiheit, fliege hinaus! Man hat vergessen Deinen Käfig zu schließen; das oberste Fenster steht auf. Fliege, fliege!“

Instinctmäßig gehorchte der Copist und war aus dem Käfig; im selben Augenblick knarrte die halbgeöffnete Thür zum nächsten Zimmer, und geschmeidig, mit grünen funkelnden Augen, schlich sich die Hauskatze herein und machte Jagd auf ihn. Der Kanarienvogel flatterte im Käfig, der Papagei schlug mit den Flügeln und rief: „Laßt uns nun Menschen sein!“ Der Copist fühlte den tödlichsten Schreck und flog durch das Fenster, über die Häuser und Straße davon: zuletzt mußte er sich etwas ausruhen.

Das gegenüberliegende Haus hatte etwas Heimisches: ein Fenster stand auf, er flog hinein, es war sein eigenes Zimmer; er setzte sich auf den Tisch.

„Laßt uns nun Menschen sein!“ sprach er unwillkürlich dem Papagei nach, und im selben Augenblick war er der Copist, aber er saß auf dem Tische.

„Gott bewahre mich!“ sagte er, „wie bin ich hierherauf gekommen und so in den Schlaf gefallen! das war auch ein unruhiger Traum, den ich hatte. Dummes Zeug war doch die ganze Geschichte.

VI.

Das Beste, was die Galoschen brachten.

Am darauf folgenden Tage, in der frühen Morgenstunde, als der Copist noch im Bette lag, klopfte es an seine Thür, es war sein Nachbar in derselben Etage, ein junger Theologe; er trat herein.

„Leihe mir Deine Galoschen," sagte er, „es ist so naß im Garten, aber die Sonne scheint herrlich, ich möchte wohl eine Pfeife dort unten rauchen."

Die Galoschen zog er an und war bald unten im Garten, welcher einen Pflaumen- und einen Apfelbaum besaß. Selbst ein so kleiner Garten, wie dieser war, gilt innerhalb Kopenhagens für eine große Herrlichkeit.

Der Theologe wanderte im Gange auf und nieder; die Uhr war erst sechs; draußen von der Straße ertönte ein Posthorn.

„O, reisen! reisen!" rief er aus, „das ist doch das größte Glück in der Welt! das ist meiner Wünsche höchstes Ziel! Da würde diese Unruhe, die ich fühle, gestillt werden. Aber weit fort müßte es sein! ich möchte die herrliche Schweiz sehen, Italien bereisen und —"

Ja, gut war es, daß die Galoschen sogleich wirkten, sonst wäre er gar zu weit herumgekommen, sowohl für sich selbst, wie für uns Andere. Er reiste. Er war mitten in der Schweiz, aber mit acht Anderen in das Innerste einer

Diligence eingepackt; er hatte Kopfschmerzen, fühlte sich müde im Nacken und das Blut war ihm in die Füße hinabgesunken, die angeschwellen, von den Stiefeln gedrückt wurden. Er schwebte zwischen einem schlummernden und wachenden Zustande. In seiner Tasche zur Rechten hatte er das Creditiv, in seiner Tasche zur Linken den Paß und in einem kleinen Lederbeutel auf der Brust einige festgenähte Louisd'or, jeder Traum verkündete, daß eines oder das andere dieser Kostbarkeiten verloren wäre, und deßhalb fuhr er fieberartig empor, und die erste Bewegung, welche die Hand machte, war ein Dreieck von der Rechten zur Linken und gegen die Brust hinauf, um zu fühlen, ob er seine Sachen noch habe oder nicht. Schirme, Stöcke und Hüte schaukelten im Netze über ihn und benahmen so ziemlich die Aussicht, die höchst imponirend war, er schielte danach, während das Herz sang, was wenigstens schon ein Dichter, den wir kennen, in der Schweiz gesungen, bis jetzt aber noch nicht hat drucken lassen:

Hier ist's so schön, so frei und still,
Montblanc seh ich, den steilen
Wenn nur das Geld ausreichen will,
Ach, dann ist hier gut weilen!

Groß, ernst und dunkel war die ganze Natur rings um ihn. Die Tannenwälder erschienen wie Heidespitzen auf den hohen Felsen, deren Gipfel im Wolkennebel verborgen waren; nun begann es zu schneien, der kalte Wind blies.

„Uh!“ seufzte er, „wären wir doch auf der andern Seite der Alpen, dann wäre es Sommer und ich hätte Geld auf mein Creditiv erhoben; die Angst, die ich für dieses fühle, macht, daß ich die Schweiz nicht genieße, o, wäre ich doch erst auf der andern Seite!“

Und da war er auf der andern Seite; tief hinein in Italien war er, zwischen Florenz und Rom. Der See Tracymenes lag in der Abendbeleuchtung, wie ein flammendes Gold, zwischen den dunkelblauen Bergen; hier, wo Hannibal den Flaminius schlug, hielten sich nun die Weinranken friedlich in den grünen Fingern; liebliche halbnackte Kinder hüteten eine Heerde kohlschwarzer Schweine unter einer Gruppe duftender Lorbeerbäume am Wege. Könnten wir dieses Gemälde richtig wiedergeben, so würden Alle jubeln: „Herrliches Italien!“ aber das sagte keineswegs der Theologe oder ein einziger seiner Reisegefährten im Wagen des Veturinen.

Giftige Fliegen und Mücken flogen bei ihnen zu tausenden in den Wagen herein, vergebens schlugen sie mit einem Myrthenzweige um sich, die Fliegen stachen demohnerachtet; es war nicht ein Mensch im Wagen, dessen Gesicht nicht von blutigen Bissen angeschwollen gewesen wäre. Die armen Pferde sahen wie Aeser aus, die Fliegen saßen in großen Schaaren auf denselben, und nur augenblicklich half es, daß der Kutscher hinabstieg und die Thiere abschabte. Nun sank die Sonne unter, eine kurze, aber eisige Kälte

ging durch die ganze Natur, es war gleich des Grabgewölbes kaltem Luftzug nach einem heißen Sommertage, aber ringsumher erhielten Berge und Wellen den sonderbaren grünen Ton, welchen wir auf einzelnen alten Gemälden finden, und wenn wir ein solches Farbenspiel nicht im Süden erlebt haben, für unnatürlich halten. Es war ein herrliches Schauspiel, aber — der Magen war leer, der Körper ermüdet, alle Sehnsucht des Herzens drehte sich um ein Nachtquartier, aber wie würde das ausfallen? Man blickte weit inniger danach, als nach der schönen Natur.

Der Weg ging durch einen Olivenwald, es war als führe er daheim zwischen knotigen Weiden, hier lag das einsame Wirthshaus. Ein Dutzend bettelnder Krüppel hatten sich vor demselben gelagert, der rascheste derselben sah aus, um einen marryatischen Ausdruck zu gebrauchen, wie „der älteste Sohn des Hungers, der das Alter seiner Volljährigkeit erreicht hat,“ *) die Andern waren entweder blind, hatten vertrocknete Beine und krochen auf den Händen, oder geschwundene Arme mit fingerlosen Händen. Das war das Elend recht aus den Lumpen gezogen. „Eccellenza, miserabili!“ seufzten sie und streckten die kranken Glieder vor. Die Wirthin selbst mit bloßen Füßen, ungemachten Haaren und nur mit einer schmutzigen Blouse bedeckt, empfing die Gäste. Die Thüren waren mit Bindfaden zusammengebun-

---

*) Snarleyyaw.

den, der Fußboden in den Zimmern bot ein halbaufgewühltes Pflaster von Mauersteinen dar; Fledermäuse flogen unter der Decke hin, und der Gestank hierdrinnen — —

„Ja, will sie unten im Stall decken!" sagte einer der Reisenden, „dort unten weiß man doch, was es ist, was man einathmet!"

Die Fenster wurden geöffnet, damit etwas frische Luft hereindringen könnte, aber schneller als diese kamen die verdorrten Arme und das ewige Jammern: miserabili, Eccellenza! herein. Auf den Wänden standen viele Inschriften, die Hälfte war gegen das bella Italia!

Das Essen wurde aufgetragen; da war eine Suppe von Wasser, gewürzt mit Pfeffer und ranzigem Oel. Letzteres spielte die Hauptrolle beim Salate; verdorbene Eier und gebratene Hahnenkämme waren die Prachtgerichte, selbst der Wein hatte einen Beigeschmack, er war eine wahre Mixtur.

Zur Nacht wurden die Koffer gegen die Thür aufgestellt; einer der Reisenden hatte die Wache, während die Andern schliefen; der Theologe war der Wachthabende; o, wie schwül war es hierdrinnen! die Hitze drückte, die Mükken schnurrten und stachen, die miserabili draußen jammerten im Traume.

„Ja, reisen ist schon gut!" sagte der Theologe, „hätte man nur keinen Körper! könnte dieser ruhen und der Geist dahingegen flattern. Wohin ich komme, fühle ich einen

Mangel, der das Herz drückt; etwas Besseres als das Augenblickliche ist es, was ich haben will; ja etwas Besseres, das Beste, aber wo und was ist es! im Grunde weiß ich wohl, was ich will, ich will zu einem glücklichen Ziel, dem Glücklichsten von Allen!"

Und so wie das Wort ausgesprochen war, befand er sich in der Heimath; die langen weißen Gardinen hingen vor den Fenstern herab und mitten auf dem Fußboden stand der schwarze Sarg, in diesem lag er in seinem stillen Todesschlaf, sein Wunsch war erfüllt, der Körper ruhete, der Geist reiste. Preise Niemanden glücklich, bevor er in seinem Grabe ist, waren die Worte Solons, hier wurde ihre Bekräftigung erneuet.

Jede Leiche ist die Sphinx der Unsterblichkeit; auch die Sphinx hier auf dem schwarzen Sarkophage beantwortete für uns, was der Lebende zwei Tage im voraus niedergeschrieben hatte:

Du starker Tod, dein Schweigen machet Graun;
Du hinterläßt als Spur nur Kirchhofs Gräber.
Soll nicht der Geist die Jakobsleiter schau'n?
Nur auferstehn, als Todes Garten-Gräser?

Das größte Leiden sieht die Welt oft nicht!
Du, der du einsam warst bis an dein Ende,
Weit schwerer drückt das Herz so manche Pflicht,
Als hier die Erde an des Sarges Wände!

Zwei Gestalten bewegten sich im Zimmer; wir kennen

sie beide: es war die Fee der Trauer und die Abgesandte des Glückes; sie beugten sich über den Todten hin.

„Siehst Du,“ sagte die Trauer, „welches Glück brachten Deine Galoschen wohl der Menschheit?“

„Sie brachten wenigstens ihm, der hier schlummert, ein dauerndes Gut!“ antwortete die Freude.

„O nein!“ sagte die Trauer. „Selbst ging er fort, er wurde nicht gerufen! seine geistige Kraft war nicht stark genug, um die Schätze hier zu heben, die er seiner Bestimmung nach heben muß! Ich will ihm eine Wohlthat erweisen!“

Und sie zog die Galoschen von seinen Füßen; da war der Todesschlaf geendet, der Wiederbelebte erhob sich. Die Trauer verschwand, mit ihr aber auch die Galoschen; sie hat sie sicher als ihr Eigenthum betrachtet.

Die Glocke.

Des Abends in den schmalen Straßen der großen Stadt, wenn die Sonne unterging und die Wolken oben wie Gold zwischen den Schornsteinen glänzten, hörte häufig bald der Eine bald der Andere einen sonderbaren Laut, gerade wie den Klang einer Kirchenglocke, aber man hörte es nur einen Augenblick, denn da war ein solches Rasseln von Wagen und solches Rufen, und das stört. „Nun läutet die Abendglocke!" sagte man, „nun geht die Sonne unter!"

Die, welche außerhalb der Stadt gingen, wo die Häuser weiter von einander entfernt lagen, mit Gärten und kleinen Feldern dazwischen, die sahen den Abendhimmel noch prächtiger und hörten den Klang der Glocke weit stärker, es war, als käme der Ton von einer Kirche tief aus dem stillen, duftenden Walde, und die Leute blickten dorthin und wurden ganz andächtig.

Nun verstrich längere Zeit, der Eine sagte zum Andern:

„Ob wohl eine Kirche da draußen im Walde ist? Die Glocke hat doch einen eigenthümlich herrlichen Klang; wollen wir nicht hinaus und sie uns näher betrachten?“ Und die reichen Leute fuhren und die Armen gingen, aber der Weg wurde ihnen so erstaunlich lang, und als sie zu einer Menge Weidenbäume kamen, die am Rande des Waldes wuchsen, da lagerten sie sich dort und blickten zu den langen Zweigen hinauf und glaubten, daß sie nun recht im Grünen seien; der Conditor aus der Stadt kam hinaus und schlug sein Zelt auf, und dann kam da noch ein Conditor und er hing eine Glocke gerade über seinem Zelte auf, und zwar eine Glocke, die getheert war, um den Regen aushalten zu können, und der Knebel fehlte. Wenn dann die Leute wieder nach Hause gingen, sagten sie, daß es so romantisch gewesen sei, und das bedeutet etwas ganz Anderes als ein Thee. Drei Personen versicherten, daß sie in den Wald hineingedrungen seien bis dahin, wo er ende, und sie hätten immer den sonderbaren Glockenklang gehört, aber es war ihnen dort gerade, als wenn er aus der Stadt käme; der Eine schrieb ein ganzes Lied davon und sagte, daß die Glocke wie die Stimme einer Mutter zu einem lieben klugen Kinde klänge, keine Melodie sei herrlicher als der Klang der Glocke.

Der Kaiser des Landes wurde auch aufmerksam darauf und versprach, daß der, welcher wirklich ausfindig machen könne, woher der Schall komme, den Titel eines

„Welt-Glöckners“ haben solle, und das selbst, wenn es auch keine Glocke sei.

Nun gingen Viele der guten Versorgung halber nach dem Walde, aber da war nur Einer, der mit einer Art Erklärung zurückkehrte; Keiner war tief genug hinein gewesen, und er denn auch nicht; aber er sagte doch, daß der Glockenton von einer sehr großen Eule in einem hohlen Baume herkomme, das war so eine Weisheitseule, die ihren Kopf fortwährend gegen den Baum schlug, aber ob der Ton von ihrem Kopfe oder von dem hohlen Stamme käme, das könnte er noch nicht mit Bestimmtheit sagen, und dann wurde er als Welt-Glöckner angestellt und schrieb jedes Jahr eine kleine Abhandlung über die Eule; man war darum ebenso klug als vorher.

Nun war es gerade ein Einsegnungstag; der Prediger hatte so schön und innig gesprochen, die Confirmanden waren so bewegt gewesen, es war ein wichtiger Tag für sie, sie wurden aus Kindern mit einem Male zu erwachsenen Menschen, die Kinderseele sollte nun gleichsam in eine verständigere Person hinüberfliegen. Es war der herrlichste Sonnenschein, die Confirmanden gingen zur Stadt hinaus, und vom Walde erklang die große unbekannte Glocke ganz besonders stark. Sie bekamen sogleich eine Lust, dahin zu gelangen, und zwar Alle bis auf drei, die eine von ihnen wollte nach Hause und ihr Ballkleid anprobiren, denn es war gerade das Kleid und der Ball, welche Schuld daran

waren, daß sie dieses Mal eingesegnet worden war, denn sonst wäre sie nicht mitgekommen; der zweite war ein armer Knabe, welcher seinen Confirmationsrock und die Stiefel vom Sohne des Wirthes geliehen hatte, und die mußte er zur bestimmten Zeit zurückliefern; der dritte sagte, daß er nie nach fremden Orten ginge, wenn seine Eltern nicht mitwären, und daß er immer ein artiges Kind gewesen und das wolle er auch bleiben, selbst als Confirmand, und darüber soll man sich nicht lustig machen! — aber das thaten sie.

Drei von ihnen gingen also nicht mit, die Andern trabten davon; die Sonne schien und die Vögel sangen, und die Confirmanden sangen mit und hielten einander bei den Händen, denn sie hatten ja noch keine Aemter erhalten und waren alle Confirmanden vor dem lieben Gott.

Aber bald ermüdeten zwei der Kleinsten und dann kehrten sie um und gingen wieder zur Stadt; zwei kleine Mädchen setzten sich und banden Kränze, sie kamen auch nicht mit, und als die Andern die Weidenbäume erreichten, wo der Conditor wohnte, da sagten sie: „Sieh so, nun sind wir hier draußen, die Glocke existirt ja doch eigentlich nicht, sie ist nur etwas, was man sich einbildet!“

Da ertönte plötzlich tief im Walde die Glocke so schön und feierlich, daß vier oder fünf sich bestimmten, doch weiter in den Wald hinein zu gehen. Der war so dicht, so belaubt, es war ordentlich beschwerlich vorzudringen, Wald-

lilien und Anemonen wuchsen fast allzuhoch, blühende Convolvuli und Brombeerranken hingen in langen Guirlanden von Baum zu Baum, wo die Nachtigallen sangen und die Sonnenstrahlen spielten; o, das war so herrlich, aber für Mädchen war es kein gangbarer Weg, sie würden sich die Kleider zerrissen haben. Da lagen große Felsstücke mit Moos von allen Farben bewachsen, das frische Quellwasser quell hervor und wunderbar tönte es gleich wie „kluck, kluck!"

„Das sollte doch wohl nicht die Glocke sein!" sagte einer der Confirmanden, und legte sich nieder und horchte nach. „Das muß man ordentlich studiren!" da blieb er und ließ die Andern gehen.

Sie kamen zu einem Hause von Borke und Zweigen, ein großer Baum mit wilden Aepfeln lehnte sich darüber hin, als wolle er seinen ganzen Segen über das Dach ausschütten, welches blühende Rosen trug; die langen Zweige lagen gerade um den Giebel hin und an diesem hing eine kleine Glocke. Sollte es diese sein, die man gehört hatte? Ja, darin stimmten Alle überein, bis auf Einen, er sagte, daß die Glocke zu klein und fein sei, als daß sie in solcher Entfernung gehört werden könne, wie sie sie gehört hätten, und daß es ganz andere Töne wären, die ein Menschenherz so rührten; der, welcher sprach, war ein Königssohn, und da sagten die Andern: „so Einer wolle immer klüger sein."

Dann ließen sie ihn allein gehen, und wie er ging,

wurde seine Brust mehr und mehr von der Einsamkeit des Waldes erfüllt; aber noch hörte er die kleine Glocke, über die sich die Andern so erfreuten, und mitunter, wenn der Wind die Töne vom Conditor herübertrug, konnte er auch hören, wie da zum Thee gesungen wurde; aber die tiefen Glockenschläge tönten doch stärker, bald war es gerade so, als spielte eine Orgel dazu, der Schall kam von der linken, von der Seite, auf der das Herz sitzt.

Nun raſſelte es im Busche und da stand ein kleiner Knabe vor dem Königssohne, ein Knabe in Holzschuhen und mit einer so kurzen Jacke, daß man recht sehen konnte, wie lange Handgelenke er habe. Sie kannten einander, der Knabe war gerade derjenige von den Confirmanden, der nicht hatte mitkommen können, weil er nach Hause mußte, um Rock und Stiefel an des Wirthes Sohn abzuliefern; das hatte er gethan und war nun in Holzschuhen und den ärmlichen Kleidern allein davon gegangen, denn die Glocke klang so stark, so tief, er mußte hinaus.

„Dann können wir ja zusammen gehen!“ sagte der Königssohn. Aber der arme Confirmand mit den Holzschuhen war ganz verschämt, er zupfte an den kurzen Aermeln der Jacke und sagte: er fürchte, er könne nicht so rasch mitkommen, überdem meine er, daß die Glocke zur Rechten gesucht werden müsse, denn der Platz habe ja alles Große und Herrliche.

„Ja, dann begegnen wir uns gar nicht!“ sagte der

Königssohn und nickte dem armen Knaben zu, der in den tiefsten, dichtesten Theil des Waldes hineinging, wo die Dornen seine ärmlichen Kleider entzwei und Antlitz, Hände und Füße blutig rissen. Der Königssohn erhielt auch einige tüchtige Risse, aber die Sonne beschien doch seinen Weg, und er ist es, dem wir nun folgen, denn es war ein flinker Bursche.

„Die Glocke will und muß ich finden!“ sagte er, „wenn ich auch bis zum Welt Ende gehen muß!“

Die häßlichen Affen saßen eben in den Bäumen und grinsten mit allen ihren Zähnen. „Wollen wir ihn prügeln!“ sagten sie; „wollen wir ihn dreschen; er ist ein Königssohn!“

Aber er ging unverdrossen tiefer und tiefer in den Wald, wo die wunderbarsten Blumen wuchsen, da standen weiße Sternlilien mit blutrothen Staubfäden, himmelblaue Tulpen, die im Winde funkelten, und Apfelbäume, deren Aepfel ganz und gar wie große glänzende Seifenblasen aussahen; denk' nur, wie die Bäume im Sonnenscheine strahlen mußten. Ringsumher die schönsten grünen Wiesen, wo Hirsch und Hindin im Grase spielten, wuchsen prächtige Eichen und Buchen, und war einer der Bäume in der Borke gesprungen, so wuchsen Gras und lange Ranken in den Spalten; da waren auch große Waldstrecken mit stillen Landseen, worin weiße Schwäne schwammen und mit den Flügeln schlugen. Der Königssohn stand oft still und

horchte, oft glaubte er, daß von einem dieser tiefen Seen die Glocke zu ihm herauf klang, aber dann merkte er wohl, daß es nicht daher käme, sondern daß die Glocke noch tiefer im Walde ertöne.

Nun ging die Sonne unter, die Luft erglänzte roth wie Feuer, es wurde so still, so still im Walde, und er sank auf seine Knie, sang seinen Abendpsalm und sagte: „Nie finde ich, was ich suche! nun geht die Sonne unter, nun kömmt die Nacht, die finstre Nacht; doch einmal kann ich die runde, rothe Sonne vielleicht noch sehen, bevor sie ganz hinter der Erde versinkt; ich will dort auf die Klippen hinaufsteigen, ihre Höhe erreicht die der höchsten Bäume!“

Und er ergriff nun Ranken und Wurzeln, kletterte an den nassen Steinen empor, wo die Wasserschlangen sich wanden, wo die Kröten ihn gleichsam anbellten; — aber hinauf kam er, bevor die Sonne, von dieser Höhe gesehen, ganz untergegangen war; o, welche Pracht! Das Meer, das große herrliche Meer, welches seine langen Wogen gegen die Küste wälzte, streckte sich vor ihm aus, und die Sonne stand wie ein großer, glänzender Altar da draußen, wo Meer und Himmel sich begegneten, Alles schmolz in glühenden Farben zusammen, der Wald sang und das Meer sang und sein Herz sang mit; die ganze Natur war eine große heilige Kirche, worin Bäume und schwebende Wolken die Pfeiler, Blumen und Gras die gewebte Sammetdecke und der Himmel selbst die große Kuppel bildeten;

dort oben erlöschen die rothen Farben, indem die Sonne verschwand, aber Millionen Sterne wurden angezündet, da glänzten Millionen Diamantlampen, und der Königssohn breitete seine Arme gegen den Himmel, gegen das Meer und den Wald aus, und da kam plötzlich, von dem rechten Seitenwege, mit den kurzen Aermeln und den Holzschuhen der arme Confirmand; er war da ebenso zeitig angelangt, er war auf seinem Wege dahin gekommen, und sie liefen einander entgegen und sie hielten einander in den Händen in der großen Kirche der Natur und der Poesie, und über ihnen ertönte die unsichtbare heilige Glocke, selige Geister umschwebten dieselbe im Tanze zu einem jubelnden Halleluja!

Der böse Fürst.

Es war einmal ein böser und übermüthiger Fürst, der nur darauf sann, alle Länder der Welt zu erobern und durch seinen Namen Furcht einzuflößen; er fuhr umher mit Feuer und Schwert; seine Soldaten zertraten das Korn auf den Feldern, sie zündeten des Bauers Haus an, so daß die rothe Flamme die Blätter von den Bäumen leckte, und die Frucht gebraten von den schwarz versengten Zweigen hing. Manche arme Mutter verbarg sich mit ihrem nackten säugenden Kinde hinter den rauchenden Mauern, und die Soldaten suchten sie, und fanden sie dieselbe und das Kind, so begann ihre teuflische Freude; böse Geister konnten nicht ärger verfahren; der Fürst aber meinte gerade es ginge wie es solle; Tag für Tag wuchs seine Macht, sein Name wurde von Allen gefürchtet, und das Glück folgte ihm bei allen seinen Thaten. Von den eroberten Städten führte er Geld und große Schätze heim; in seiner Königsstadt wurde ein Reichthum aufgehäuft, der an keinem andern Orte seines Gleichen fand. Nun ließ er prächtige Schlösser, Kirchen und Bogenhallen bauen, und Jeder, der diese Herrlichkeit erblickte, sagte: „welch großer Fürst!“ Sie gedachten nicht der Noth, die er über andere Länder gebracht hatte, sie hörten nicht die Seufzer und den Jammer, der sich von den eingeäscherten Städten erhob.

Der Fürst betrachtete sein Geld, sah seine prächtigen Gebäude und dachte dann, gleich der Menge: „welch großer Fürst! aber ich muß mehr haben! viel mehr! Keine Macht

darf mir gleich, viel weniger größer genannt werden, als die meine!" und er begann Krieg mit allen seinen Nachbaren, und besiegte sie Alle. Die überwundenen Könige ließ er mit Goldketten an seinen Wagen fesseln, wenn er durch die Straßen fuhr; und saß er zu Tische, so mußten sie ihm und seinen Hofleuten zu Füßen liegen und die Brocken aufsammeln, die man ihnen zuwarf.

Nun ließ der Fürst seine Bildsäule auf den Plätzen und in den königlichen Schlössern errichten, ja er wollte, sie solle in den Kirchen vor dem Altar des Herrn stehen; aber die Priester sagten: „Fürst, Du bist groß, aber Gott ist größer, wir wagen es nicht!"

„Wohl," sagte der böse Fürst, „dann überwinde ich auch Gott!" und in seines Herzens Uebermuth und Thorheit ließ er ein köstliches Schiff bauen, womit man die Luft durchschiffen konnte; es war so bunt, wie der Schweif des Pfaues, und schien mit tausend Augen besetzt zu sein, aber jedes Auge war ein Büchsenlauf; der Fürst saß mitten im Schiffe, er brauchte nur an eine Feder zu drücken, dann flogen tausend Kugeln hinaus und die Büchsen waren gleich wieder wie früher geladen. Hunderte von starken Adlern wurden vor das Schiff gespannt und so flog er nun gegen die Sonne an. Die Erde lag tief unten; zuerst erschien sie mit ihren Bergen und Wäldern nur wie ein aufgepflügter Acker, wo das Grüne aus den umgewälzten Rasenstücken hervorblickt, später glich sie einer flachen Landkarte, und bald war sie ganz in Nebel und Wolken verhüllt. Höher und höher flogen die Adler aufwärts; da entsendete Gott einen einzigen seiner unzähligen Engel, und der böse Fürst ließ Tausende von Kugeln gegen ihn fliegen, aber die Kugeln fielen gleich Hagel von den glänzenden Flügeln des Engels zurück; ein Bluttropfen, nur ein einziger, tröpfelte von der weißen Flügel-Feder, und dieser Tropfen fiel auf das Schiff, in welchem der König saß, er brannte sich fest, er lastete gleich tausend Zentnern Blei und riß das Schiff in stürzender Fahrt gegen die Erde nieder; der Adler starke Schwingen zerbrachen, der Wind

umsauste des Fürsten Haupt, und die Wolken ringsum — sie waren ja von den abgebrannten Städten gebildet — formten sich zu drohenden Gestalten, wie zu meilengroßen Krebsen, die ihre starken Klauen nach ihm ausstreckten, zu rollenden Felsstücken und feuerspeienden Drachen; halb todt lag der König im Schiffe, welches zuletzt in des Waldes dicken Baum-Zweigen hängen blieb.

„Ich will Gott besiegen!" sagte er, „ich habe es geschworen, mein Wille soll geschehen!" und er ließ sieben Jahre lang künstliche Schiffe, zum Durchsegeln der Luft, bauen, er ließ Blitzstrahlen vom härtesten Stahl schmieden, denn er wollte des Himmels Befestigung sprengen. Von allen seinen Landen sammelte er große Kriegsheere, die einen Umkreis von mehreren Meilen bedeckten, als sie Mann bei Mann aufgestellt waren. Sie bestiegen die künstlichen Schiffe, der König selbst näherte sich dem seinen; da entsendete Gott einen Mückenschwarm, einen einzigen kleinen Mückenschwarm. Der umschwirrte den König und stach dessen Antlitz und Hände; er zog im Zorn sein Schwert, schlug aber nur in die leere Luft, die Mücken konnte er nicht treffen. Da gebot er, daß köstliche Teppiche gebracht werden sollten, mit diesen mußte man ihn umwickeln, da konnte keine Mücke mit ihrem Stachel hindurchdringen, und man that, wie er befohlen; aber eine einzige Mücke setzte sich auf die innere Seite des Teppichs, sie kroch in des Königs Ohr und stach ihn dort; es brannte wie Feuer, das Gift schlug hinauf in sein Gehirn, er riß sich los, schleuderte die Teppiche ab, zerriß seine Kleider und tanzte nackend vor den rohen, wilden Soldaten umher, die nun des tollen Fürsten spotteten, der Gott bestürmen wollte, und von einer einzigen kleinen Mücke überwunden worden war.

Druck von F. Nietack in Berlin.

Neue M

H. C.

Zwei

Aus dem

Mit acht Bil

Verlag von

Mährchen

von

. Andersen.

eiter Band.

m Dänischen

von

H. Zeise.

...itern von Otto Speckter.

Hamburg.
n Robert Kittler.
1846.

Holger Danske.
Der Tannenbaum
Die Schneekönig
Die rothen Schu
Die Springbursch
Die Hirtin und
Der Elfenhügel.
Fliedermütterchen
Die Glocke. . .

Inhalt.

Seite

. . . . 1
…en. 9
…gin. 25
…uhr. 80
…iden. 91
… der Schornsteinfeger. 95
. . . . 101
…n. 117
. . . . 132

Holger Danske.

In Dänemark ist ein altes Schloß, welches Kronburg heißt, es liegt gerade am Oeresund, wo täglich die großen Schiffe zu hunderten vorbeisegeln, sowohl englische, als russische und preußische; und sie grüßen das alte Schloß mit Kanonen: „bum!“ und das Schloß antwortet wieder mit Kanonen: „bum!“ denn auf diese Weise sagen die Kanonen „guten Tag!“ „vielen Dank!“ — Im Winter segeln dort keine Schiffe, dann ist Alles bis nach Schweden mit Eis bedeckt; aber es ist ordentlich wie ein ganzer Landweg, dort weht die dänische und die schwedische Flagge, und Dänen und Schweden sagen einander: „guten Tag,“ „vielen Dank!“ aber nicht mit Kanonen, nein, mit freundlichem Händedruck, und der Eine holt Waizenbrot und Kringel bei dem Andern, denn fremde Kost schmeckt am besten. Aber die Pracht am Ganzen ist doch das alte Kronburg, und hier ist's wo Holger Danske in dem tiefen, finstern Keller, wohin Keiner kommt, schläft, er ist

in Eisen und Stahl gekleidet, und stützt sein Haupt auf die starken Arme; sein langer Bart hängt über den Marmortisch, an dem er festgewachsen ist, er schläft und träumt, aber in Träumen sieht er Alles, was dort oben in Dänemark geschieht. Jeden Weihnachtabend kommt ein Engel Gottes, und sagt ihm, daß es richtig ist, was ihm geträumt hat, und daß er gut wieder schlafen kann, denn Dänemark ist noch in keiner wirklichen Gefahr! aber kommt es in eine, ja, dann wird der alte Helger Danske sich erheben, so daß der Tisch spaltet, wenn er den Bart an sich zieht! Dann tritt er hervor und schlägt, so daß es in allen Ländern der Welt gehört wird.

Dies Alles über Helger Danske erzählte ein alter Großvater seinem kleinen Enkel, und der kleine Knabe wußte, daß das, was der Großvater sagte, wahr sei. Und während der Alte erzählte, schnitzte er an einem großen Holzbilde, welches den Helger Danske vorstellen und aufs Vordertheil eines Schiffes gestellt werden sollte, denn der alte Großvater war Holzschnitzer, und das ist ein Mann, der für die Gallionen der Schiffe schnitzt, je nachdem jedes Schiff genannt werden soll, und hier hatte er Helger Danske geschnitzt, der so schlank und stolz mit seinem langen Barte dastand, und in der einen Hand das breite Schlachtschwert hielt, während er die andere aufs dänische Wappen stützte.

Und der alte Großvater erzählte so viel von merkwürdigen dänischen Männern und Frauen, so daß dem kleinen Enkel zuletzt däuchte, daß er nun ebenso viel wüßte, wie Holger Danske wissen konnte, dem ja doch nur davon träumte; und als der Kleine in sein Bett kam, dachte er soviel daran, daß er ordentlich sein Kinn an die Bettdecke preßte, und ihm schien, daß er einen langen Bart habe, der an selbiger festgewachsen sei.

Aber der alte Großvater blieb bei seiner Arbeit sitzen und schnitzte an dem letzten Theil derselben, es war das dänische Wappen; und nun war er fertig, und er sah auf das Ganze und dachte an Alles, was er gelesen, gehört und was er heute Abend dem kleinen Knaben erzählt hatte; und er nickte und trocknete seine Brille, setzte sie wieder auf, und sagte: ja, zu meiner Zeit kommt Holger Danske wohl nicht mehr! aber der Knabe dort im Bette kann ihn vielleicht zu sehen bekommen, und dabei sein wenn's richtig gilt, und der alte Großvater nickte, und je mehr er auf seinen Holger Danske sah, desto deutlicher wurde ihm, daß es ein gutes Bild sei, welches er gemacht habe; ihm schien ordentlich, daß es Farbe bekam, und daß der Harnisch wie Eisen und Stahl glänzte; die Herzen des dänischen Wappens wurden röther und röther, und die Löwen sprangen, mit Goldkronen geschmückt.

„Das ist doch das herrlichste Wappen, welches Jemand in der Welt hat!“ sagte der Alte. „Die Löwen bedeuten Stärke, und die Herzen Liebe und Milde!“ und er sah auf den obersten Löwen und dachte an König Knud, der das große England an den Königsstuhl Dänemarks band, und er sah auf den zweiten Löwen und dachte an Waldemar, der die zersplitterten Theile Dänemarks sammelte und die wendischen Länder bezwang; er sah auf den dritten Löwen und dachte an Margarethe, welche Dänemark, Schweden und Norwegen vereinigte; aber indem er auf die rothen Herzen sah, schienen sie noch stärker als vorhin, sie wurden zu Flammen, die sich bewegten, und seine Gedanken folgten einer jeden.

Die erste Flamme führte ihn in ein enges, finstres Gefängniß; dort saß eine Gefangene, ein herrliches Weib, Christian des Vierten Tochter, Eleonore Ulfeld; und die Flamme setzte sich wie eine Rose auf ihre Brust und blühte mit ihrem Herzen zusammen, sie die edelste und beste aller dänischen Frauen.

„Ja, das ist ein Herz in dem Wappen Dänemarks!“ sagte der alte Großvater.

Und seine Gedanken folgten der Flamme, die ihn aufs Meer hinausführte, wo die Kanonen donnerten, wo die Schiffe in Rauch eingehüllt lagen; und die Flamme heftete sich wie ein Ordensband an

Hvitfeldts Brust, indem er zur Rettung der Flotte sich und sein Schiff in die Luft sprengte.

Und die dritte Flamme führte ihn nach Grönlands ärmlichen Hütten, wo der Pfarrer Hans Egede mit Liebe in Wort und That stand, die Flamme war ein Stern auf seiner Brust, ein Herz für das dänische Wappen.

Und die Gedanken des alten Großvaters gingen der schwebenden Flamme voran, denn sein Gedanke wußte, wohin die Flamme wollte. In der ärmlichen Stube der Bauernfrau stand Friedrich der Sechste, und schrieb seinen Namen mit Kreide an den Balken; die Flamme zitterte auf seiner Brust, zitterte in seinem Herzen; in des Bauern Stube ward sein Herz ein Herz für das Wappen Dänemarks. Und der alte Großvater trocknete seine Augen, denn er hatte für König Friedrich mit dem silberweißen Haare und den ehrlichen, blauen Augen gelebt und er hatte ihn gekannt, er faltete seine Hände und sah still vor sich hin. Da kam des alten Großvaters Schwiegertochter und sagte, daß es spät sei, nun solle er ruhen, der Abendtisch sei gedeckt.

„Aber herrlich ist's doch, was du da gemacht hast, Großvater!" sagte sie. „Holger Danske und unser ganzes, altes Wappen! — Mir däucht, daß ich das Gesicht schon früher gesehen habe!"

„Nein, das hast du wohl nicht!“ sagte der alte Großvater, „aber ich hab's gesehen, und darnach gestrebt es in Holz zu schnitzen, so wie ich mich's erinnere. Damals war es, als die Engländer auf der Rhede lagen, am zweiten dänischen April, als wir zeigten, daß wir alte Dänen seien! Auf „Dänemark“ wo ich in Steen Billes Eskadre stand, hatte ich einen Mann zur Seite; es war, als ob die Kugeln sich vor ihm fürchteten! lustig sang er alte Weisen, und schoß, und stritt, als ob er mehr als ein Mensch sei. Ich erinnere mich noch seines Angesichts; aber woher er kam, wohin er ging, weiß ich nicht, weiß Keiner. Ich habe oft gedacht, daß es der alte Holger Danske selbst gewesen sei, der von Kronburg heruntergeschwommen, und in der Stunde der Gefahr half, das war nun mein Gedanke und dort steht sein Bild!“

Und es warf seinen großen Schatten ganz hinauf an die Wand, selbst etwas auf die Decke hin, es sah aus, als ob es der wirkliche Holger Danske selbst wäre, welcher dahinter stand, denn der Schatten bewegte sich, aber das konnte auch sein, weil die Flamme des Lichtes nicht beständig brannte. Und die Schwiegertochter küßte den alten Großvater, und führte ihn nach dem großen Lehnstuhl vor den Tisch, und sie und ihr Mann, der ja des alten Großvaters Sohn und Vater des kleinen Knaben war, der im

Bette lag, speisten ihr Abendbrot, und der alte Großvater erzählte von den dänischen Löwen und den dänischen Herzen, von der Stärke und Milde, und ganz deutlich erklärte er, daß es noch eine Stärke gebe, außer der, welche im Schwert ruhe, und er zeigte nach dem Bort, wo alte Bücher lagen, wo Holbergs sämmtliche Komödien standen, sie, welche so oft gelesen waren, denn sie waren so belustigend; es kam Einem ordentlich vor, als ob man alle Personen darin von alten Tagen her kenne.

„Sieh, er hat auch zu meißeln gewußt!“ sagte der alte Großvater; „er hat das Falsche und Eckige so gut er konnte von den Leuten gemeißelt!“ und der alte Großvater nickte gegen den Spiegel, wo der Almanach mit dem „runden Thurm“ stand; und dann sagte er: „Tycho Brahe, er war auch Einer, der das Schwert brauchte; nicht um in Fleisch und Bein zu hauen, sondern um einen deutlicheren Weg zwischen alle Sterne des Himmels zu bahnen! — Und nun er, dessen Vater von meinem Stande war, des alten Bildschnitzers Sohn, er, mit dem weißen Haar und den starken Schultern, den wir selbst gesehen haben, er, der von allen Ländern der Welt genannt wird! ja, er konnte in Stein hauen, ich kann nur schnitzen! Ja, Holger Danske kann auf viele Weisen kommen, so daß man in allen Ländern der Welt

von der Stärke Dänemarks hören wird! Laßt uns nun Bertels Gesundheit trinken!"

Aber der kleine Knabe im Bette sah deutlich das alte Kronburg mit dem Oeresund, den wirklichen Holger Danske, welcher tief unten saß, mit dem, am Marmortisch festgewachsenen Bart, dem von Allem träumte, was hier oben geschieht; Holger Danske träumte auch von der kleinen, ärmlichen Stube, wo der Holzschnitzer saß, er hörte Alles was gesprochen wurde, nickte in Träumen und sagte:

„Ja, gedenkt nur meiner, Ihr dänischen Leute! behaltet mich in Gedanken! ich komme in der Stunde der Noth!"

Und außen vor Kronburg glänzte der klare Tag, und der Wind trug die Töne des Jägerhorns von dem Nachbarland herüber, die Schiffe segelten vorbei und grüßten: „bum! bum!" und von Kronburg antwortete es: „bum! bum!" aber Holger Danske erwachte nicht, wie stark sie auch schossen, denn es war ja nur: „guten Tag! — „Vielen Dank!" Es muß anders geschossen werden, ehe er erwachen wird; aber er erwacht wohl, denn Kraft und Stärke ruht in Holger Danske.

Der Tannenbaum.

Draußen im Walde stand ein so niedlicher Tannenbaum; der hatte einen guten Platz, Sonne konnte er erhalten, Luft war genug vorhanden, und rundherum wuchsen viele größere Kameraden, sowohl Tannen als Föhren. — Aber der kleine Tannenbaum wollte so gern schnell wachsen.

Er dachte nicht an die warme Sonne und die frische Luft, er kümmerte sich nicht um die Bauernkinder die umhergingen und schwatzten, wenn sie draußen waren, um Erdbeeren oder Himbeeren zu suchen; oft kamen sie mit einer ganzen Kruke voll oder hatten Erdbeeren auf Stroh gezogen, dann setzten sie sich bei dem kleinen Baume nieder und sagten: „nein! wie niedlich klein er ist!“ Aber dies mochte der Baum gar nicht hören.

Nach einem Jahre war er einen langen Trieb größer, und wieder nach einem Jahre war er um noch einen viel länger; denn bei einem Tannenbaum kann man immer nach den Trieben, die er hat, sehn, wie viele Jahre er gewachsen ist.

„O, wär' ich doch solch großer Baum, wie die andern!“ seufzte das Bäumchen, „dann könnte ich meine Zweige weit umherbreiten und mit dem Wipfel in die weite Welt sehn! Dann würden die Vöglein Nester zwischen meinen Zweigen bauen, und wenn es wehte, dann könnte ich mich ebenso vornehm wie die Andern verbeugen!“

Das Bäumchen hatte gar keine Freude am Sonnenschein, an den Vöglein und den rothen Wolken, die Morgens und Abends über ihn dahinsegelten.

War's nun Winter, und lag der Schnee funkelnd weiß umher, so kam oft ein Hase gesprungen, und setzte gerade über den kleinen Baum weg, — o, das war so ärgerlich! — Aber zwei Winter vergingen, und im dritten war der Baum so groß, daß der Hase um ihn gehen mußte. O, wachsen, wachsen, groß und alt werden, dachte der Baum, das wäre doch das einzig Schöne in dieser Welt.

Im Herbste kamen immer Holzhauer und fällten einige der größten Bäume, das geschah jedes Jahr, und der junge Tannenbaum, der nun ganz gut gewachsen war, zitterte dabei, denn die großen, prächtigen Bäume fielen mit Gekrach und Geprassel zur Erde, die Zweige wurden abgeschlagen, und die Bäume sahen ganz nackt, lang und schmal aus; sie waren beinahe nicht zu kennen, dann wurden sie auf

Wagen gelegt, und die Pferde zogen sie hinaus aus dem Wald.

Wo sollten sie hin? Was stand ihnen bevor?

Im Frühling, als die Schwalbe und der Storch kam, fragte der Baum sie: „Wißt Ihr nicht, wohin sie geführt wurden? Begegnetet Ihr ihnen nicht?"

Die Schwalben wußten Nichts, aber der Storch sah bedenklich aus, nickte mit dem Kopfe und sagte: „Ja, ich glaub es zu wissen, mir begegneten viele neue Schiffe als ich von Aegypten flog; auf den Schiffen waren prächtige Mastbäume, ich darf behaupten, daß sie es waren, die nach Tannen dufteten; ich kann vielmals grüßen, sie heben sich majestätisch empor!"

„O, wär' ich doch auch groß genug um über's Meer zu fliegen! Wie ist eigentlich dies Meer, und wem gleicht es?"

„Ja, das ist zu weitläufig zu erklären!" sagte der Storch, und darauf ging er.

„Freue Dich Deiner Jugend!" sagten die Sonnenstrahlen; „freue Dich über Deinen frischen Wuchs, über Dein junges Leben, das in Dir pocht!"

Und der Wind küßte den Baum, und der Thau weinte Thränen über ihn, aber das verstand der Tannenbaum nicht.

Wenn es Weihnacht war, wurden ganz junge Bäume gefällt, Bäume, welche oft nicht einmal so

groß oder in gleichem Alter mit diesem Tannenbaum waren, der weder Ruhe noch Rast hatte, sondern immer fort wollte; diese jungen Bäume, und sie waren gerade die allerschönsten, behielten immer ihre Zweige, sie wurden auf Wagen gelegt, und die Pferde zogen sie aus dem Wald.

„Wo sollen sie hin?“ fragte der Tannenbaum. „Sie sind nicht größer als ich, da war sogar einer, der bedeutend kleiner war; weßhalb behalten sie alle ihre Zweige? Wohin werden sie gefahren?“

„Wir wissen's! wir wissen's!“ zwitscherten die Sperlinge. „Wir haben unten in der Stadt durch die Scheiben gesehen! wir wissen, wohin sie gefahren werden! O, sie erlangen den größten Glanz und die größte Herrlichkeit, die man sich nur denken kann! Wir haben durch die Fenster geguckt, und gesehen, daß sie mitten in die warme Stube gepflanzt, und mit den herrlichsten Sachen, sowohl mit vergoldeten Aepfeln, wie mit Honigkuchen, Spielzeug und vielen hundert Lichtern geschmückt wurden!“

„Und dann?“ — fragte der Tannenbaum, und bebte an allen Zweigen. „Und dann? Was geschieht dann?“

„Ja, mehr haben wir nicht gesehen! es war unübertrefflich.“

„Ob ich wohl erwuchs, um diesen glanzvollen Weg zu gehen?“ jubelte der Baum. „Es ist noch

besser, als übers Meer zu wandern! Wie ich an Sehnsucht leide. Wär's doch Weihnacht! nun bin ich hoch und gestreckt wie die andern, die im letzten Jahre weggeführt wurden! — O, wär' ich schon auf dem Wagen! wär' ich doch in der warmen Stube mit all' der Pracht und Herrlichkeit! und dann? Ja, dann kömmt etwas noch Besseres, noch Schöneres, weshalb sollten sie mich sonst so schmücken! es muß etwas noch Größeres, noch Herrlicheres kommen —! aber was? O, ich leide! ich sehne mich! ich weiß selbst nicht, was mit mir ist!"

„Freue Dich unser!" sagte die Luft und das Sonnenlicht; „freue Dich Deiner frischen Jugend draußen im Freien!

Aber der Baum freute sich gar nicht; er wuchs und wuchs, im Winter und Sommer war er grün; dunkelgrün stand er; Leute, die ihn sahen, sagten: „das ist ein herrlicher Baum!" und gegen Weihnacht wurde er von Allen zuerst gefällt. Die Axt schlug tief durchs Mark, der Baum fiel mit einem Seufzer auf die Erde, er fühlte einen Schmerz, eine Ohnmacht; er konnte an gar kein Glück denken, er war betrübt indem er von der Heimath getrennt wurde, von dem Platze, wo er hervorgeschossen war; er wußte ja, daß er nie die lieben alten Kameraden, die kleinen Büsche und Blumen rund umher, ja

vielleicht nicht einmal die Vögel wiedersehen würde. Die Abreise war gar nicht angenehm.

Der Baum kam erst zu sich selbst, als er im Hofe, mit den andern Bäumen abgepackt, einen Manne sagen hörte: „Jener dort ist prächtig, wir gebrauchen nur den!"

Nun kamen zwei Diener in vollem Staat und trugen den Tannenbaum in einen großen, herrlichen Saal. Rundherum an den Wänden hingen Portraits, und bei dem großen Fliesenkachelofen standen große chinesische Vasen mit Löwen auf den Deckeln; dort waren Schaukelstühle, seidene Sopha's, große Tische voll von Bilderbüchern, und voll von Spielzeug für hundert mal hundert Reichsthaler — wenigstens sagten die Kinder es. Und der Tannenbaum wurde in einer großen Tonne, die mit Sand angefüllt war, aufgerichtet, aber keiner konnte sehn, daß es eine Tonne war, denn grünes Tuch wurde rund umher gehangen, und sie stand auf einem großen, bunten Teppich. O, wie der Baum zitterte! Was sollte geschehen? Sowohl die Diener wie die Fräulein putzten ihn. An einen Zweig hingen sie kleine Netze, von farbigem Papier ausgeschnitten; jedes Netz war mit Zuckerwerk gefüllt; vergoldete Aepfel und Wallnüsse hingen, als ob sie festgewachsen wären, und über hundert rothe, blaue und weiße Lichter wurden zwischen die Zweige gesteckt. Puppen, die leibhaftig

wie Menschen aussahen, — der Baum hatte früher nie solche gesehen — schwebten in dem Grünen, und ganz oben im Gipfel wurde ein großer Stern von Flittergold befestigt; es war prächtig, ganz unvergleichlich prächtig.

„Heute Abend," sagten sie Alle, „heute Abend soll er strahlen!"

„O!" dachte der Baum, „wär's doch Abend! würden nur die Lichter bald angezündet! und was mag dann geschehen? Ob wohl die Bäume aus dem Walde kommen und mich sehen? Ob wohl die Sperlinge gegen die Scheibe fliegen? Ob ich hier wohl festwachse, und Winter und Sommer über geputzt stehen soll?"

Ja, er wußte gut Bescheid; aber er hatte vor lauter Sehnsucht ordentlich Schmerz in der Rinde und dieser Schmerz ist für einen Baum ebenso schlimm, wie Kopfweh für uns Andere.

Nun wurden die Lichter angezündet. Welcher Glanz, welche Pracht, der Baum zitterte dabei in allen Zweigen, so daß eines der Lichter in dem Grün zündete; es brannte ordentlich.

Hilf Gott! riefen die Fräulein, und löschten in Eile.

Nun durfte der Baum nicht einmal zittern. O, das war ein Grauen! Ihm war so bang, Etwas von all' seinem Staat zu verlieren; ihm war ganz

verwirrt in all' dem Glanz, — — und nun gingen beide Flügelthüren auf, und eine Menge Kinder stürzte herein, als ob sie den Baum umwälzen wollten; die älteren Leute folgten besonnen; die Kleinen standen ganz still, — aber nur einen Augenblick, dann jubelten sie wieder, so daß es schallte; sie tanzten rund um den Baum herum, und ein Geschenk wurde nach dem andern abgepflückt.

„Was machen sie?" dachte der Baum. „Was soll geschehen?" Und die Lichter brannten bis an die Zweige nieder, und je nachdem sie niederbrannten löschte man sie aus, und darauf erhielten die Kinder Erlaubniß, den Baum zu plündern. O, sie stürzten auf ihn ein, so daß es in allen Zweigen krachte; wäre er nicht beim Gipfel und am Goldstern an den Boden festgebunden gewesen, so wäre er umgestürzt.

Die Kinder tanzten mit ihrem prächtigen Spielzeug herum, Keiner sah auf den Baum, mit Ausnahme des alten Kindermädchens, welches zwischen die Zweige guckte, aber nur um zu sehen, ob nicht eine Feige oder ein Apfel vergessen sei.

„Eine Geschichte! eine Geschichte!" riefen die Kinder, und sie zogen einen kleinen, dicken Mann gegen den Baum hin, und der setzte sich gerade unter ihn, „dann sind wir im Grünen," sagte er, „und der Baum kann besonders gut davon haben mit zuzuhören! aber ich erzähle nur eine Geschichte. Wollt

ihr die von Ivede-Avede oder die von Klumpe-Dumpe hören, der die Treppe hinunterfiel und doch auf den Thron kam und die Prinzessin erhielt!"

„Ivede-Avede!" riefen Einige, „Klumpe-Dumpe!" riefen Andre; da war ein Rufen und Schreien, und nur der Tannenbaum schwieg ganz still und dachte: „Soll ich gar nicht mitrufen, gar Nichts thun!" Er war ja mitgewesen, hatte gethan was er thun sollte.

Und der Mann erzählte von Klumpe-Dumpe, der die Treppen hinunterfiel, und doch auf den Thron kam und die Prinzessin erhielt." Und die Kinder klatschten in die Hände und riefen: „erzähle! erzähle!" sie wünschten auch die von „Ivede-Avede," aber sie hörten nur die von „Klumpe-Dumpe." Der Tannenbaum stand ganz still und gedankenvoll, niemals hatten die Vöglein im Walde dergleichen erzählt. „Klumpe-Dumpe fiel die Treppen hinunter und bekam doch die Prinzessin! Ja, ja, so geht's in der Welt!" dachte der Tannenbaum, und glaubte, daß es wahr sei, weil es ein so hübscher Mann war, der es erzählte. „Ja, ja! wer kann's wissen! vielleicht falle ich auch die Treppen hinunter und erhalte eine Prinzessin!" Und er freute sich auf den nächsten Tag wo er hoffte wieder mit Lichtern, Spielzeug, Geld und Früchten bekleidet zu werden.

„Morgen will ich nicht zittern!" dachte er. „Ich will mich recht in all meiner Herrlichkeit vergnügen. Morgen werde ich wieder die Geschichte von „Klumpe-Dumpe" und vielleicht auch die von „Ivede-Avede" hören. Und der Baum stand während der ganzen Nacht still und gedankenvoll.

Am Morgen kam der Knecht und das Mädchen herein.

„Nun beginnt die Pracht wieder!" dachte der Baum, aber sie schleppten ihn aus der Stube, die Treppe hinauf nach dem Boden, und hier, in einem dunkeln Winkel, wohin kein Tag schien, stellten sie ihn hin. „Was soll das bedeuten!" dachte der Baum, „Was soll ich hier wohl verrichten? Was werde ich hier wohl hören?" Und er lehnte sich an die Mauer, stand und dachte und dachte. — — Und er hatte gute Zeit, denn es vergingen Tage und Nächte; Keiner kam hinauf, und als endlich Jemand kam, so war's nur um einige große Kasten in den Winkel zu stellen; der Baum stand ganz verborgen, man sollte glauben, daß er vergessen wäre.

„Nun ist's Winter draußen!" dachte der Baum. „Die Erde ist hart und mit Schnee bedeckt, die Menschen können mich nicht pflanzen, deßhalb soll ich hier bis zum Frühjahr im Schutz stehen! wie das wohlbedacht ist! wie gut doch die Menschen sind! — Wär's hier nur nicht so finster und so

schrecklich einsam! — Nicht einmal ein Häschen! — Es war doch so hübsch draußen im Walde, wenn Schnee lag und der Hase vorbeisprang; ja, selbst als er über mich sprang, aber damals liebte ich's nicht. Hier oben ist's doch schrecklich einsam!"

„Pip, pip!" sagte eine kleine Maus in demselben Augenblick, und huschte hervor; und darauf kam noch eine kleine. Sie schnüffelten beim Tannenbaum und huschten durch die Zweige.

„Es ist eine gräuliche Kälte!" sagte die kleine Maus. „Sonst ist's hier herrlich! Nicht wahr, Du alter Tannenbaum?"

„Ich bin keineswegs alt!" sagte der Tannenbaum, „es giebt viele, die bedeutend älter sind als ich!"

„Wo kommst Du her?" fragten die Mäuse, „und was weißt Du?" Sie waren so außerordentlich neugierig. „Erzähl' uns doch von dem herrlichsten Ort auf Erden! Bist Du dort gewesen? Warst Du in der Speisekammer, wo Käse auf den Börtern liegt, und Schinken unterm Boden hängen, wo man auf Talglichtern tanzt, mager hineingeht und fett herauskömmt!"

„Das kenne ich nicht!" sagte der Baum, „aber den Wald kenn' ich, wo die Sonne scheint, und wo die Vöglein singen!" und nun erzählte er Alles aus seiner Jugend, und die kleinen Mäuse hatten früher

nie dergleichen gehört, und sie hörten zu und sagten: „nein, wie viel Du gesehn hast! wie glücklich Du gewesen bist!"

„Ich!" sagte der Tannenbaum, und überdachte, was er selbst erzählte; „ja, im Grunde waren's ganz lustige Zeiten!" — aber dann erzählte er vom Weihnachtabend, als er mit Kuchen und Lichtern geschmückt war.

„O!" sagten die kleinen Mäuse, „wie glücklich Du gewesen bist, Du alter Tannenbaum!"

„Ich bin keineswegs alt!" sagte der Baum, „in diesem Winter kam ich ja vom Walde! ich bin in meinem allerbesten Alter, und nur im Wachsthum zurückgeblieben!"

„Wie herrlich Du erzählst!" sagten die Mäuschen, und in der nächsten Nacht kamen sie mit vier andern kleinen Mäusen, die den Baum erzählen hören sollten, und je mehr er erzählte, desto deutlicher erinnerte er sich selbst an Alles, und es schien ihm: „daß es doch ganz lustige Zeiten waren! aber sie können kommen, sie können kommen! Klumpe-Dumpe fiel die Treppen hinunter und erhielt doch eine Prinzessin, vielleicht kann ich auch eine Prinzessin bekommen," und dabei dachte der Tannenbaum an eine kleine, niedliche Birke, die draußen im Walde wuchs, sie war für den Tannenbaum eine wirkliche, liebliche Prinzessin.

„Wer ist Klumpe-Dumpe?" fragten die kleinen Mäuse. Und nun erzählte der Tannenbaum das ganze Mährchen, er konnte sich jedes einzelnen Wortes erinnern, und die kleinen Mäuse sprangen aus lauterm Vergnügen in den Gipfel des Baumes. In der nächsten Nacht kamen noch mehr Mäuse, und am Sonntag sogar zwei Ratten; aber die sagten, daß die Geschichte nicht interessant sei, und das betrübte die kleinen Mäuse, denn nun fanden sie auch weniger Gefallen daran.

„Wissen Sie nur eine Geschichte?" fragten die Ratten.

„Nur die eine!" antwortete der Baum, „ich hörte sie an meinem glücklichsten Abend, aber damals dachte ich nicht daran, wie glücklich ich war!"

„Das ist eine sehr schlechte Geschichte! wissen Sie keine über Speck und Talglicht? Keine Speisekammergeschichten?"

„Nein!" sagte der Baum.

„Dann vielen Dank!" sagten die Ratten, und gingen heim.

Die kleinen Mäuse blieben zuletzt auch fort, und da seufzte der Baum: „Es war doch ganz hübsch, als die schlanken kleinen Mäuse um mich saßen und hörten, was ich erzählte! Nun ist auch das vorbei! — aber ich werde daran denken mich zu vergnügen, wenn ich nun wieder hervorgezogen werde!"

Aber wann geschah das? — Ja! es war eines Morgens, da kamen Leute und arbeiteten auf dem Boden; die Kasten wurden versetzt, der Baum wurde hervorgezogen, sie warfen ihn zwar ein wenig hart gegen den Boden, aber sogleich schleppte ein Knecht ihn gegen die Treppe hin, wo der Tag schien.

„Nun beginnt das Leben wieder!“ dachte der Baum; „er fühlte die frische Luft, den ersten Sonnenstrahl, — und nun war er draußen auf dem Hofe. Alles ging so geschwind, der Baum vergaß ganz auf sich selbst zu sehen, es war so viel um ihn herum. Der Hof stieß an einen Garten, und Alles blühte darin; die Rosen hingen so frisch und duftend über das kleine Geländer, die Lindenbäume blühten, die Schwalben flogen und sagten „quirre-virrevit, mein Mann ist gekommen!“ aber es war nicht der Tannenbaum, den sie meinten.

„Nun soll ich leben!“ jubelte er, und breitete seine Zweige weit aus; ach sie waren alle verwelkt und vergilbt; im Winkel war's, zwischen Unkraut und Nesseln, wo er lag. Der Goldpapierstern saß noch oben im Gipfel und schimmerte im klaren Sonnenschein.

Im Hofe selbst spielten ein Paar der lustigen Kinder, die Weihnacht um den Baum getanzt hatten, und über ihn so froh waren. Einer der Kleinsten eilte hin und riß den Goldstern ab.

„Sieh, was dort noch auf dem häßlichen, alten Weihnachtbaum sitzt!" sagte er, und trampelte auf die Zweige, so daß es unter seinen Stiefeln krachte.

Und der Baum sah auf all' die Blumenpracht und Frische im Garten, er sah auf sich selbst und wünschte, daß er in seinem finstern Winkel auf dem Boden geblieben wäre; er dachte an seine frische Jugend im Walde, an den lustigen Weihnachtabend und an die kleinen Mäuse, die so vergnügt seine Geschichte über Klumpe-Dumpe angehört hatten.

„Vorbei! vorbei!" sagte der arme Baum. „Hätte ich mich doch gefreut, als ich es konnte! vorbei! vorbei!"

Und der Knecht zerhieb den Baum in kleine Stücke, ein ganzer Haufen lag dort; herrlich flammte das Holz unter dem großen Braukessel; und es seufzte so tief, jeder Seufzer war wie ein kleiner Schuß; deßhalb liefen die Kinder, welche spielten, hinein, setzten sich vors Feuer, sahen in dasselbe, und riefen: „piff! paff!" aber bei jedem Knall, der ein tiefer Seufzer war, dachte der Baum an einen Sommertag im Walde, an eine Winternacht draußen, wenn die Sterne funkelten; er dachte an Weihnachtabend und an Klumpe-Dumpe, das einzige Mährchen, welches er gehört hatte und zu erzählen wußte —, und nun war der Baum verbrannt.

Die Knaben spielten im Hofe, und der Kleinste trug den Goldstern auf der Brust, den der Baum an seinem glücklichsten Abend getragen hatte; der war vorbei, der Baum verschwunden, die Geschichte aus; vorbei, vorbei, alle Geschichten enden!

Die Schneekönigin.

Ein Mährchen in sieben Geschichten.

Erste Geschichte,

welche vom Spiegel und von den Splittern handelt.

Sieh! nun beginnen wir. Wenn wir am Ende der Geschichte sind, dann wissen wir mehr, als wir jetzt wissen, denn es war ein böser Kobold! es war einer der allerschlimmsten, es war „der Teufel!" Eines Tages war er bei recht guter Laune, denn er hatte einen Spiegel verfertigt, welcher die Eigenschaft besaß, daß alles Gute und Schöne, das sich darin spiegelte, beinahe zu Nichts hinschwand, aber was nichts taugte und sich schlecht ausnahm, das trat recht hervor und wurde noch ärger. Die herrlichsten Landschaften sahen darin wie gekochter Spinat aus, und die besten Menschen wurden häßlich, oder standen ohne Magen auf dem Kopf, die Gesichter wurden so verdreht, daß sie nicht zu kennen waren, und

hatte man einen Leberfleck, so konnte man sicher sein, daß er über Nase und Mund lief. „Das ist außerordentlich ergötzlich,“ sagte „der Teufel.“ Durchfuhr nun ein guter Gedanke einen Menschen, so kam ein Grinsen in den Spiegel, so daß der Teufel über seine künstliche Erfindung lachen mußte. Alle diejenigen, welche in die Koboldschule gingen, denn er hielt eine Koboldschule, die erzählten rund umher, daß ein Mirakel geschehen sei; nun erst könne man sehen, meinten sie, wie die Welt und die Menschen richtig aussähen. Sie liefen mit dem Spiegel umher, und zuletzt gab es kein Land, keinen Menschen, die darin nicht verzerrt dargestellt waren. Nun wollten sie auch selbst zum Himmel fliegen, um die Engel und unsern „Herr Gott“ zu narren. Je höher sie mit dem Spiegel flogen, desto stärker grinste er, sie konnten ihn kaum fest halten; höher und höher flogen sie, Gott und den Engeln näher; da zitterte der Spiegel so entsetzlich in seinem Grinsen, daß er ihnen aus den Händen fuhr und auf die Erde stürzte, wo er in hundert Millionen, Billionen und noch mehr Stücke zersprang, und nun bewirkte er noch viel größeres Unglück als früher; denn einige Stücke waren kaum so groß wie ein Sandkorn, und diese flogen in der weiten Welt umher, und wo sie Leuten in die Augen kamen, da blieben sie sitzen, und dann sahen die Menschen Alles verkehrt, oder hatten nur

ein Auge für das, was bei einem Dinge nicht richtig war, denn jedes kleinste Spiegelstückchen hatte dieselben Kräfte behalten, welche der ganze Spiegel besaß; einige Menschen bekamen sogar einen kleinen Spiegelstumpf ins Herz, und dann war es grausenerregend, das Herz war gleichsam wie ein Eisklumpen. Einige Spiegelstücke waren so groß, daß sie zu Fensterglas gebraucht wurden, aber durch die Scheibe sollte man nicht seine Freunde sehen; andere Stücke kamen in Brillen, und dann ging es schlecht, wenn Leute die Brillen aufsetzten, um gut zu sehen und gerecht zu sein; der Böse lachte, so daß ihm der Magen platzte, und das kitzelte ihn so herrlich. Aber draußen flogen noch kleine Glassplitter in der Luft umher. Nun werden wir es hören.

Zweite Geschichte.

Ein kleiner Knabe und ein kleines Mädchen.

In einer großen Stadt, wo so viele Häuser und Menschen sind, so daß nicht Platz genug bleibt, daß alle Leute einen kleinen Garten bekommen können, und wo sich deshalb die Meisten mit Blumen in Töpfen begnügen müssen, da waren zwei arme Kinder, welche einen Garten hatten, der etwas größer

als ein Blumentopf war. Sie waren nicht Bruder und Schwester, aber sie hielten ebenso viel von einander, als ob sie es wären. Die Eltern wohnten gerade neben einander; sie wohnten in zwei Dachkammern, wo das Dach des einen Nachbarhauses an das andere stieß und die Wasserrinne längs den äußersten Enden der Dächer hinlief; dort war an jedem Hause ein kleines Fenster; man brauchte nur über die Rinne zu schreiten, so konnte man von dem einen Fenster nach dem andern kommen.

Die Eltern hatten draußen jedes einen großen Holzkasten, in diesem wuchsen Küchenpflanzen, welche sie gebrauchten, und ein kleiner Rosenstock; einer war in jedem Kasten, der wuchs so herrlich. Nun kamen die Eltern darauf, die Kasten quer über die Rinne zu stellen, so daß sie beinah von dem einen Fenster bis nach dem andern reichten, und gerade wie zwei Blumenwälle aussahen. Die Erbsenranken hingen über die Kasten hernieder, und die Rosenstöcke trieben lange Zweige, schlangen sich um die Fenster, bogen sich gegen einander; es war beinah wie eine Ehrenpforte von Grün und von Blumen. Die Kasten waren sehr hoch, und die Kinder wußten, daß sie nicht hinaufkriechen durften, sie erhielten deshalb oft Erlaubniß zu einander hinauszusteigen, und auf ihren kleinen Schemeln unter den Rosen zu sitzen, und dort spielten sie nun so herrlich.

Im Winter war dies Vergnügen zu Ende. Die Fenster waren oft ganz zugefroren, aber dann wärmten sie Kupferschillinge am Ofen, legten den heißen Schilling an die gefrorne Scheibe, und dann entstand ein herrliches Guckloch, so rund, so rund; dahinter guckte ein liebliches, mildes Auge, eins von jedem Fenster; es war der kleine Knabe und das kleine Mädchen. Er hieß Kay und sie hieß Gerda. Im Sommer konnten sie mit einem Sprunge zu einander kommen, im Winter mußten sie erst die vielen Treppen hinunter und die vielen Treppen hinauf, und draußen war Schneegestöber.

„Die weißen Bienen sind es, welche schwärmen," sagte die alte Großmutter.

„Haben sie auch eine Bienenkönigin?" fragte der kleine Knabe, denn er wußte, daß unter den wirklichen Bienen eine solche ist.

„Die haben sie!" sagte die Großmutter. „Sie fliegt dort, wo sie am dichtesten schwärmen, sie ist die größte von allen, und niemals bleibt sie ruhig auf der Erde, sie fliegt wieder hinauf in die schwarze Wolke. In mancher Winternacht fliegt sie durch die Straßen der Stadt und guckt in die Fenster, und dann frieren diese so wunderbar, daß sie gleichsam Blumen bilden."

„Ja, das hab' ich gesehen!" sagten beide Kinder, und nun wußten sie, daß es wahr sei.

„Kann die Schneekönigin hereinkommen?“ fragte das kleine Mädchen.

„Laß sie nur kommen,“ sagte der Knabe, „dann setze ich sie auf den warmen Ofen, und sie schmilzt.“

Aber die Großmutter glättete sein Haar und erzählte andere Geschichten.

Am Abend, als der kleine Kay zu Hause und halb ausgekleidet war, kroch er auf die Stühle am Fenster, und guckte aus dem kleinen Loch; ein Paar Schneeflocken fielen draußen, und eine davon, die allergrößte, blieb auf der Kante des einen Blumenkastens liegen; die Schneeflocke wuchs mehr und mehr, sie wurde zuletzt zu einem ganzen Frauenzimmer, gekleidet in dem feinsten, weißen Flor, der wie aus Millionen sternartigen Flocken zusammengesetzt war. Sie war so schön und fein, aber von Eis, von blendendem, blinkendem Eis, doch lebte sie; die Augen starrten wie zwei klare Sterne, aber es war weder Ruhe noch Rast in ihnen. Sie nickte zum Fenster und winkte mit der Hand. Der kleine Knabe erschrak, und sprang vom Stuhl herunter, da war's, als ob draußen ein großer Vogel vor dem Fenster vorbeiflöge.

Am nächsten Tage ward es klarer Frost, — und dann kam der Frühling, die Sonne schien, das Grün sproßte hervor, die Schwalben bauten Nester, die Fenster wurden geöffnet; und die kleinen Kinder sa-

ßen wieder in ihrem kleinen Garten, hoch oben in der Dachrinne, über allen Etagen.

Die Rosen blühten den Sommer über so ausgezeichnet; das kleine Mädchen hatte einen Psalm gelernt, darin stand von Rosen, und bei den Rosen dachte sie an ihre eigenen; und sie sang ihn dem kleinen Knaben vor, und der sang ihn mit:

„Die Rosen erblühn im Thale so lind
Dort reden wir mit dem Jesuskind!“

Und die Kleinen hielten sich bei den Händen, küßten die Rosen, sahen in Gottes klaren Sonnenschein, und sprachen zu ihm, als ob das Jesuskind dort sei. Welch' liebliche Sommertage das waren, wie herrlich draußen bei den frischen Rosensträuchern zu sein, die mit dem Blühen niemals aufhören zu wollen schienen.

Kay und Gerda sahen in das Bilderbuch voll Säugethiere und Vögel, da war's — die Uhr auf dem großen Kirchthurm schlug gerade fünf, — als Kay sagte: „au! es stach mir ins Herz, und nun bekam ich Etwas ins Auge.“

Das kleine Mädchen umhalste ihn; er blinzelte mit den Augen; nein, da war Nichts zu sehn.

„Ich glaube es ist fort!“ sagte er, aber es war nicht fort. Es war gerade einer dieser Glassplitter des Spiegels, des Zauberspiegels, wir erinnern uns dessen noch, des häßlichen Glases, welches bewirkte,

daß alles Große und Gute, das sich darin spiegelte, klein und häßlich wurde, aber das Böse und Schlechte trat recht hervor, und jeder Fehler an einem Dinge wurde sogleich bemerkbar. Der arme Kay hatte auch ein Stückchen gerade ins Herz bekommen. Es wird bald wie ein Eisklumpen werden. Nun that's nicht mehr weh, aber es war da.

„Weshalb weinst Du?" fragte er. „So siehst Du häßlich aus! mir fehlt ja Nichts! Pfui!" rief er auf einmal: „jene Rose ist von einem Wurm zernagt! und sieh, diese ist ja ganz schief! es sind im Grunde häßliche Rosen! sie gleichen dem Kasten, worin sie stehen!" und nun stieß er mit dem Fuß heftig gegen den Kasten, und riß die beiden Rosen ab.

„Kay, was thust Du!" rief das kleine Mädchen; und als er ihren Schreck bemerkte, riß er noch eine Rose ab, stieg dann in sein Fenster, von der lieben, kleinen Gerda forteilend.

Wenn sie hernach mit dem Bilderbuch kam, dann sagte er, daß es für Säuglinge sei, und erzählte die Großmutter Geschichten, so kam er immer mit einem Aber; konnte er dazu kommen, so ging er hinter ihr her, setzte Brillen auf, und sprach gerade wie sie; er that ihr Alles nach, und dann lachten die Leute über ihn. Bald konnte er allen Leuten in der ganzen Straße im Sprechen und Gehen nachäffen. Alles, was bei ihnen eigenthümlich und nicht schön war,

das wußte Kay nachzuahmen, und dann sagten die Leute: „Der Knabe hat gewiß einen ausgezeichneten Kopf!“ aber es war das Glas, welches er ins Auge bekommen hatte, das Glas, welches im Herzen saß, deshalb neckte er selbst die kleine Gerda, welche mit ihrer ganzen Seele an ihm hing.

Seine Spiele wurden nun ganz anders wie früher, sie waren so verständig: — eines Wintertages, als die Schneeflocken umherstöberten, breitete er seinen blauen Rockzipfel aus, und ließ die Schneeflocken darauf fallen.

„Sieh nun ins Glas, Gerda!“ sagte er, jeder Schneeflocken wurde größer, und sah aus wie eine prächtige Blume oder wie ein zehneckiger Stern; das war herrlich anzusehen.

„Siehst Du, wie künstlich!“ sagte Kay, „das ist viel interessanter als mit den natürlichen Blumen! kein einziger Fehler ist an ihnen, sie sind ganz akkurat, wenn sie nur nicht schmelzen!“

Bald darauf kam Kay mit großen Handschuhen, und mit seinem Schlitten auf dem Rücken, er rief Gerda gerade in die Ohren: „Ich habe Erlaubniß bekommen auf dem großen Platz zu fahren, wo die Andern spielen!“ und fort war er.

Dort auf dem Platz banden oft die kecksten Knaben ihre Schlitten an des Bauern Wagen fest, und dann fuhren sie ein gut Stück mit. Das ging recht

lustig. Als sie im besten Spielen waren kam ein großer Schlitten; der war ganz weiß angemalt, es saß Jemand darin, eingehüllt in einen zottigen, weißen Pelz, und mit einer weißen, zottigen Mütze auf dem Haupte; der Schlitten fuhr zwei Mal um den Platz herum, und Kay band geschwind seinen kleinen Schlitten daran, und nun fuhr er mit. Es ging schneller und schneller, gerade in die nächste Straße hinein; der, welcher fuhr, wandte sich um, freundlich Kay zunickend, es war gleichsam als ob sie sich einander kennten; jedes Mal wenn Kay seinen Schlitten lösen wollte, nickte die Person wieder, und dann blieb Kay sitzen; sie fuhren gerade aus dem Thor hinaus. Da begann der Schnee sich so hernieder zu wälzen, daß der kleine Knabe nicht die Hand vor sich sehen konnte, aber er fuhr fort, da ließ er hurtig die Schnur fallen, um von dem großen Schlitten los zu kommen, aber das half nichts, sein kleines Fuhrwerk hing fest, und fort ging's mit Windeseile. Da rief er ganz laut, aber Keiner hörte ihn, der Schnee stöberte und der Schlitten flog vorwärts; zuweilen gab es einen Sprung, dann war's, als ob er über Gräben und Hecken führe. Er war ganz erschrocken, er wollte sein Vaterunser beten, aber er konnte sich nur des großen Einmaleins erinnern.

Die Schneeflocken wurden größer und größer, zuletzt sahen sie wie große, weiße Hühner aus; mit

einem Male sprangen sie zur Seite, der große Schlitten hielt, und die Person, welche fuhr, erhob sich, der Pelz und die Mütze waren von Schnee; eine Dame war's, so hoch und schlank, so glänzend weiß, es war die Schneekönigin.

„Wir sind gut vorwärts gekommen!" sagte sie, „es ist aber zum Erfrieren? komm' in meinen Bärenpelz!" und sie setzte ihn in den Schlitten neben sich, schlug den Pelz um ihn, es war ihm, als ob er in einen Schneehaufen sänke.

„Friert Dich noch?" fragte sie, und dann küßte sie ihn auf die Stirn. Uh! das war kälter als Eis, das drang ihm gerade ins Herz hinein, welches ja doch ein halber Eisklumpen war; ihm schien's, als ob er sterben solle; — aber nur einen Augenblick, dann that's ihm wohl; er merkte nichts mehr von der Kälte, die um ihn war.

„Meinen Schlitten! vergiß nicht meinen Schlitten!" an den dachte er zuerst; der wurde an eines der weißen Hühner gebunden, und dies flog mit dem Schlitten auf dem Rücken hinterher. Die Schneekönigin küßte Kay noch einmal, und nun hatte er klein Gerda, Großmutter und Alle in der Heimath vergessen.

„Nun bekömmst Du keine Küsse mehr!" sagte sie, „sonst küßte ich Dich todt!"

Kay sah sie an, sie war so schön, ein klügeres,

lieblicheres Gesicht konnte er sich nicht denken, nun schien sie nicht von Eis wie damals, als sie vor dem Fenster saß und ihm winkte; in seinen Augen war sie vollkommen, er fürchtete sich gar nicht, er erzählte ihr, daß er Kopfrechnen, und sogar mit Brüchen, könne, daß er die Quadratmeilen der Länder und wie viele Einwohner darauf wären, wisse, und sie lächelte immer; da schien ihm, daß es doch wohl nicht genug sei, was er wisse, und er sah hinauf in den großen, großen Luftraum, sie flog mit ihm, flog hoch hinauf auf der schwarzen Wolke, und der Sturm sauste und brauste, es war, als ob er alte Weisen sänge. Sie flogen über Wälder und Seen, über Meere und Länder, unter ihnen sauste der kalte Sturm, die Wölfe heulten, der Schnee knisterte, über ihnen flogen schwarze, kreischende Krähen, aber oben drüber schien der Mond so groß und klar, und auf ihn blickte Kay während der langen, langen Winternacht; am Tage schlief er zu den Füßen der Schneekönigin.

Dritte Geschichte.

Der Blumengarten bei der Frau, welche Zauberei verstand.

Aber wie ging's der kleinen Gerda, als Kay nicht mehr kam? Wo war er doch? — Keiner wußte

es, Keiner konnte Bescheid geben. Die Knaben erzählten nur, daß sie gesehen hätten, wie er seinen Schlitten an einen großen, prächtigen gebunden, der in die Straße und aus dem Thor der Stadt gefahren wäre. Keiner wußte, wo er war, viele Thränen flossen, die kleine Gerda weinte so inniglich und lange; — dann sagten sie, daß er todt sei, er sei in den Fluß gesunken, der dicht bei der Stadt vorbeifloß; o, das waren recht lange, finstre Wintertage.

Nun kam der Frühling mit wärmerem Sonnenschein.

„Kay ist todt und verschwunden!" sagte die kleine Gerda.

„Das glaub' ich nicht!" sagte der Sonnenschein.

„Er ist todt und verschwunden!" sagte sie zu den Schwalben.

„Das glaub' ich nicht!" sagten sie, und zuletzt glaubte die kleine Gerda es auch nicht mehr.

„Ich will meine rothen Schuhe anziehen," sagte sie eines Morgens, „die hat Kay niemals gesehen, und dann will ich nach dem Fluß hinuntergehen, und den fragen!"

Es war ganz früh; sie küßte die alte Großmutter, welche schlief; zog die rothen Schuhe an, und ging ganz allein aus dem Thor nach dem Fluß.

„Ist's wahr, daß Du meinen kleinen Gespielen

genommen haſt? Ich will Dir meine rothen Schuhe ſchenken, wenn Du mir ihn wiedergeben willſt!“

Und wie es ihr ſchien, nickten die Wellen ſo wunderbar, da nahm ſie ihre rothen Schuhe, das Theuerſte, was ſie beſaß, und warf ſie beide in den Fluß hinein, aber ſie fielen dicht am Ufer nieder, und die kleinen Wellen trugen ſie ſogleich zu ihr ans Land, es war gleichſam, als ob der Fluß nicht das Liebſte nehmen wolle, was ſie beſitze, denn er hatte ja den kleinen Kay nicht; aber ſie glaubte nun, daß ſie die Schuhe nicht weit genug hinausgeworfen hätte, und nun kletterte ſie in ein Boot, welches im Schilf lag, ſie ging bis ans äußerſte Ende und warf die Schuhe hinaus; aber das Boot war nicht befeſtigt, und bei der Bewegung, welche ſie machte, glitt es vom Land; ſie merkte es, und beeilte ſich fortzukommen, aber ehe ſie zurückgekehrt war, war das Boot ſchon über eine Elle hinaus, und glitt nun ſchneller fort.

Da erſchrak die kleine Gerda ſehr und begann zu weinen, aber Keiner hörte ſie, ausgenommen die Sperlinge, die konnten ſie nicht ans Land tragen, aber ſie flogen längs des Ufers, und ſangen, gleichſam um ſie zu tröſten: „hier ſind wir! hier ſind wir!“ Das Boot trieb mit dem Strom; die kleine Gerda ſaß ganz ſtill in bloßen Strümpfen; ihre kleinen rothen Schuhe ſchwammen hinterher, aber die konnten

nicht das Boot erreichen, welches eine stärkere Fahrt nahm.

Schön war's an beiden Ufern, herrliche Blumen, alte Bäume, und Abhänge mit Schafen und Kühen, aber kein Mensch war zu sehen.

„Vielleicht trägt der Fluß mich zum kleinen Kay hin," und nun kam sie in bessere Laune, sie erhob sich, und sah während mancher Stunden auf die schönen, grünen Ufer; dann kam sie in einen großen Kirschengarten, wo ein kleines Haus mit wunderlichen rothen und blauen Fenstern war, übrigens mit einem Strohdach, und außenvor zwei Soldaten von Holz, welche vor den Vorbeisegelnden schulterten.

Gerda rief sie an, sie glaubte, daß sie lebten, aber sie antworteten natürlich nicht; sie kam ihnen ganz nahe, der Fluß trieb das Boot gerade gegen das Land.

Gerda rief noch lauter, und nun kam aus dem Hause eine alte, alte Frau, die sich auf einen krummen Stab stützte; sie hatte einen großen Sonnenhut auf, der mit den herrlichsten Blumen bemalt war.

„Du kleines, armes Kind!" sagte die alte Frau; wie bist Du auf den großen, reißenden Strom gekommen, und in die weite Welt hinausgetrieben!" und nun ging die alte Frau ganz ins Wasser hinein, schlug ihren gekrümmten Stab ins Boot fest, zog es ans Land, und hob die kleine Gerda heraus.

Und Gerda war froh aufs Trockne zu kommen, fürchtete sich aber ein wenig vor der fremden, alten Frau.

„Komm doch, und erzähl' mir, wer Du bist, und wie Du herkommst!“ sagte sie.

Und Gerda erzählte ihr Alles; und die Alte schüttelte mit dem Kopf und sagte: „hm! hm!“ und als Gerda ihr Alles gesagt, und sie gefragt hatte, ob sie den kleinen Kay nicht gesehen habe, antwortete die Frau, daß er nicht vorbeigekommen sei, aber er käme wohl noch, sie solle nur nicht betrübt sein, sondern ihre Kirschen probiren, ihre Blumen sehen, die wären schöner als irgend ein Bilderbuch, jede von ihnen könne eine ganze Geschichte erzählen. Nun nahm sie Gerda bei der Hand, sie gingen in das kleine Haus hinein, und die alte Frau verschloß die Thür.

Die Fenster saßen so hoch oben, das Glas war roth, blau und gelb; das Taglicht schien drinnen so wunderbar in allen Farben, aber auf dem Tische standen die herrlichsten Kirschen, und Gerda aß so viele wie sie wollte, denn das durfte sie. Und während sie aß kämmte die alte Frau ihr Haar mit einem Goldkamm, das Haar kräuselte sich und glänzte so lieblich gelb um das kleine freundliche Angesicht, welches so rund war und wie eine Rose aussah.

„Nach einem so süßen, kleinen Mädchen verlangte mich sehr,“ sagte die Alte. „Nun sollst Du

sehen, wie gut wir Beiden uns verstehen werden!" und während sie das Haar der kleinen Gerda kämmte, vergaß Gerda ihren Pflegebruder Kay mehr und mehr; denn die alte Frau verstand Zauberei, aber ein böses Wesen war sie nicht, sie zauberte nur ein wenig zu ihrem eigenen Vergnügen, und nun wollte sie gern die kleine Gerda behalten. Deshalb ging sie in den Garten, streckte ihren gekrümmten Stab gegen alle Rosenbäume aus, und wie herrlich diese auch blühten, sie sanken doch alle in die schwarze Erde, und man konnte nicht sehen, wo sie gestanden hatten. Die Alte fürchtete, daß, wenn Gerda die Rosen sähe, sie an ihre eigenen denken, sich des kleinen Kay erinnern und fortlaufen würde.

Nun führte sie Gerda in den Blumengarten. — Nein! welch' ein Duft und welche Lieblichkeit dort war! alle nur denkbaren Blumen von jeder Jahreszeit standen hier in dem prächtigsten Flor; kein Bilderbuch konnte bunter und schöner sein. Gerda sprang vor Freude, und spielte bis die Sonne hinter den hohen Kirschbäumen niedersank, da bekam sie ein schönes Bett mit rothen Seidendecken, die mit blauen Veilchen gestopft waren, sie schlief und ihr träumte so herrlich wie irgend einer Königin an ihrem Hochzeitstag.

Am nächsten Tage konnte sie wieder mit den Blumen in dem warmen Sonnenschein spielen, —

so vergingen viele Tage. Gerda kannte jede Blume, doch wie viele da auch waren, so schien es ihr doch, daß eine fehle, aber welche, das wußte sie nicht. Da sitzt sie eines Tages und sieht auf den Sonnenhut mit den gemalten Blumen der alten Frau, und gerade die schönste war eine Rose. Die Alte hatte vergessen sie vom Hut zu nehmen, als sie die andern in die Erde senkte. Aber so ist's, wenn man seine Gedanken nicht sammelt! „Was!" sagte Gerda, „sind hier keine Rosen?" und sie sprang zwischen den Beeten umher, suchte und suchte, aber dort war keine zu finden; da setzte sie sich nieder und weinte, aber ihre heißen Thränen fielen gerade dort nieder, wo ein Rosenstrauch gesunken war, und als die warmen Zähren die Erde wässerten, schoß der Strauch plötzlich so blühend hervor, als wie er sank; Gerda umarmte ihn, küßte die Rosen, dachte an die lieblichen Rosen daheim und mit ihnen an den kleinen Kay.

„O, wie hab' ich mich aufgehalten!" sagte das kleine Mädchen. „Ich wollte ja Kay suchen! — Wißt ihr nicht wo er ist?" fragte sie die Rosen. „Glaubt ihr, daß er todt und fort ist?"

„Todt ist er nicht," sagten die Rosen. — Wir sind ja in der Erde gewesen, dort sind alle Todten, aber Kay war nicht da!"

„Vielen Dank!" sagte die kleine Gerda, und sie

ging nach den andern Blumen, sah in ihren Kelch und fragte: „Wißt ihr nicht, wo der kleine Kay ist?"

Aber jede Blume stand in der Sonne und träumte ihr eigenes Mährchen oder ihre eigene Geschichte, von diesen hörte die kleine Gerda so viele, so viele, aber Keine wußte Etwas von Kay.

Und was sagte denn die Feuerlilie?

„Hörst Du die Trommel: bum! bum! das sind nur zwei Töne, immer bum! bum! hör' der Weiber Klagesang! hör' der Priester Ruf! — In ihrem langen, rothen Kleide steht das Hinduweib auf dem Scheiterhaufen, die Flammen schlagen um sie und um ihren todten Mann; aber das Hinduweib denkt an den Lebenden hier im Kreise, an ihn, dessen Augen heißer als die Flammen brennen, an ihn, dessen Feuer der Augen ihr Herz mehr erreicht als die Flammen, welche bald ihren Körper zu Asche verbrennen werden. Kann des Herzens Flamme in den Flammen des Scheiterhaufens sterben?"

„Das versteh' ich gar nicht!" sagte die kleine Gerda.

„Das ist mein Mährchen!" sagte die Feuerlilie.

Was sagt Convolvulus?

„Ueber den engen Bergpfad hinaus hängt eine alte Ritterburg; das dichte Immergrün wächst an den alten, rothen Mauern, Blatt an Blatt, um den Altan hin, und dort steht ein liebliches Mädchen;

sie beugt sich über das Geländer und sieht auf den Weg. Keine Rose hängt frischer an den Zweigen, als sie, keine Aepfelblüthe, wenn der Wind sie vom Baum entführt ist schwebender als sie; wie rauscht das prächtige Seidenkleid.

„„Kömmt er doch nicht!""

„Ist Kay es, den du meinst?" fragte klein Gerda.

„Ich rede nur von meinem Mährchen, von meinem Traum" antwortete Convolvulus.

Was sagt das kleine Schneeglöckchen?

„Zwischen Bäumen hängt in Schnüren das lange Bret, es ist eine Schaukel; zwei niedliche Mägdlein sitzen darin und schaukeln sich, die Kleider sind weiß wie Schnee, lange grüne Seidenbänder flattern von den Hüten; der Bruder, welcher größer ist als sie, erhebt sich in der Schaukel, er schlingt den Arm um die Schnur um sich zu halten, denn in der einen Hand hält er eine kleine Schaale, in der andern eine Thonpfeife, er bläst Seifenblasen; die Schaukel geht, und die Blasen schweben in lieblichen, wechselnden Farben; die letzte hängt noch am Pfeifenstiel und schwankt im Winde; die Schaukel geht. Der kleine, schwarze Hund, leicht wie die Seifenblasen, erhebt sich auf den Hinterfüßen und will ebenfalls in die Schaukel, diese fliegt; der Hund stürzt nieder, bellt und ist zornig; er wird gefoppt, die Blasen platzen, —

ein schaukelndes Brett, ein platzendes Schaumbild ist mein Sang!"

„Es mag gern sein, daß es schön ist, was Du erzählst, aber Du sagst es so betrübt und nennst gar nicht Kay. Was sagen die Hyazinthen?"

„Es waren drei liebliche Schwestern, so durchsichtig und so schön; das Kleid der Einen war roth, das der Zweiten blau, das der Dritten ganz weiß; Hand in Hand tanzten sie bei dem stillen See in dem klaren Mondenschein. Sie waren nicht Elfenmägdlein, sie waren irdische Kinder. Es duftete so süß, und die Mädchen verschwanden im Walde; der Duft wurde stärker; — drei Särge, in ihnen lagen die lieblichen Mädchen, glitten aus dem Dickicht des Waldes über den See hin; die glänzenden Johanniswürmchen flogen wie kleine, schwebende Lichter umher. Schlafen die tanzenden Mädchen, oder sind sie todt? — Der Blumenduft sagt, sie sind Leichen; die Abendglocke läutet über die Todten!"

„Du machst mich ganz betrübt," sagte die kleine Gerda. „Du duftest so stark; ich muß an die todten Mädchen denken! ach, ist der kleine Kay wirklich todt? Die Rosen sind in der Erde gewesen, und die sagen nein!"

„Ding, dang!" läuteten die Hyazinthenglocken. „Wir läuten nicht des kleinen Kay wegen, wir kennen

ihn nicht! wir singen nur unsere Weise, die einzige, welche wir kennen!"

Und Gerda ging zur Ranunkel, welche zwischen den glänzenden, grünenden Blättern hervorschien.

„Du bist eine kleine, klare Sonne!" sagte Gerda. Sag' mir ob Du weißt, wo ich meinen Gespielen finden kann?"

Und die Ranunkel glänzte so schön und sah wieder auf Gerda. Welche Weise konnte wohl die Ranunkel singen? Die handelte auch nicht von Kay.

„In einem kleinen Hof glänzte unsers Herrn Sonne so warm am ersten Frühlingstag; die Strahlen glitten an der weißen Wand des Nachbars hernieder, dicht daran wuchsen die ersten gelben Blumen, glänzend Gold in den warmen Sonnenstrahlen; die alte Großmutter saß draußen auf ihrem Stuhl, die Tochtertochter, das arme, schöne Dienstmädchen kam von einem kurzen Besuche heim; sie küßte die Großmutter. Es war Gold, Herzensgold in dem gesegneten Kuß. Gold im Munde, Gold im Grunde, Gold dort oben in der Morgenstunde! Sieh, das ist meine kleine Geschichte!" sagte die Ranunkel.

„Meine alte, arme Großmutter!" seufzte Gerda. „Ja, sie sehnt sich gewiß nach mir, ist meinetwegen betrübt, so wie sie es des kleinen Kay wegen war. Aber ich komme bald wieder heim, und dann bringe ich Kay mit. — Es hilft mir nichts, daß ich die

Blumen frage, die kennen nur ihre eigene Weise, die sagen mir nicht Bescheid!" und nun band sie ihr kleines Kleid auf, um rascher laufen zu können; aber die Pfingstlilie schlug sie über das Bein, indem sie über selbige springen wollte; da blieb sie stehn, sah auf die lange, gelbe Blume und fragte: „Weißt Du vielleicht Etwas?" und sie bog sich gerade zu der Pfingstlilie nieder; und was sagte die?

„Ich kann mich selbst sehen! ich kann mich selbst sehen!" sagte die Pfingstlilie. „O, o wie ich dufte! — Oben auf der kleinen Dachstube steht, halb angekleidet eine kleine Tänzerin, sie steht bald auf einem Bein, bald auf beiden, sie verachtet die ganze Welt, doch existirt sie nur in der Einbildung. Sie gießt Wasser aus dem Theetopf über ein Stück Zeug aus, welches sie hält, es ist die Schnürbrust; — Reinlichkeit ist ein gut Ding! das weiße Kleid hängt an dem Haken, es ist auch im Theetopf gewaschen und auf dem Dach getrocknet; sie zieht es an, das safrangelbe Halstuch bindet sie um, dann scheint der Rock weißer. Das Bein in die Höhe! sieh, wie sie sich auf einem Stengel stolz erhebt! ich kann mich selbst sehen! ich kann mich selbst sehen!"

„Darum kümmere ich mich gar nicht!" sagte Gerda. „Das ist Nichts für mich," und nun lief sie nach dem entlegenen Theil des Gartens.

Die Thür war verschlossen, aber sie schüttelte an

der verrosteten Krampe, so daß diese losging, und die Thür sich öffnete, und nun lief die kleine Gerda mit bloßen Füßen in die weite Welt hinaus. Sie schaute sich drei Mal um, aber Niemand verfolgte sie; zuletzt konnte sie nicht mehr laufen, sie setzte sich auf einen großen Stein, und als sie sich umschaute, war der Sommer vorbei, es war spät im Herbst, das konnte man drinnen in dem herrlichen Garten gar nicht merken, wo immer Sonnenschein war, und wo die Blumen aller Jahreszeiten sich befanden.

„Gott! wie ich mich aufgehalten habe!" sagte die kleine Gerda: „Es ist Herbst geworden! nun darf ich nicht ruhen!" und sie erhob sich um zu gehen.

O, wie ihre kleinen Füße empfindsam und müde waren, und rund um sah es kalt und rauh aus; die langen Weidenblätter waren ganz gelb, und der Nebel tropfte als Wasser von ihnen herab, ein Blatt fiel nach dem andern, nur der Schlehendorn stand voll von Früchten, die den Mund zusammenziehen. O wie finster und unangenehm es in der weiten Welt war.

Vierte Geschichte.

Prinz und Prinzessin.

Gerda mußte sich wieder ausruhen; da hüpfte auf dem Schnee, ihr gerade gegenüber, eine große Krähe, diese hatte lange auf Gerda gesehen und mit dem Kopf geschüttelt; nun sagte sie: „Krag! krag! — gut'n Tag! gut'n Tag! Besser konnte sie es nicht sagen, aber sie meinte es so gut mit dem kleinen Mädchen und fragte, wohin sie so allein in die weite Welt gehe. Das Wort *allein* verstand Gerda sehr gut und fühlte wohl, wie viel darin liege, und nun erzählte sie der Krähe ihr ganzes Leben, und fragte, ob sie nicht Kay gesehen habe.

Die Krähe nickte ganz bedächtig und sagte: „das könnte sein! das könnte sein!"

„Wie, glaubst Du's?" rief das kleine Mädchen, und hätte beinahe die Krähe todtgedrückt, so küßte sie dieselbe.

„Vernünftig, vernünftig!" sagte die Krähe. „Ich glaube, ich weiß, — ich glaube, daß der kleine Kay es sein kann! aber nun hat er Dich gewiß der Prinzessin wegen vergessen!"

„Wohnt er bei einer Prinzessin?" fragte Gerda.

„Ja höre!" sagte die Krähe, aber es wird mir so schwer Deine Sprache zu reden. Verstehst Du die Krähensprache, so kann ich besser erzählen!"

„Nein, die hab' ich nicht gelernt!" sagte Gerda, aber die Großmutter versteht sie, auch kauderwälsch spricht sie. Wenn ich's nur gelernt hätte!"

„Thut nichts!" sagte die Krähe, „ich werde so gut erzählen wie ich's kann, aber schlecht wird es dennoch sein," und nun erzählte sie was sie wußte.

„In diesem Königreich wo wir nun sitzen, wohnt eine Prinzessin, die ist so außerordentlich klug, sie hat aber auch alle Zeitungen gelesen, die in der Welt sind, und sie wieder vergessen, so klug ist sie. Jüngst sitzt sie auf dem Thron, sagt man, und das ist doch nicht so interessant, da beginnt sie eine Weise zu trällern, es war gerade die: „„weshalb sollt' ich mich nicht verheirathen!"" „„Hör', da liegt etwas d'rin,"" sagt sie, und nun wollte sie sich verheirathen, aber sie wollte einen Mann haben, der zu antworten verstände, wenn man ihn anredete, nicht Einen, der nur vornehm aussähe, denn das ist so langweilig. Nun ließ sie alle Hofdamen zusammentrommeln, und als diese hörten, was sie wollte, wurden sie sehr vergnügt; „„das gefällt uns!"" sagten sie, „„an so Etwas dachten wir jüngst ebenfalls!"" — „Du kannst glauben, daß jedes Wort, welches ich sage, wahr ist!" sagte die Krähe. „Ich habe ein ge-

zähmtes Liebchen, welches frei im Schlosse umherspaziert, und dieses hat mir Alles erzählt!"

Dieses war natürlich ebenfalls eine Krähe, denn die Krähe sucht sich ein Weibchen, und dies ist immer eine Krähe.

„Die Zeitungen kamen sogleich mit einem Rand von Herzen und mit dem Namenszug der Prinzessin heraus; man las darin, daß es jedem jungen Mann, der gut aussähe, freistände auf's Schloß zu kommen und mit der Prinzessin zu sprechen, und derjenige, welcher so redete, daß man hören könne, er fühle sich dort heimisch, und der am besten sprechen würde, den wollte die Prinzessin zum Mann nehmen!" —

„Ja, ja!" sagte die Krähe, „Du kannst mir's glauben, das ist so gewiß wahr, wie ich hier sitze; Leute strömten herbei, es war ein Gedränge und ein Laufen, aber es glückte weder den ersten, noch den zweiten Tag. Sie konnten Alle gut reden, wenn sie draußen auf der Straße waren, wenn sie aber in die Schloßpforte kamen, und die Garde in Silber erblickten, und auf den Treppen die Lakaien in Gold und die großen erleuchteten Säle, dann wurden sie verdutzt; und standen sie vor dem Thron, wo die Prinzessin saß, dann konnten sie nur das letzte Wort wiederholen was sie gesagt hatte, und sie kümmerte sich nicht darum, es nochmals zu hören. Es war gleichsam als ob die Leute drinnen Schnupftabak

auf den Magen bekommen hätten und in tiefen Schlaf gefallen wären, bis sie wieder auf die Straße kamen, ja, dann konnten sie schwatzen. Es stand eine Reihe gerade von dem Thor der Stadt bis zum Schloß. Ich war selbst drinnen, um es zu sehen!" sagte die Krähe. „Sie wurden hungrig und durstig, aber aus dem Schlosse bekamen sie nicht einmal soviel, wie ein Glas warmes Wasser. Wohl hatten einige der Klügsten Butterbrot mitgenommen, aber sie theilten nicht mit ihrem Nachbar, sie dachten: laß ihn nur hungrig aussehen, dann nimmt die Prinzessin ihn nicht!"

„Aber Kay, klein Kay!" fragte Gerda. „Wann kam er? War er unter den Vielen?"

„Geduld! Geduld! nun kommen wir gerade zu ihm! es war am dritten Tag, als eine kleine Person, ohne Pferd und ohne Wagen, ganz muthig marschirend auf's Schloß kam; seine Augen glänzten wie Deine, er hatte herrliches, langes Haar, aber sonst ärmliche Kleider!"

„Das war Kay!" jubelte Gerda. „O, nun hab' ich ihn gefunden!" und sie klatschte in die Hände.

„Er hatte ein Ränzelchen auf dem Rücken!" sagte die Krähe.

„Nein, das war sicherlich sein Schlitten!" sagte Gerda, „denn mit dem Schlitten ging er fort!"

„Das mag gern sein!" sagte die Krähe, „so ge-

nau hab' ich nicht zugesehen! aber das weiß ich von meinem zahmen Liebchen, daß, als er in die Schloßpforte kam, und die Leibgarde in Silber und auf der Treppe die Garde in Gold erblickte, er nicht im geringsten verdutzt wurde; er nickte und sagte zu ihnen: „es muß langweilig sein auf der Treppe zu stehen, ich gehe lieber hinein!" Dort glänzten die Säle von Lichtern; Geheimeräthe und Excellenzen gingen auf bloßen Füßen und trugen Goldschüsseln, es konnte einem wohl feierlich zu Muth werden! seine Stiefel knarrten so entsetzlich laut, aber ihm wurde doch nicht ängstlich!"

„Das ist ganz gewiß Kay!" sagte Gerda, „ich weiß, er hatte neue Stiefel, ich habe sie in Großmutters Stübchen knarren hören!"

„Ja, sie knarrten!" sagte die Krähe, „und muthig schritt er auf die Prinzessin zu, die auf einer Perle, so groß wie ein Spinnrad, saß; und alle Hofdamen mit ihren Mädchen und ihrer Mädchen Mädchen, und alle Kavaliere mit ihren Dienern und ihrer Diener Dienern, die Burschen hielten, standen rund herum aufgestellt; und je näher sie der Thür standen, desto stolzer sahen sie aus. Auf den Burschen der Diener-Diener, der immer in Pantoffeln geht, durfte man kaum sehen, so stolz stand er in der Thür!"

„Das muß entsetzlich sein!“ sagte die kleine Gerda. „Und hat Kay doch die Prinzessin bekommen?“

Wäre ich nicht eine Krähe, so hätte ich sie genommen, ungeachtet ich verlobt bin. Er soll ebenso gut gesprochen haben, wie ich spreche, wenn ich die Krähensprache rede, das hab' ich von meinem zahmen Liebchen erfahren. Er war muthig und niedlich; er war nicht gekommen um zu freien, sondern nur um die Klugheit der Prinzessin zu hören, er fand sie gut, und sie fand ihn wieder gut.“

„Ja, gewiß! das war Kay!“ sagte Gerda, „er war so klug, er konnte mit Brüchen im Kopf rechnen! — O, willst Du mich nicht ins Schloß führen?“

„Ja, das ist leicht gesagt!“ antwortete die Krähe. „Aber wie machen wir das? Ich werde mit meinem zahmen Liebchen darüber sprechen; sie muß uns rathen; denn das muß ich Dir sagen, solch' ein klein Mädchen wie Du, bekommt niemals Erlaubniß hinein zu kommen!“

„Ja, die bekomm' ich!“ sagte Gerda. „Wenn Kay hört, daß ich hier bin, so kömmt er sogleich heraus, und holt mich!“

„Erwarte mich an diesen Stufen!“ sagte die Krähe, sie bewegte den Kopf hin und her, und flog fort.

Erst als der Abend dunkelte kam die Krähe wieder zurück: „Rar! rar!“ sagte sie. „Ich soll Dich

vielmals von ihr grüßen! und hier ist ein kleines Brot für Dich, das nahm sie aus der Küche, da ist Brot genug, Dich hungert gewiß! — Es ist nicht möglich, daß Du ins Schloß kommen kannst, Du hast ja bloße Füße; die Garde in Silber und die Lakaien in Gold würden es nicht erlauben; aber weine nicht, Du sollst dennoch hineinkommen. Mein Liebchen weiß eine kleine Hintertreppe, die ins Schlafgemach führt, und sie weiß, von wo sie den Schlüssel nehmen kann!"

Und sie gingen in den Garten, in die große Allee, wo das eine Blatt nach dem andern abfiel, und als auf dem Schlosse das eine Licht nach dem andern erlosch, führte die Krähe klein Gerda nach der Hinterthür, die halb offen stand.

O, wie Gerda's Herz vor Angst und Sehnsucht pochte! es war gleichsam als ob sie etwas Böses thun solle, und sie wollte nur gern wissen, ob der kleine Kay dort sei; ja, er mußte es sein; sie dachte so lebhaft an seine klugen Augen, an sein langes Haar; sie konnte ordentlich sehen wie er lächelte, so wie daheim als sie unter den Rosen saßen. Es wird ihn gewiß erfreuen sie zu sehen, zu hören, welchen langen Weg sie seinetwegen zurückgelegt hat, zu wissen, wie betrübt sie Alle daheim waren, als er nicht wiederkam. O, das war eine Furcht und eine Freude.

Nun waren sie auf der Treppe; dort brannte

eine kleine Lampe auf einem Schrank; mitten auf dem Boden stand die zahme Krähe, sie drehte den Kopf nach allen Seiten und betrachtete Gerda, welche sich verneigte, wie die Großmutter es ihr gelehrt hatte.

„Mein Verlobter hat so gut von Ihnen, mein kleines Fräulein, gesprochen,“ sagte die zahme Krähe, „Ihre vita, wie man es nennt, ist auch sehr rührend!“ —

„Wollen Sie die Lampe nehmen, so werde ich voraufgehen. Wir gehen hier den geraden Weg, denn wir treffen hier Niemand!“

„Mir däucht, es kommt gerade Jemand hinter uns!“ sagte Gerda, und es sauste Etwas an ihr vorbei; es war gleichsam wie ein Schattenspiel an der Wand, Pferde mit flatternden Mähnen und dünnen Beinen, Jägerburschen, Herren und Damen hoch zu Roß.

„Es sind nur Träume!“ sagte die Krähe, „sie kommen und holen die Gedanken der hohen Herrschaft zur Jagd, s' ist gut, sie können nun dieselben besser im Bette betrachten. Aber laßt mich sehen, daß, wenn sie zu Ehren und Würden gelangen, sie dann ein dankbares Herz zeigen!“

„Ei, das ist nicht der Rede werth!“ sagte die Krähe vom Walde.

Nun kamen sie in den ersten Saal, der war von rosenrothem Atlas mit künstlichen Blumen an der

Wand; hier sauſten ihnen ſchon Träume vorbei, aber die eilten ſo ſchnell, daß Gerda die hohe Herrſchaft nicht zu ſehen bekam. Der eine Saal wurde prächtiger als der andere; ja, man konnte wohl verdutzt werden, und nun kamen ſie ins Schlafgemach. Die Decke darin glich einer großen Palme mit Blättern von Glas, von koſtbarem Glas, und mitten auf dem Boden hingen an einem dicken Stengel von Gold zwei Betten, von denen jedes einer Lilie glich: das eine war weiß, in dieſem lag die Prinzeſſin; das andere war roth, und in dieſem ſollte Gerda den kleinen Kay ſuchen; ſie bog eines der rothen Blätter zurück, und erblickte nun einen braunen Nacken. — O, das war Kay! — Sie rief ſeinen Namen ganz laut, hielt die Lampe nach ihm hin — die Träume ſauſten zu Roß wieder in die Stube — er erwachte, drehte den Kopf, und — — der kleine Kay war es nicht.

Der Prinz glich ihm nur am Nacken, aber jung und ſchön war er. Und aus dem weißen Lilienbett guckte die Prinzeſſin hervor, und fragte, was da wäre. Da weinte die kleine Gerda und erzählte ihre ganze Geſchichte und Alles, was die Krähen für ſie gethan hätten.

„Du arme Kleine!“ ſagte der Prinz und die Prinzeſſin, ſie lobten die Krähen und ſagten, daß ſie gar nicht böſe auf ſie wären, aber ſie ſollten es

nicht öfter thun. Doch eine Belohnung sollten sie haben.

„Wollt Ihr frei umherfliegen?" fragte die Prinzessin, „oder wollt ihr eine feste Anstellung als Hofkrähen haben mit Allem, was in der Küche abfällt?"

Und beide Krähen nickten und baten um feste Anstellung; denn sie dachten an ihr Alter und sagten, „es sei so gut, Etwas für die alten Tage zu haben."

Und der Prinz stand auf, und ließ Gerda in seinem Bett schlafen, mehr konnte er nicht thun. Sie faltete ihre kleinen Hände und dachte: „wie doch Menschen und Thiere gut sind," und nun schloß sie ihre Augen und schlief so herrlich. Alle Träume flogen wieder hinein, und nun sahen sie aus wie Engel Gottes, sie zogen einen kleinen Schlitten, in diesem saß Kay und nickte; aber das Ganze war nur ein Traum, und deshalb war es auch verschwunden, sobald als sie erwachte.

Am nächsten Tag wurde sie vom Kopf bis zum Fuß in Seide und Sammet gekleidet; man bot ihr an, auf dem Schlosse zu bleiben und gute Tage zu haben, aber sie bat um einen kleinen Wagen mit einem Pferde davor, und um ein Paar kleine Stiefeln, dann wollte sie wieder in die weite Welt hinausfahren und Kay suchen.

Sie bekam Stiefeln und Muff; sie wurde so

niedlich angekleidet, und als sie fort wollte, hielt an der Thür eine neue Kutsche von gediegenem Gold, des Prinzen und der Prinzessin Wappen leuchtete wie ein Stern daran; der Kutscher, die Diener und die Vorreiter, denn auch Vorreiter waren da, trugen Goldkronen. Der Prinz und die Prinzessin halfen ihr selbst in den Wagen und wünschten ihr viel Glück. Die Waldkrähe, welche nun verheirathet war, begleitete sie auf den ersten drei Meilen, sie saß Gerda zur Seite, denn sie konnte es nicht vertragen, rückwärts zu fahren; die andre Krähe stand im Thorwege und schlug mit den Flügeln, sie folgte nicht mit, denn sie litt an Kopfweh, seitdem sie eine feste Anstellung bekommen hatte und zuviel aß. Inwendig war die Kutsche mit Zuckerkringeln gefüttert, und unterm Sitze befanden sich Früchte und Pfeffernüsse.

„Leb' wohl! leb' wohl!" rief Prinz und Prinzessin, klein Gerda weinte, und die Krähe weinte; — so gingen die ersten Meilen hin; nun sagte auch die Krähe Lebewohl, und dies war der schwerste Abschied; sie flog auf einen Baum und schlug mit ihren schwarzen Flügeln, so lange als sie den Wagen sehen konnte, der wie der klare Sonnenschein glänzte.

Fünfte Geschichte.

Das kleine Räubermädchen.

Sie fuhren durch den finstern Wald, aber die Kutsche leuchtete wie eine Fackel, das schnitt den Räubern in die Augen, das konnten sie nicht dulden.

„Gold ist's! Gold ist's!“ riefen sie, stürzten hervor, ergriffen die Pferde, schlugen die kleinen Jokkei's, den Kutscher und die Diener todt, und zogen die kleine Gerda aus dem Wagen.

„Sie ist fett, sie ist schön, sie ist mit Nußkernen gemästet!“ sagte das alte Räuberweib, das einen langen, struppigen Bart und struppige Augenbraunen hatte, die ihr über die Augen niederhingen. „Sie ist so gut wie ein gemästetes Lamm! ei, wie sie schmecken soll!“ nun zog sie ihr blankes Messer hervor, welches glänzte, so daß es entsetzlich war.

„Au!“ rief das Weib in demselben Augenblick, es wurde von seiner eigenen, kleinen Tochter in's Ohr gebissen, die auf ihrem Rücken hing, und so wild und unartig war, daß es Vergnügen gewährte. „Du häßlich Kind!“ sagte die Mutter, und bekam nicht Zeit Gerda zu schlachten.

„Sie soll mit mir spielen!“ sagte das kleine Räubermädchen, „Sie soll mir ihren Muff, ihr schönes

Kleid geben, sie soll in meinem Bett schlafen!" und nun biß sie wieder, so daß das Räuberweib in die Höhe sprang, und sich rund herumdrehte; alle Räuber lachten und sagten: „sieh, wie sie mit der Kleinen tanzt!"

„Ich will in die Kutsche! sagte das kleine Räubermädchen, und sie mußte und wollte ihren Willen haben, denn sie war so verzogen und so eigensinnig. Sie und Gerda saßen drinnen, und nun fuhren sie über abgehauene Baumstämme und Dornen tiefer in den Wald hinein. Das kleine Räubermädchen war so groß wie Gerda, aber stärker, breitschultriger und von dunkler Haut; die Augen waren ganz schwarz, sie sahen beinahe schwermüthig aus. Sie umschlang die kleine Gerda und sagte: „Sie sollen Dich nicht schlachten, so lange ich nicht böse auf Dich bin! Du bist wohl eine Prinzessin?"

„Nein," sagte klein Gerda, und erzählte ihr nun Alles, was sie erlebt hatte, und wie viel sie von dem kleinen Kay hatte.

Das Räubermädchen sah sie ganz ernst an, nickte ein wenig mit dem Kopf und sagte: „Sie sollen Dich nicht schlachten, selbst wenn ich böse auf Dich bin, ich werde es dann selbst thun!" und nun trocknete sie Gerda's Augen, steckte ihre beiden Hände in den schönen Muff, der so weich und so warm war.

Nun hielt die Kutsche still; sie waren mitten auf

dem Hofe eines Räuberschlosses; es hatte Spalten von oben bis unten, Raben und Krähen flogen aus den Oeffnungen heraus, und die großen Bullenbeißer, von denen jeder aussah als ob er einen Menschen verschlingen könne, sprangen hoch in die Höhe, aber sie bellten nicht, denn das war verboten.

In dem großen, alten, verräucherten Saal brannte mitten auf dem Steinboden ein großes Feuer; der Rauch zog unter den Boden hin, und mußte sich selbst einen Ausweg suchen; in einem großen Braukessel kochte Suppe, und sowohl Hasen wie Kaninchen wurden am Spieße gedreht.

„Du sollst heute Nacht mit mir bei allen meinen Thierchen schlafen!" sagte das Räubermädchen. Sie bekamen zu essen und zu trinken und gingen dann in eine Ecke wo Stroh und Teppiche lagen. Neben ihnen saßen auf Latten und Stäben beinah hundert Tauben, die alle zu schlafen schienen, sie bewegten sich aber doch ein wenig, als die kleinen Mädchen kamen. „Dies sind all' die meinen!" sagte das kleine Räubermädchen, ergriff rasch eine der nächsten, hielt sie bei den Beinen und schüttelte sie, so daß sie mit den Flügeln schlug. „Küsse sie!" rief das kleine Räubermädchen, und schlug Gerda mit der Taube ins Gesicht. „Da sitzen die Waldkanaillen!" fuhr sie fort und zeigte auf eine Menge Latten, welche vor einem Loche hoch oben in der Mauer befestigt waren.

„Das sind Waldkanaillen, die beiden! die fliegen gleich weg, wenn man sie nicht richtig einschließt; und hier steht mein alter Liebster Bae!" und sie zog an dem Horn eines Rennthiers, welches einen blanken Kupferring um den Hals trug und festgebunden war. „Dies müssen wir auch einsperren, sonst entspringt es uns. Jeden Abend kitzele ich es mit meinem scharfen Messer an dem Hals, es fürchtet sich sehr davor!" und das kleine Mädchen zog ein langes Messer aus einer Wandritze, und ließ es über den Hals des Rennthiers gleiten, das arme Thier schlug mit den Beinen aus, das Räubermädchen lachte, und zog Gerda dann mit in's Bett.

„Willst Du das Messer bei Dir haben, wenn Du schläfst?" fragte Gerda, und sah ein wenig ängstlich darnach.

„Ich schlafe immer mit dem Messer!" sagte das kleine Räubermädchen. „Man weiß niemals, was einem begegnen kann. Aber erzähl' mir nun wieder, was Du mir vorhin von dem kleinen Kay erzähltest, und weshalb Du in die weite Welt hinausgegangen bist. Und Gerda erzählte von vorne an, die Waldtauben girrten oben im Bauer, die andern Tauben schliefen. Das kleine Räubermädchen schlang ihren Arm um Gerda's Hals, hielt das Messer in der andern Hand, und schnarchte so, daß man es hören konnte; aber Gerda konnte gar nicht ihre Au-

gen schließen, sie wußte nicht, ob sie leben oder sterben sollte. Die Räuber saßen rund um's Feuer, sangen und tranken, und das Räuberweib schlug Purzelbäume. O! es war ganz entsetzlich für das kleine Mädchen dies zu sehen.

„Da sagten die Waldtauben: „Gurr, gurr! wir haben den kleinen Kay gesehen. Ein weißes Huhn trug seinen Schlitten, er saß im Wagen der Schneekönigin, welcher niedrig über den Wald hinfuhr, als wir im Neste lagen; sie blies uns Jungen an, und Alle starben, nur wir Beiden nicht; gurr! gurr!

„Was sagt Ihr dort oben?“ rief Gerda, „wohin reiste die Schneekönigin? Wißt Ihr etwas davon?“

„Sie reiste wohl nach Lappland, denn dort ist immer Schnee und Eis! frag' nur das Rennthier, welches angebunden ist.“

„Dort ist Eis und Schnee, dort ist's herrlich und schön!“ sagte das Rennthier; dort springt man frei in den großen, glänzenden Thälern umher! dort hat die Schneekönigin ihr Sommerzelt, aber ihr festes Schloß ist oben gegen den Nordpol, auf der Insel, die man Spitzbergen nennt!“

„O Kay, kleiner Kay!“ seufzte Gerda.

„Nun willst Du ruhig liegen!“ sagte das Räubermädchen, sonst jage ich Dir das Messer in den Leib!“

Am Morgen erzählte Gerda ihr Alles, was die

Waldtauben gesagt hatten, und das kleine Räubermädchen sah ganz ernst aus, nickte aber mit dem Kopf und sagte: „Das ist einerlei! das ist einerlei. — Weißt Du wo Lappland liegt?“ fragte sie das Rennthier.

„Wer sollte es besser wissen, als ich,“ sagte das Thier, und die Augen spielten ihm im Kopf. „Dort bin ich geboren und getragen, dort bin ich auf dem Schneefelde gesprungen!“

„Hör'!“ sagte das Räubermädchen zu Gerda: „Du siehst, daß alle Männer fort sind; aber Mutter ist noch hier, und sie bleibt, doch gegen Morgen trinkt sie aus der großen Flasche und schläft dann ein wenig; — dann werd' ich etwas für Dich thun!“ Nun sprang sie aus dem Bett, flog der Mutter an den Hals, zupfte an ihren Bart und sagte: „mein eigen, süßer Ziegenbock, guten Morgen!“ Und die Mutter knipste ihr an die Nase, so daß diese roth und blau wurde, aber das geschah Alles nur aus Liebe.

Als die Mutter aus ihrer Flasche getrunken hatte, und ein Schläfchen hielt, da ging das Räubermädchen zum Rennthier und sagte: „ich könnte besondere Lust haben, Dich noch manche Male mit dem scharfen Messer zu kitzeln, denn dann bist Du so unterhaltend, doch es ist einerlei, ich will Deinen Strick lösen und Dir hinaushelfen, daß Du nach Lappland laufen kannst, aber Du sollst die Beine gut anziehen,

und mir das kleine Mädchen nach dem Schloß der Schneekönigin bringen, wo ihr Gespiele ist. Du hast wohl gehört, was sie erzählte, denn sie sprach laut genug, und Du lauschtest!"

Das Rennthier sprang hoch auf vor Freude. Das Räubermädchen hob die kleine Gerda empor, und hatte die Vorsicht sie fest zu binden, ja ihr sogar ein kleines Kissen zum Sitzen zu geben. „Es ist einerlei," sagte sie, „hier hast Du Deine wollenen Stiefel, denn es wird kalt, aber den Muff behalte ich, der ist gar zu niedlich! Doch frieren soll Dich nicht. Hier hast Du die großen Fausthandschuhe meiner Mutter, die reichen Dir gerade bis zum Ellbogen; steck' ein! — Nun siehst Du an den Händen ebenso wie meine häßliche Mutter aus!"

Und Gerda weinte vor Freude.

„Ich kann's nicht leiden, daß Du greinst!" sagte das kleine Räubermädchen. „Gerade nun sollst Du vergnügt aussehen! und hier hast Du zwei Brote und einen Schinken, so kann Dich nicht hungern." Beides wurde auf dem Rennthier befestigt; das kleine Räubermädchen öffnete die Thür, lockte alle großen Hunde herein, und nun schnitt sie den Strick mit ihrem Messer durch und sagte zum Rennthier: „Lauf nun, aber paß' gut auf das kleine Mädchen!"

Und Gerda streckte die Hände mit den großen

Fausthandschuhen gegen das Räubermädchen aus, und sagte leb' wohl, und nun flog das Rennthier über Busch und Dorn fort, durch den großen Wald, über Moore und Steppen, so schnell als es konnte. „Fut! fut!" sagte es am Himmel. Es war gleichsam als ob er roth nieste.

„Das sind meine alten Nordlichter!" sagte das Rennthier, „sieh, wie sie leuchten!" und nun lief es noch schneller, Nacht und Tag; die Brote wurden verspeist, der Schinken ebenfalls, und nun waren sie in Lappland.

Sechste Geschichte.

Die Lappländerin und die Finnländerin.

Sie hielten still bei einem kleinen Hause, welches ärmlich aussah; das Dach reichte bis zur Erde, und die Thür war so niedrig, daß die Familie auf dem Bauch kriechen mußte, wenn sie hinaus oder hinein wollte. Hier war Keiner zu [illegible]e, ausgenommen eine alte Lappländerin, welche Fische bei einer Thranlampe kochte; und das Rennthier erzählte die ganze Geschichte Gerda's, aber doch erst seine eigene, denn ihm schien, daß diese viel wichtiger sei,

und Gerda war so von Kälte angegriffen, daß sie nicht sprechen konnte.

„Ach, Ihr Armen!" sagte die Lappländerin, „da habt ihr noch weit zu laufen! Ihr müßt über hundert Meilen nach Finnland hinein, dort wohnt die Schneekönigin auf dem Lande, und brennt jeden Abend blaue Lichter. Ich werde einige Worte auf einen trocknen Klippfisch schreiben, Papier hab' ich nicht, den werd' ich Euch an die Finnländerin mitgeben, die kann Euch bessern Bescheid ertheilen als ich!"

Als Gerda nun erwärmt war, und zu essen und zu trinken bekommen hatte, da schrieb die Lappländerin einige Worte auf einen trocknen Klippfisch, bat Gerda wohl auf diese zu achten, setzte sie aufs Rennthier, band sie fest, und das Thier sprang fort. „Fut! fut!" klang es oben in der Luft, die ganze Nacht brannten die lieblichsten blauen Nordlichter; und nun kamen sie nach Finnland; klopften an den Schornstein der Finnländerin, denn eine Thür hatte sie nicht.

Drinnen war eine solche Hitze, daß die Finnländerin beinahe selbst ganz nackt ging, sie war klein und sehr schmutzig; sie löste sogleich die Kleider der kleinen Gerda, zog ihr die Fausthandschuhe und Stiefel aus, denn sonst wäre ihr die Hitze zu heftig geworden, sie legte dem Rennthier ein Stück Eis auf den Kopf, und las nun, was auf dem Klippfisch geschrieben stand; sie las es dreimal, nun wußte sie es

auswendig und steckte den Fisch in den Speiseschrank, denn er konnte ja gut gegessen werden, und sie warf nie Etwas weg.

Nun erzählte das Rennthier erst seine Geschichte, dann die der kleinen Gerda, und die Finnländerin blinzelte mit den Augen, sagte aber Nichts.

„Du bist so klug," sagte das Rennthier; „ich weiß, daß Du alle Winde der Welt in einen Zwirnsfaden binden kannst; wenn der Schiffer den einen Knoten löst, so bekömmt er guten Wind, löst er den zweiten, dann weht es heftig, und löst er den dritten und vierten, dann stürmt es, so daß die Wälder umstürzen. Willst Du dem kleinen Mädchen nicht einen Trank geben, so daß sie die Stärke von zwölf Männern bekömmt, und die Schneekönigin überwinden kann?"

„Die Stärke von zwölf Männern," sagte die Finnländerin; „ja, das wird gut helfen!" und nun ging sie nach einem Bord, zog ein großes, zusammengerolltes Fell hervor, und rollte dies auf; wunderliche Buchstaben waren darauf geschrieben, und die Finnländerin las, so daß ihr das Wasser von der Stirn strömte.

Aber das Rennthier bat wieder so sehr für die kleine Gerda, und Gerda sah mit bittenden, thränenvollen Augen auf die Finnländerin, so daß diese wieder mit ihren Augen blinzelte und das Rennthier

in eine Ecke zog, wo sie demselben zuflüsterte, während es frisches Eis auf den Kopf bekam.

„Der kleine Kay ist zwar bei der Schneekönigin und findet dort Alles nach seinem Vergnügen und Geschmack, er glaubt, es ist der beste Theil der Welt, aber das kömmt davon, weil er einen Glassplitter ins Herz, und ein kleines Stückchen Glas ins Auge bekommen hat; die müssen erst heraus, sonst wird er nie zum Menschen, und die Schneekönigin wird Macht über ihn behalten!"

„Aber kannst Du der kleinen Gerda nichts eingeben, so daß sie Macht über das Ganze bekömmt?"

„Ich kann ihr keine größere Macht geben, als sie schon hat! siehst Du nicht, wie groß die ist? Siehst Du nicht wie Menschen und Thiere ihr dienen müssen, wie sie auf bloßen Füßen so gut in der Welt fortgekommen ist? Sie muß von uns nicht ihre Macht erfahren, die sitzt in ihrem Herzen, die sitzt darin, weil sie ein süßes, ein unschuldig Kind ist. Kann sie nicht selbst zur Schneekönigin hineinkommen, und den kleinen Kay vom Glas befreien, so können wir nicht helfen! Zwei Meilen von hier nimmt der Garten der Schneekönigin seinen Anfang, dorthin kannst Du das kleine Mädchen tragen; setze sie bei dem großen Busch, der mit rothen Beeren im Schnee steht, ab, schwatze nicht lange, und beeile Dich, daß Du zurückkömmst." Und nun setzte die

Finnländerin die kleine Gerda auf's Rennthier, welches so schnell lief, als es konnte.

„O, ich habe meine Stiefel nicht! mir fehlen meine Fausthandschuhe!" rief die kleine Gerda, sie merkte es an der schneidenden Kälte, aber das Rennthier durfte nicht stille stehen, es lief, bis es an den großen Busch mit den rothen Beeren kam; dort setzte es Gerda ab, küßte sie auf den Mund, und große, helle Thränen flossen aus des Thieres Augen, und nun lief es, so schnell wie es konnte, wieder zurück. Da stand nun die arme Gerda ohne Stiefel, ohne Handschuhe, mitten in dem entsetzlichen, eiskalten Finnland.

Sie lief vorwärts, so schnell wie sie konnte, da kam ein ganzes Regiment Schneeflocken; aber sie fielen nicht vom Himmel nieder, sie waren ganz klar und glänzend vom Nordlicht; die Schneeflocken liefen gerade auf der Erde hin, und je näher sie kamen, desto größer wurden sie; Gerda erinnerte sich wohl, wie groß und künstlich die Schneeflocken aussahen, welche sie damals durch das Brennglas erblickte; aber hier waren sie auf eine andere Weise groß und entsetzlich, sie waren lebendig, es waren die Vorposten der Schneekönigin; sie hatten die wunderbarsten Gestalten; einige sahen wie große, häßliche Stachelschweine aus, andere, wie Knoten, gebildet von Schlangen, welche die Köpfe hervorsteckten, und wieder andere,

wie kleine, dicke Bären, an denen die Haare sich sträubten, alle glänzend weiß, alle waren lebendige Schneeflocken.

Da betete die kleine Gerda ihr Vaterunser; die Kälte war so stark, daß sie ihren eignen Athem sehen konnte; wie Rauch kam er ihr aus dem Munde; der Athem wurde dichter und dichter und formte sich zu kleinen, lichten Engeln, welche mehr und mehr wuchsen, wenn sie die Erde berührten; alle hatten Helme auf den Häuptern, und Spieße und Schilde in den Händen; ihrer wurden mehr und mehr, und als Gerda ihr Vaterunser geendet hatte, umgab sie eine ganze Legion; sie hieben mit ihren Spießen auf die häßlichen Schneeflocken, so daß sie in hundert Stücke zersprangen, und die kleine Gerda schritt ganz sicher und muthig weiter. Die Engel streichelten ihre Füße und Hände, und nun fühlte sie weniger von der Kälte, und ging rasch auf das Schloß der Schneekönigin zu.

Aber nun werden wir sehen, wie es Kay erging. Er dachte indeß nicht an klein Gerda, und am allerwenigsten daran, daß sie vor dem Schlosse stände.

Siebente Geschichte.

Was sich im Schloß der Schneekönigin ereignete, und was später geschah.

Des Schlosses Wände waren von stöberndem Schnee und Fenster und Thüren von schneidenden Winden; dort waren über hundert Säle, je nachdem der Schnee vom Winde gejagt wurde; der größte erstreckte sich viele Meilen, alle wurden von den starken Nordlichtern beleuchtet, sie waren so groß, so leer, so eisig kalt und so glänzend. Nie herrschte hier Lustbarkeit, es fand nicht einmal ein kleiner Bärenball statt, bei welchem der Sturm aufspielen, die Eisbären auf den Hinterbeinen gehen und feine Manieren zeigen konnten; niemals eine kleine Spielgesellschaft wo man sich auf den Mund und auf die Ohren schlug; niemals ein kleiner Kaffeekommerz von den weißen Fuchsfräulein; es war leer, groß und kalt in den Sälen der Schneekönigin. Die Nordlichter flammten so genau, daß man zählen konnte, wann sie den höchsten, und wann sie den niedrigsten Grad erreicht hatten. Mitten in dem leeren, unendlichen Schneesaal war ein zugefrorner See, er war in tausend Stücke zerspalten, aber jedes Stück war dem andern so ähnlich, daß es ein schönes Kunstwerk

war; mitten auf diesem saß die Schneekönigin, wenn sie sich zu Hause aufhielt und dann sagte sie, daß sie im Spiegel des Verstandes säße, und daß dies das Einzige und Beste in dieser Welt sei.

Der kleine Kay war ganz blau, ja beinahe schwarz vor Kälte, aber er merkte es doch nicht, denn sie hatte ja den Kälteschauer von ihm geküßt, und sein Herz war wie ein Eisklumpen. Er schleppte einige scharfe, flache Eisstücke, welche er auf alle mögliche Weise zusammenlegte, denn er wollte etwas daraus bilden; ebenso als wenn wir Andern kleine Holzplatten haben, und diese in Figuren legen, welches das chinesische Spiel genannt wird. Kay bildete auch Figuren, die allerkünstlichsten, es war des Verstandes Eisspiel; für seine Augen waren die Figuren ganz ausgezeichnet und von der allergrößten Wichtigkeit; dies verursachte das Stückchen Glas, welches ihm im Auge saß! er bildete ganze Figuren, welche ein geschriebenes Wort waren, aber nie konnte er darauf kommen das Wort zu bilden, welches er gerade wollte, das Wort: Ewigkeit, und die Schneekönigin hatte gesagt: „Kannst Du mir die Figur aussinden, so sollst Du Dein eigner Herr sein, und ich schenke Dir die ganze Welt und ein Paar neue Schrittschuhe." Aber er konnte sie nicht aussinden.

„Nun eile ich fort nach den warmen Ländern!" sagte die Schneekönigin, ich will in die schwarzen

Kessel niederschauen!" — Das waren die feuerspeienden Berge Aetna und Vesuv, wie man sie nennt. — „Ich werde sie ein wenig weißen, das gehört nun einmal dazu; es ist gut für Citronen und Weintrauben!" nun flog die Schneekönigin fort, und Kay saß ganz allein in dem viele Meilen großen, leeren Eissaal, sah auf die Eisstücke und dachte und dachte, so daß er sich fast den Kopf zerbrach, er saß ganz erstarrt und still da, man mußte glauben, daß er erfroren sei.

Da trat die kleine Gerda durch das große Thor ins Schloß, das Thor war von schneidenden Winden gebildet; aber sie verrichtete ihr Abendgebet, und nun legten die Winde sich, als ob sie schlafen wollten, und Gerda trat in die großen, leeren, kalten Säle, — da erblickte sie Kay, sie erkannte ihn, flog an seinen Hals, hielt ihn so fest umschlungen und rief: „Kay! süßer, kleiner Kay! so hab' ich Dich nun gefunden!"

Aber er saß ganz still, erstarrt und kalt; — da weinte die kleine Gerda heiße Thränen, sie fielen auf seine Brust, sie drangen in sein Herz, sie thauten den Eisklumpen auf, und verzehrten den kleinen Splitter des Spiegels; er schaute sie an, und sie sang den Psalm:

„Die Rosen erblühen im Thale so lind,
Dort reden wir mit dem Jesuskind."

Da brach Kay in Thränen aus; er weinte, so daß das Spiegelstückchen aus seinen Augen rollte, er erkannte sie und jubelte: „Gerda! süße, kleine Gerda! — wo bist Du doch so lange gewesen? Und wo bin ich gewesen?"; er schaute sich rund um. „Wie's hier kalt ist! wie's hier leer und kalt ist!" und er klammerte sich an Gerda, welche vor Freude lachte und weinte; es war so schön, daß selbst die Eisstücke vor Freude rund herumtanzten, und als sie müde waren und sich niederlegten, bildeten sie gerade die Buchstaben, welche die Schneekönigin ihm auszufinden geboten hatte, nun war er sein eigner Herr, und sie wollte ihm die ganze Welt und ein Paar neue Schrittschuhe geben.

Gerda küßte seine Wangen, und sie wurden blühend; sie küßte seine Augen, und sie leuchteten wie ihre, sie küßte seine Hände und Füße, und er war gesund und munter. Die Schneekönigin konnte gern heimkehren, sein Freibrief stand dort mit glänzenden Eisstücken geschrieben.

Sie umfaßten gegenseitig ihre Hände, und wanderten aus dem großen Saal; sie sprachen von Großmutter und von den Rosen oben auf dem Dach; und wo sie gingen ruhten die Winde und die Sonne brach hervor; und als sie den Busch mit den rothen Beeren erreichten, wartete ihrer dort das Rennthier, es hatte ein anderes junges mit, dessen Euter ange-

füllt war, und es gab den Kleinen seine warme Milch, und küßte sie auf den Mund. Dann trugen sie Kay und Gerda zuerst zur Finnländerin, wo sie sich in der heißen Stube erwärmten und Bescheid über die Rückreise erhielten, darauf zur Lappländerin, welche ihnen neue Kleider genäht, und ihren Schlitten in Stand gesetzt hatte.

Das Rennthier und die junge Hindin sprangen zur Seite, und begleiteten sie gerade bis zur Grenze des Landes, dort guckte das erste Grün hervor, hier nahmen Kay und Gerda Abschied von dem Rennthier und von der Lappländerin: „Lebt wohl!“ sagten sie Alle. Und die ersten kleinen Vögel begannen zu zwitschern, der Wald trug grüne Knospen, und aus ihm kam, reitend auf einem prächtigen Pferde, welches Gerda kannte (es war vor der Goldkutsche gespannt gewesen) ein junges Mädchen mit einer glänzend rothen Mütze auf dem Haupte, und mit Pistolen bewaffnet; es war das kleine Räubermädchen, welche es langweilte zu Hause zu sein, sie wollte zuerst nach Norden, und später nach einer andern Seite, wenn es ihr dort nicht gefiele. Sie erkannte sogleich Gerda, und Gerda kannte sie, das war eine Freude!

„Du bist ein wackerer Bursche im Herumstiefeln!“ sagte sie zum kleinen Kay; „ich möchte

wissen, ob Du es verdienst, daß man deinetwegen bis ans Ende der Welt läuft!"

Aber Gerda streichelte ihre Wangen, und fragte nach Prinz und Prinzessin.

„Die sind nach fremden Ländern gereist!" sagte das Räubermädchen.

„Aber die Krähe?" fragte die kleine Gerda.

„Ja, die Krähe ist todt!" antwortete sie. „Das zahme Liebchen ist Wittwe geworden, und trägt einen Streifen schwarzen Wollengarns um das Bein; sie beklagt sich jämmerlich, doch unnützes Gewäsch ist das Ganze! — Aber erzähl' mir nun, wie es Dir erging, und wie Du ihn erwischtest!"

Gerda und Kay erzählten beide.

„Und Schnip-schnap-schnurre-basselurre!" sagte das Räubermädchen, ergriff die Hände beider, und versprach, daß wenn sie einst durch ihre Stadt kommen würde, sie zu ihnen kommen und sie besuchen wolle, und darauf ritt sie in die weite Welt, aber Kay und Gerda wandelten Hand in Hand, es war ein lieblicher Frühling, reich an Blumen und Grün; die Kirchenglocken läuteten, und sie kannten die hohen Thürme, die große Stadt, es war diejenige in welcher sie wohnten, sie gingen hinein und eilten nach Großmutters Thür, eilten die Treppe hinauf, und in die Stube hinein, wo Alles auf derselben Stelle stand wie früher; die Uhr sagte: „tick! tack!"

und der Zeiger drehte sich; aber indem sie durch die Thür gingen merkten sie, daß sie Erwachsene geworden waren. Die Rosen in der Dachrinne blühten in die offenen Fenster hinein, dort standen die kleinen Kinderstühle, und Kay und Gerda setzten sich jeder auf ihren Stuhl, und hielten gegenseitig die Hände umschlungen, sie hatten die kalte, leere Herrlichkeit bei der Schneekönigin wie einen schweren Traum vergessen. Großmutter saß in Gottes klarem Sonnenschein und las laut aus der Bibel: „Wenn ihr nicht werdet wie die Kinder, dann kommt ihr nicht in Gottes Reich!"

Und Kay und Gerda schauten sich ins Auge, und sie verstanden auf einmal den alten Psalm:

„Die Rosen erblühen im Thale so lind,
Dort reden wir mit dem Jesuskind."

Da saßen die beiden Erwachsenen und doch Kinder, Kinder im Herzen, und es war Sommer, warmer, herrlicher Sommer.

Die rothen Schuhe.

Ein kleines Mädchen so fein und so niedlich, mußte immer im Sommer mit bloßen Füßen, und im Winter mit großen Holzschuhen gehen, denn sie war arm, und der kleine Fuß wurde dadurch ganz roth, wurde so entsetzlich roth.

Mitten im Dorfe wohnte des Schuhmachers alte Frau, sie saß und nähte so gut wie sie konnte, von rothen, alten Tuchstreifen ein Paar kleine Schuhe, sie waren ganz klotzig, aber es war gut gemeint, und diese sollte das kleine Mädchen haben. Das kleine Mädchen hieß Karen.

Gerade an dem Tage als ihre Mutter beerdigt wurde, erhielt sie die rothen Schuhe, und trug sie zum ersten Mal; freilich konnte sie nicht damit trauern, aber sie hatte ja keine anderen, und nun ging sie mit bloßen Füßen drin, hinter dem ärmlichen Sarge her.

In demselben Augenblick kam ein großer, alter Wagen, und in diesem saß eine große, alte Frau, sie sah auf das kleine Mädchen, und fühlte Mitleid

für sie, und sagte darauf zum Pfarrer: „hör', gieb mir das kleine Mädchen, ich werde gut gegen sie sein!"

Und Karen glaubte dies geschähe Alles der rothen Schuhe wegen, aber die alte Frau sagte, daß sie häßlich seien, sie wurden nun verbrannt, aber Karen selbst wurde schön und niedlich gekleidet; sie mußte lesen und nähen lernen, und die Leute sagten, daß sie niedlich sei, aber der Spiegel sagte: „Du bist mehr als niedlich, Du bist schön!"

Da reiste die Königin einmal durchs Land, sie hatte ihre kleine Tochter bei sich, die eine Prinzessin war, Leute strömten nach dem Schloß, Karen war auch darunter, und die kleine Prinzessin stand in feinen, weißen Kleidern in einem Fenster, und ließ sich beschauen; sie trug weder Schleppe noch Goldkrone, aber herrliche, rothe Saffianschuhe, die waren gar anders niedlich, als diejenigen, welche des Schuhmachers alte Frau für die kleine Karen genäht hatte. Nichts in der Welt kann doch mit rothen Schuhen verglichen werden!

Nun war Karen so alt, daß sie konfirmirt werden sollte, sie bekam neue Kleider, und neue Schuhe sollte sie auch erhalten. Der reiche Schuhmacher in der Stadt nahm Maß von ihrem kleinen Fuß, er that's in seinem eigenen Zimmer, dort standen große Glasschränke mit herrlichen Schuhen und blanken Stiefeln. Es sah niedlich aus, aber die alte Frau

konnte nicht gut sehen, und deshalb hatte sie kein Vergnügen daran; mitten zwischen den Schuhen standen ein Paar rothe, ganz wie diejenigen, welche die Prinzessin getragen hatte; wie schön die waren! Der Schuhmacher sagte auch, daß sie für ein Grafenkind genäht wären, aber sie hätten nicht gepaßt.

„Das ist wohl Glanzleder!" sagte die alte Frau, „denn sie glänzen!"

„Ja, sie glänzen!" sagte Karen; sie paßten und wurden gekauft; aber die alte Frau wußte nicht, daß sie roth waren, denn sie hätte Karen nimmermehr erlaubt in rothen Schuhen zur Konfirmation zu gehen, aber das geschah nun.

Jederman sah auf ihre Füße, und als sie durch die Kirche zur Chorthür ging, schien ihr, daß selbst die alten Bilder auf den Gräbern, diese Portrait's von Predigern und Prediger-Frauen mit steifen Kragen, und langen, schwarzen Kleidern, die Augen auf ihre rothen Schuhe hefteten, und nur an diese dachte sie, als der Pfarrer seine Hand auf ihr Haupt legte, und von der heiligen Taufe, von dem Bunde mit Gott redete, und darüber sprach, daß sie nun eine erwachsene Christin sein solle; die Orgel spielte so feierlich, die lieblichen Kinderstimmen erklangen, und der alte Kantor sang, aber Karen dachte nur an die rothen Schuhe.

Am Nachmittag erfuhr nun die alte Frau von

allen Leuten, daß die Schuhe roth gewesen, und sie sagte daß es häßlich sei, daß es sich nicht passe, und daß Karen später, wenn sie zur Kirche gehe, immer schwarze Schuhe tragen solle, selbst wenn sie alt wären.

Am nächsten Sonntag war Abendmahl, und Karen sah auf die schwarzen Schuhe, sie sah auf die rothen — sie sah nochmals auf die rothen, und zog sie an.

Es war herrlicher Sonnenschein; Karen und die alte Frau gingen längs des Stieges durchs Korn; dort stäubte es ein wenig.

An der Kirchenthür stand ein alter Soldat, mit einer Krücke und mit einem seltsam langen Bart, der war mehr roth als weiß, denn er war roth; und er beugte sich bis auf die Erde, und fragte die alte Frau, ob er ihre Schuhe abstäuben dürfe. Auch Karen streckte ihren kleinen Fuß aus. „Sieh, welch' niedliche Tanzschuhe!" sagte der Soldat, „sitzt fest wenn ihr tanzt!" und nun schlug er mit der Hand auf die Sohlen.

Und die alte Frau gab dem Soldaten eine kleine Münze, und darauf ging sie mit Karen in die Kirche.

Und alle Leute drinnen sahen auf Karens rothe Schuhe, alle Bilder sahen auf dieselben, und als Karen vor dem Altar kniete, und den Goldkelch an die Lippen hob, da dachte sie nur an die rothen

Schuhe, und es schien, als ob sie vor ihr im Kelche schwammen; sie vergaß ihren Psalm zu singen, sie vergaß ihr „Vaterunser" zu beten.

Nun gingen alle Leute aus der Kirche und die alte Frau stieg in ihren Wagen. Karen erhob den Fuß um hinterher einzusteigen, da sagte der alte Soldat, welcher dicht dabei stand: „sieh, welch' herrliche Tanzschuhe!" und Karen konnte es nicht unterlassen, sie mußte einige Pas machen, und als sie begann fuhren die Beine fort zu tanzen, es war gleichsam, als ob die Schuhe Macht über sie bekommen hätten; sie tanzte um die Kirche, sie konnte es nicht lassen, der Kutscher mußte ihr nachlaufen und sie ergreifen, er hob sie in den Wagen, aber die Füße fuhren fort zu tanzen, so daß Karen die arme, alte Frau schrecklich stieß. Endlich bekamen sie die Schuhe ab, und die Füße wurden ruhig.

Zu Hause wurden die Schuhe in einen Schrank gestellt, aber Karen konnte es nicht lassen sie anzuschauen.

Nun lag die alte Frau krank danieder, man sagte daß sie nicht leben könne! sie sollte gepflegt und gewartet werden, und Keinem lag dies näher als Karen; aber in der Stadt war ein großer Ball, Karen war eingeladen; — sie sah auf die alte Frau, die ja doch nicht leben konnte, sie sah auf die rothen Schuhe, und ihr schien, daß keine Sünde dabei

wäre; — sie zog die rothen Schuhe an, das konnte sie ja auch; — aber nun ging sie zum Ball und begann zu tanzen.

Aber als sie zur Rechten wollte, tanzten die Schuhe zur Linken, und als sie den Saal hinauf wollte, tanzten die Schuhe hinunter, die Treppe hinunter, durch die Straße und dann aus dem Thor der Stadt. Sie tanzte und mußte tanzen, gerade in den dunkeln Wald hinaus.

Da glänzte es oben zwischen den Bäumen, und sie glaubte es sei der Mond, denn es war ein Antlitz, aber es war der alte Soldat mit dem rothen Bart, er saß, nickte und sagte: „sieh', welch' herrliche Tanzschuhe!"

Nun entsetzte sie sich und wollte die rothen Schuhe fortschleudern, die hingen aber fest, sie schnitt die Strümpfe auf, aber die Schuhe waren an ihre Füße gewachsen, sie tanzte, und mußte tanzen über Feld und Flur, im Regen und Sonnenschein, bei Nacht und Tage, aber in der Nacht war es entsetzlich.

Sie tanzte in den offnen Kirchhof hinein, aber die Todten dort tanzten nicht, die haben etwas viel besseres zu thun als zu tanzen; sich wollte sich auf des Armen Grab setzen, wo der bittere Rainfarrn wuchs, aber für sie war weder Ruh' noch Rast, und als sie nach der offenen Kirchthür tanzte, erblickte sie

dort einen Engel in langen, weißen Kleidern, mit Flügeln angethan, welche von den Schultern bis auf die Erde reichten, sein Antlitz war streng und ernst, und in der Hand hielt er ein Schwert, breit und glänzend:

„Tanzen sollst Du!“ sagte er, „tanzen in Deinen rothen Schuhen, bis Du bleich und kalt wirst! bis Deine Haut wie die eines Skeletts zusammenschrumpft! Du sollst von Thür zu Thür tanzen, und wo stolze und eitle Kinder wohnen, da sollst Du anklopfen; so daß sie Dich hören und Dich fürchten! Tanzen sollst Du, tanzen — —!“

„Gnade!“ rief Karen. Aber sie hörte nicht, was der Engel antwortete, denn die Schuhe trugen sie durch die Hinterthür aufs Feld hinaus, über Wege und Stege, und fortwährend mußte sie tanzen.

Eines Morgens tanzte sie bei einer Thür vorbei, welche sie gut kannte; drinnen erklangen Psalmentöne, man trug einen Sarg hinaus, der mit Blumen geschmückt war; da wußte sie, daß die alte Frau todt sei, und ihr schien, daß sie nun von Allen verlassen, und von den Engeln Gottes verwünscht sei.

Sie tanzte und mußte tanzen, tanzen in der dunkeln Nacht. Die Schuhe trugen sie über Dorn und Steppel, sie ritzte sich blutig; sie tanzte über die Haide nach einem einsamen Haus. Sie wußte, daß

hier der Scharfrichter wohne, und sie klopfte mit dem Finger an die Scheibe, und sagte:

„Komm heraus! — komm heraus! — Ich kann nicht hineinkommen, weil ich tanze!"

Und der Scharfrichter antwortete: „Du weißt wohl nicht wer ich bin. Ich schlage den bösen Menschen das Haupt ab, und ich merke, daß mein Beil zittert."

„Schlage mir nicht den Kopf ab!" sagte Karen, „alsdann kann ich meine Sünde nicht bereuen! aber schlage mir die Füße mit den rothen Schuhen ab!"

Und nun beichtete sie ihre ganze Sünde; der Scharfrichter hieb ihr die Füße mit den rothen Schuhen ab, aber die Schuhe tanzten mit den kleinen Füßen übers Feld in den dunkeln Wald hinein.

Er schnitzte ihr Holzfüße und Krücken, lehrte ihr einen Psalm, welchen die Sünder immer singen, und sie küßte die Hand, welche das Beil geführt, und wanderte über die Haide.

„Nun hab' ich wegen der rothen Schuhe genug gelitten!" sagte sie, „nun will ich in die Kirche gehen, damit sie mich erblicken können!" wohl rasch eilte sie gegen die Kirchthür, aber als sie dort ankam, tanzten die rothen Schuhe vor ihr, sie entsetzte sich und kehrte um.

Die ganze Woche hindurch war sie betrübt, und

weinte manche bittere Thräne, als es aber Sonntag war, da sagte sie: „nun habe ich genug gelitten und gestritten! ich sollte glauben, daß ich ebenso gut bin wie Manche, die sich dort in der Kirche brüsten!“ und sie ging muthig dahin; doch sie kam nicht weiter als bis zur Hinterthür, dort sah sie die rothen Schuhe vor sich tanzen, sie entsetzte sich, kehrte um, und bereute ihre Sünde recht im Herzen.

Sie ging zum Pfarrhof und bat, ob sie dort nicht in Dienst kommen könne, fleißig wolle sie sein und Alles thun was sie vermöge, auf Lohn sehe sie nicht, wenn sie nur ein Dach über dem Haupte erhalte, und bei guten Menschen sein könne. Des Pfarrers Frau hatte Mitleid mit ihr, und nahm sie in Dienst; sie war fleißig und gedankenvoll. Sie saß still und hörte zu, wenn der Pfarrer Abends laut aus der Bibel las. Alle Kleinen hielten viel von ihr, wenn sie aber von Schmuck und Putz redeten, und davon sprachen, schön wie eine Königin zu sein, dann schüttelte sie mit dem Kopf.

Am nächsten Sonntag gingen Alle zur Kirche, und sie fragten Karen ob sie mit wolle, sie aber sah betrübt, mit Thränen im Auge, auf ihre Krücken, und nun gingen die Andern um Gottes Wort zu hören, aber Karen ging allein in ihre stille Kammer; diese war nur so groß, daß dort ein Bett und ein Stuhl stehen konnte, und hier setzte sie sich mit ihrem

Gesangbuch nieder; als sie mit frommen Sinne darin las, trug der Wind die Orgeltöne zu ihr hinüber, und sie erhob ihr Angesicht mit Zähren, und sagte: „O Gott, hilf mir!"

Da schien die Sonne so klar, und gerade vor ihr stand der Engel Gottes in den weißen Kleidern, welchen sie in jener Nacht an der Kirchthur gesehen hatte, aber er trug nicht länger das scharfe Schwert, sondern einen lieblich grünen Zweig voll Rosen, und er berührte mit demselben die Decke, die hob sich so hoch, und wo er sie berührt hatte glänzte ein Goldstern, und er berührte die Wände, sie erweiterten sich, sie sah die Orgel, welche spielte, sie sah die alten Bilder mit Pfarrern und Pfarrersfrauen; die Gemeinde saß in den geputzten Stühlen, und sang aus ihrem Liederbuch. — Die Kirche war selbst zu dem armen Mädchen in die kleine, enge Kammer, oder auch Karen war dorthin gekommen; sie saß im Stuhl bei den andern Leuten des Pfarrers, und als sie den Gesang beendet hatten und aufsahen, da nickten sie und sagten: „Das ist recht, daß Du kömmst, Karen!"

„Das war Gnade!" sagte sie.

Und die Orgel klang, und die Kinderstimmen im Chor tönten so weich und lieblich! Der klare Sonnenschein strömte so warm durch's Fenster in den

Kirchstuhl wo Karen saß; ihr Herz wurde so voll Sonnenschein, Fried' und Freude, daß es brach; ihre Seele flog auf Sonnenschein zu Gott; und dort war Keiner, der nach den rothen Schuhen fragte.

Die Springburschen.

Der Floh, der Grashüpfer und der Springbock wollten einmal sehen, wer von ihnen am höchsten springen könne, und nun luden sie die ganze Welt ein, und wer sonst noch kommen wollte um die Feierlichkeit zu sehen; es waren drei tüchtige Springburschen, als sie im Zimmer zusammenkamen.

„Ja, ich gebe meine Tochter demjenigen, der am höchsten springt!" sagte der König, „denn es ist so armselig, wenn die Personen um gar Nichts springen sollten!"

Der Floh trat zuerst vor, er hatte so feine Manieren, und grüßte nach allen Seiten, denn er trug Fräuleinblut in sich, und war gewohnt nur mit Menschen umzugehen, und das thut gar viel.

Darauf kam der Grashüpfer, er war zwar bedeutend schwerer, aber er hatte doch ganz gute Sitten, und war in grüner Uniform, und die war ihm angeboren; außerdem sagte er, daß er eine sehr alte Familie in dem Lande Aegypten habe, und daß er hier zu Hause hochgeschätzt sei, er war gerade vom

Felde genommen, und in ein Kartenhaus gesetzt werden, welches drei Etagen hatte, die alle von Herrenblättern waren, welche die farbige Seite nach innen wandten; dort waren sowohl Thüren als Fenster, geschnitten aus dem Leibe der Coeurdame. „Ich singe so," sagte er, „daß sechszehn eingeborene Heimchen, die von jung auf gepfiffen haben und doch kein Kartenhaus erhielten, sich noch dünner ärgerten als sie waren, indem sie mich hörten.

Beide, sowohl der Floh wie der Grashüpfer legten auf diese Weise gut Rechenschaft ab, wer sie seien, und daß sie glaubten, wohl eine Prinzessin heirathen zu können.

Der Springbock sagte Nichts, aber man äußerte, daß er mehr denke, und als der Hofhund nur an ihm schnoberte, gestand er, daß der Springbock von guter Familie sei; der alte Rathsherr, welcher drei Orden erhalten hatte, um still zu schweigen, versicherte, er wisse, daß der Springbock Prophetengabe besitze, man könne auf dem Rücken desselben sehen, ob man einen milden oder strengen Winter bekomme, und das kann man nicht einmal auf dem Rücken desjenigen sehen, der den Almanach schreibt.

„Ja, ich sage zwar Nichts!" äußerte der alte König, „aber ich gehe immer so und denke das Meinige!"

Nun sollte man den Sprung machen. Der Floh

sprang so hoch, daß Keiner es sehen konnte, und nun behaupteten sie, daß er gar nicht gesprungen sei, und das war nichtswürdig.

Der Grashüpfer sprang nur halb so hoch, aber er sprang dem König gerade ins Gesicht, und da sagte dieser, daß es häßlich sei.

Der Springbock stand lange still und bedachte sich, man glaubte zuletzt, daß er gar nicht springen könne.

„Wenn ihm nur nicht unwohl ist!" sagte der Hofhund, und nun schnoberte er wieder um ihn: rutsch! sprang er mit einem kleinen, schiefen Sprung in den Schooß der Prinzessin, die niedrig auf einem Goldschemel saß.

Da sagte der König: „Der höchste Sprung ist, zu meiner Tochter hinauf zu springen, denn darin liegt das Feine, aber um darauf zu kommen, muß man Kopf haben, und der Springbock hat gezeigt, daß er Kopf hat. Er besitzt Muth und Verstand!"

Und nun bekam er die Prinzessin.

„Ich sprang doch am höchsten!" sagte der Floh. „Aber mir kann's einerlei sein! laß sie nur den Gänseknochen mit dem Stäbchen und mit Pech erhalten! ich sprang doch am höchsten, aber es gehört in dieser Welt Aeußeres dazu, um bemerkt zu werden!"

Und nun ging der Floh in fremde Kriegsdienste man sagt, daß er dort erschlagen worden sei.

Der Grashüpfer setzte sich draußen in den Graben, und dachte darüber nach, wie es eigentlich in der Welt zugehe, und er sagte auch: „Aeußeres gehört dazu! Aeußeres gehört dazu!" und nun sang er seine eigne traurige Weise, sie ists, aus der wir die Geschichte entnommen haben, die doch gerne Lüge sein kann, wenn sie auch gedruckt wäre.

Die Hirtin und der Schornsteinfeger.

Hast Du jemals einen recht alten Holzschrank, ganz schwarz von Alter, auf welchem Schnörkel und Laubwerk ausgeschnitzt sind, gesehen? Gerade ein solcher stand in einer Wohnstube, er war von der Großmutter ererbt, und von oben bis unten waren Rosen und Tulpen ausgeschnitzt; dort waren die seltsamsten Schnörkel, und zwischen diesen steckten kleine Hirsche den Kopf, mit vielen Zacken, hervor, aber mitten auf dem Schrank stand ein ganzer Mann geschnitzt, es war freilich lächerlich ihn zu sehen, er fletschte die Zähne, Lachen konnte man es nicht nennen, er hatte Ziegenbockbeine, kleine Hörner auf der Stirn und einen langen Bart. Die Kinder in der Stube nannten ihn immer den Ziegenbockbein-Ober- und Untergeneralkriegskommandeursergeanten, denn dies war ein schwer auszusprechender Name, und es gibt nicht viele, welche diesen Titel erhalten; aber ihn ausschnitzen zu lassen, das war auch Etwas. Aber nun war er ja da! er sah immer nach dem Tisch, unter

dem Spiegel hin, denn dort stand eine lieblich kleine Hirtin von Porzellan; die Schuhe waren vergoldet, der Rock war mit einer rothen Rose niedlich aufgeheftet; sie hatte einen goldnen Hut und einen Hirtenstab; kurz sie war herrlich. Dicht neben ihr stand ein kleiner Schornsteinfeger, so schwarz wie Kohle, übrigens ebenfalls von Porzellan; er war ebenso rein und hübsch wie irgend ein Anderer; daß er Schornsteinfeger war, das war ja nur Etwas was er vorstellte, der Porzellanfabrikant könnte ebenso gut einen Prinzen aus ihm gemacht haben, das wäre einerlei!

Er stand so niedlich mit seiner Leiter da, und mit einem Gesichtchen, so weiß und roth wie das eines Mädchens, das war eigentlich ein Fehler, denn ein wenig schwarz hätte er gern sein können. Er stand der Hirtin ganz nahe; sie waren beide hingestellt wo sie standen, und als sie nun hingestellt waren, da hatten sie sich verlobt; sie paßten ja für einander, sie waren junge Leute, sie waren von demselben Porcellain, und beide gleich leicht zerbrechlich.

Dicht neben ihnen stand noch eine Puppe, welche drei Mal größer war, es war ein alter Chinese, welcher nicken konnte; er war auch von Porzellan und sagte, daß er der Großvater der kleinen Hirtin sei, aber das konnte er wohl nicht beweisen, er behauptete, daß er Macht über sie habe, und deshalb hatte er dem Ziegenbockbein-Ober- und Untergeneralkriegs-

kommandeursergeanten zugenickt, welcher um die kleine Hirtin freite.

„Da bekömmst Du einen Mann," sagte der alte Chinese, „einen Mann, der, wie ich beinah glaube von Mahagoni ist, er kann Dich zur Ziegenbockbein-Ober- und Untergeneralkriegskommandeursergeantin machen, er hat den ganzen Schrank voll von Silberzeug, außerdem was er noch in geheimen Räumen hat!"

„Ich will nicht in den finstern Schrank hinein!" sagte die kleine Hirtin, „ich habe sagen hören, daß er eilf Frauen von Porzellan darin hat!" —

Dann kannst Du die zwölfte sein!" sagte der Chinese, „heute Nacht, sobald es in dem alten Schranke kracht, sollt ihr Hochzeit halten, so wahr ich ein Chinese bin!" und nun nickte er mit dem Kopfe und fiel in Schlaf.

Aber die kleine Hirtin weinte, und sah auf ihren Herzallerliebsten, auf den Schornsteinfeger von Porzellan.

„Ich will Dich bitten," sagte sie, „daß Du mit mir in die weite Welt gehst, denn hier können wir nicht bleiben!"

„Ich thue Alles was Du willst!" sagte der kleine Schornsteinfeger, „laß uns sogleich gehen, ich denke, daß ich Dich durch die Profession ernähren kann!"

„Wenn wir nur erst vom Tisch herunter wären!"

sagte sie, „ich werde nicht eher froh, als bis wir in die weite Welt hinaus sind!"

Er tröstete sie und zeigte ihr, wie sie ihren kleinen Fuß auf die ausgeschnitzten Kanten und aufs vergoldete Laubwerk, welches das Tischbein umzog, setzen sollte, seine Leiter nahm er auch zu Hülfe, und nun waren sie unten auf dem Boden, aber als sie nach dem alten Schrank sahen, bemerkten sie eine große Unruhe; alle ausgeschnitzten Hirsche steckten den Kopf länger hervor, erhoben das Geweih und drehten den Hals; der Ziegenbockbein-Ober- und Untergeneralkriegskommandeursergeant sprang hoch in die Höhe, und rief dem alten Chinesen zu: „nun entfliehen sie! nun entfliehen sie!"

Da erschraken sie ein wenig, und sprangen geschwind die Erhöhung hinauf in die Schublade.

Hier lagen drei, vier Spiele Karten, welche nicht vollständig waren, und ein kleines Puppentheater, welches so gut es sich machen ließ, errichtet war; dort wurde Komödie gespielt, und alle Damen, sowohl Carreau als Coeur, Treff und Pique, saßen in der ersten Reihe und fächelten sich mit ihren Tulpen, hinter ihnen standen alle Knechte, und zeigten, daß sie Kopf hatten, sowohl oben als unten, so wie Spielkarten ihn besitzen. Die Komödie handelte über zwei, welche sich nicht haben sollten, die Hirtin weinte darüber, denn es war wie ihre eigene Geschichte.

„Das kann ich nicht aushalten!" sagte sie. „Ich muß aus der Schublade heraus!" als sie aber auf den Boden kamen, und nach dem Tisch hinauf sahen, war der alte Chinese erwacht, und wackelte mit dem ganzen Körper, er war ja unten nur ein Klumpen!

„Nun kömmt der alte Chinese!" schrie die kleine Hirtin, und nun fiel sie gerade auf ihre Porzellanknie nieder, so betrübt war sie.

„Ich habe einen Gedanken," sagte der Schornsteinfeger, „sollen wir in die große Potpourrikruke kriechen, welche im Winkel steht, da können wir auf Rosen und Lavendel liegen, und wenn er kömmt, ihm Salz in die Augen werfen."

„Das kann Nichts helfen!" sagte sie, „ohnedies weiß ich, daß der alte Chinese und die Potpourrikruke verlobt gewesen sind, und wenn man in einem solchen Verhältniß gestanden hat, bleibt immer ein wenig Wohlwollen zurück! nein, uns bleibt nichts Anderes übrig, als in die weite Welt zu gehen!"

„Hast Du wirklich Muth mit mir in die weite Welt zu gehen?" fragte der Schornsteinfeger. „Hast Du bedacht wie groß sie ist, und daß wir nie wieder hierher zurückkommen können!"

„Das hab' ich!" sagte sie.

Und der Schornsteinfeger sah sie ganz starr an, und dann sagte er: „Mein Weg geht durch den Schornstein! hast Du wirklich Muth, mit mir durch

den Ofen, sowohl durch die Trommel als auch durch die Röhre zu kriechen? dann kommen wir in den Schornstein hinaus, da weiß ich mir zu helfen! dann steigen wir so hoch, daß sie uns nicht erreichen können, und ganz oben ist eine Oeffnung, welche in die weite Welt hinausführt!"

Und er führte sie nach der Ofenthür hin.

„Da sieht's schwarz aus!" sagte sie, aber sie ging doch mit ihm, sowohl durch die Trommel als auch durch die Röhre, wo pechschwarze Nacht herrschte.

„Nun sind wir im Schornstein!" sagte sie, „und sieh! sieh! über uns glänzt der lieblichste Stern!"

Es war ein wirklicher Stern am Himmel, er schien gerade auf sie hernieder, als ob er ihnen den Weg zeigen wollte. Sie kletterten und sie krochen, es war ein gräulicher Weg, so hoch, so hoch; aber er hob sie empor, er hielt sie, und zeigte ihr die besten Stellen, auf welche sie ihre kleinen Porzellan-Füße setzen solle, und so erreichten sie gerade die Mündung des Schornsteins, auf den Rand desselben setzten sie sich nieder, denn sie waren müde und das konnten sie auch wohl sein.

Der Himmel mit all' seinen Sternen war über ihnen, und alle Dächer der Stadt unten; sie sahen so weit umher, so weit hinaus in die Welt; die arme Hirtin hatte es sich niemals auf diese Weise vorgestellt, sie lehnte ihren kleinen Kopf an ihren

Schornsteinfeger, und nun weinte sie, daß das Gold von ihrem Gürtel absprang.

„Das ist gar zu viel!“ sagte sie. „Das kann ich nicht ertragen! Die Welt ist allzu groß! wäre ich doch wieder auf dem kleinen Tisch unter dem Spiegel! ich werde nicht eher froh, als bis ich wieder dort bin! nun folgte ich Dir in die weite Welt hinaus, nun kannst Du mir gern wieder nach Hause folgen, wenn Du etwas von mir hältst!“

Und der Schornsteinfeger redete vernünftig zu ihr, sprach über den alten Chinesen und über den Ziegenbockbein-Ober- und Untergeneralkriegskommandeursergeanten, aber sie schluchzte so entsetzlich, und küßte ihren kleinen Schornsteinfeger, so daß er sich ihr fügen mußte, obgleich es nicht richtig war.

Und nun kletterten sie wieder mit großer Mühe den Schornstein hinunter, sie krochen durch die Trommel und durch die Röhre, das war gar nicht angenehm, und nun standen sie in dem dunkeln Ofen; dort lauschten sie hinter der Thür um zu erfahren, wie's in der Stube sich verhielt. Es war ganz still; sie guckten aus — ach, mitten auf dem Boden lag der alte Chinese, er war vom Tisch heruntergefallen, als er sie verfolgen wollte und war in drei Stücke zerschlagen; der ganze Rücken war in einem Stumpf abgegangen, und der Kopf war in einen Winkel gerollt; der Ziegenbockbein-Ober- und Untergeneral-

kriegskommandeursergeant stand wo er immer gestanden hatte, und bedachte sich.

„Das ist entsetzlich!" sagte die kleine Hirtin, „der alte Großvater ist in Stücke zerschlagen, und wir sind schuld daran! das kann ich nimmer überleben!" und nun rang sie ihre kleinen Händchen.

„Er kann noch genietet werden!" sagte der Schornsteinfeger. „Er kann sehr gut genietet werden! — Sei nur nicht so heftig! wenn sie ihm den Rücken leimen, und ihm eine gute Niete in dem Nacken geben, so wird er wieder so gut wie neu sein, und wird uns manch' Unannehmliches sagen können!"

„Glaubst Du das?" sagte sie. Und nun kletterten sie wieder auf den Tisch, auf welchem sie früher gestanden hatten.

„Sieh, so weit kamen wir!" sagte der Schornsteinfeger, „wir hätten uns all' die Unbequemlichkeit sparen können!"

„Wenn wir nur den alten Großvater genietet hätten!" sagte die Hirtin. „Kann das so theuer sein?"

Er wurde genietet; die Familie ließ ihm den Rücken leimen, er bekam eine gute Niete am Hals, und war so gut wie neu, aber nicken konnte er nicht.

„Sie sind wohl hochmüthig geworden, seit Sie in Stücke zerschlagen gewesen sind!" sagte der Ziegenbockbein-Ober- und Untergeneralkriegskommandeursergeant, „mir scheint doch, daß man nicht so aufge-

blasen darüber sein kann! soll ich sie haben, oder soll ich sie nicht haben?"

Der Schornsteinfeger und die kleine Hirtin sahen so gerührt auf den alten Chinesen, sie fürchteten sich so sehr, daß er nicken würde, aber er konnte nicht, und es war ihm unangenehm einem Fremden zu erzählen, daß er beständig eine Niete im Nacken habe, und nun blieben die Porzellan-Leutchen zusammen, sie segneten des Großvaters Niete, und liebten sich bis sie in Stücke zersprangen.

Der Elfenhügel.

Es liefen einige große Eidechsen so schnell in den Ritzen eines alten Baumes; sie konnten sich gut verstehen, denn sie redeten die Eidechsensprache.

„Nein, wie das in dem alten Elfenhügel poltert und murmelt!“ sagte die eine Eidechse; „ich habe dieses Spektakels wegen nun in zwei Nächten nicht meine Augen geschlossen, ich hätte eben so gut Zahnweh haben können, dann schlafe ich auch nicht!“

„Drinnen ist etwas im Werk!“ sagte die andre Eidechse, „den Hügel lassen sie bis zum Hahnenruf auf vier rothen Pfählen stehen, es wird ordentlich ausgelüftet, und die Elfenmädchen haben neue Tänze gelernt, in welchen getrampelt wird. Es ist etwas im Werk!“

„Ja, ich habe mit einem Regenwurm von meiner Bekanntschaft gesprochen,“ sagte die dritte Eidechse; „der Regenwurm kam gerade aus dem Hügel, wo er Nächte und Tage in der Erde gewühlt hatte; er hatte viel gehört, sehen kann es ja nicht das elende Thier, aber herumtappen und lauschen,

das versteht er. Sie erwarten Fremde im Elfenhügel, vornehme Fremde, aber welche, das wollte der Regenwurm nicht sagen, oder er wußte es wohl nicht. Allen Irrlichtern ist angesagt einen Fackelzug zu veranstalten, und Silber und Geld, wovon genug im Hügel ist, wird polirt und in den Mondschein gestellt!"

„Wer mögen doch die Fremden sein! sagten alle Eidechsen. „Was mag wohl im Werk sein? hör', wie es summt! hör', wie es murmelt!"

In demselben Augenblick trennte sich der Elfenhügel, und ein altes Elfenmädchen, sie hatte keinen Rücken, war aber sonst sehr anständig gekleidet, kam herausgetrippelt, es war des alten Elfenkönigs Haushälterin, sie war weitläufig mit ihm verwandt, und trug ein Bernsteinherz auf der Stirn. Die Beine waren so flink: trip, trip! potz tausend, wie sie trippeln konnte, und das geraden Wegs nach dem Moor hinunter, zum Nachtraben.

„Sie werden nach dem Elfenhügel eingeladen, und zwar zu heute Nacht!" sagte sie, „aber wollen Sie uns nicht erst einen großen Dienst erzeigen, und sich der Einladungen annehmen! Sie müssen uns dienen, da Sie selbst kein Haus machen! Wir bekommen einige sehr vornehme Fremde, Zauberer, die was zu sagen haben, und deshalb will der alte Elfenkönig sich zeigen!"

„Wer soll eingeladen werden?" fragte der Nachtrabe.

„Ja, zu dem großen Ball kann die ganze Welt kommen, selbst Menschen, wenn sie nur im Schlaf sprechen, oder sonst ein wenig thun könnten was in unsere Art schlägt. Aber bei dem ersten Gelage soll strenge Auswahl sein, wir wollen nur die Allervornehmsten haben. Ich habe mit dem Elfenkönig gezankt, mir däucht, wir können nicht einmal Gespenster haben. Der Meergott und seine Töchter müssen zuerst eingeladen werden, sie lieben es freilich nicht sehr auf's Trockne zu kommen, aber sie sollen wohl einen nassen Stein, um darauf zu sitzen, oder noch etwas Besseres, erhalten, und dann denke ich, werden sie diesmal nicht absagen. Alle alten Kobolde erster Klasse mit Schwänzen, das Flußmännchen und die Heinzelmännchen müssen wir haben, und dann denke ich dürfen wir das Grabschwein*) und das Todtenpferd**) nicht übergehen; sie gehören zwar

*) Das Grabschwein ist ein Gespenst, welches sich, nach dem Aberglauben des Volks, in der Nacht bei den Gräbern in Gestalt einer Sau zeigt.

**) Das Todtenpferd ist nach der nordischen Mythologie ein eingebildetes Gespenst, in Gestalt eines Pferdes mit drei Beinen.

Anmerk. d. Uebers.

mit zur Geistlichkeit, die nicht von unsern Leuten sind, aber das ist nun einmal ihr Amt, sie sind uns nahe verwandt und machen beständig Visiten.

„Bra!“ sagte der Nachtrabe und flog fort um zu invitiren.

Die Elfenmägdlein tanzten schon auf dem Elfenhügel, sie tanzten mit langen Shawls, gewebt von Nebel und Mondschein, und allen, welche diese Art leiden mögen, erscheint es niedlich. Mitten im Elfenhügel war der große Saal ordentlich aufgeputzt, der Boden war mit Mondschein gewaschen, und die Wände waren mit Hexenfett gerieben, so daß sie wie Tulpenblätter vor dem Licht glänzten. In der Küche waren eine Menge Frösche auf den Spießen, Natterhäute mit kleinen Kinderfingern drin, und Salat von Champignon-Samen, nasse Mäuseschnauzen und Schierling, Bier aus der Brauerei der Moorfrau, glänzender Salpeterwein aus dem Grabkeller, Alles sehr solide; verrostete Nägel und Kirchenfenster-Glas gehörte zum Naschwerk.

Der alte Elfenkönig ließ seine Goldkrone mit gestoßenen Griffeln poliren, es war der Griffel des ersten Schülers, und es ist sehr schwierig für den Elfenkönig diesen Griffel zu bekommen.

Im Schlafgemach hingen sie Gardinen auf, und

hefteten sie mit Natterspeichel fest. Ja, da war allerdings ein Summen und Brummen.

„Nun soll hier mit Krollhaaren und Schweineborsten geräuchert werden, dann glaube ich das Meinige gethan zu haben!" sagte das alte Elfenmädchen.

„Lieb' Väterchen!" sagte die kleinste der Töchter; „werde ich nun zu wissen bekommen wer die vornehmen Fremden sind?"

„Nun denn!" sagte er, „so muß ich's wohl sagen! Zwei meiner Töchter müssen zur Heirath parat sein! zwei werden gewiß verheirathet. Der Kobold-Greis von Norwegen, er, welcher in dem alten Dovre-Fjeld wohnt, und viele Klippenschlösser von Kämpesteinen, und ein Goldwerk besitzt, welches besser ist als man glaubt, er kömmt mit seinen zwei Burschen her, die sollen sich eine Frau wählen. Der Kobold-Greis ist ein so richtig alter, ehrlicher, norwegischer Greis, lustig und geradezu, ich kenne ihn von alten Tagen her, als wir auf Du und Du tranken, er war hier um seine Frau zu holen, nun ist sie todt, sie war eine Tochter des Felskönigs auf Moen. Er nahm seine Frau auf Kreide, wie man sagt! O, wie ich mich nach dem nordischen Kobold-Greis sehne! Die Burschen, sagt man, sollen ungeschlachte, übermüthige Buben sein, aber man kann ihnen ja auch Unrecht thun, und mit dem Alter werden sie

wohl gut. Laßt mich sehen, daß ihr ihnen Schick beibringt!"

„Und wann kommen sie?" fragte die eine Tochter.

„Das hängt von Wind und Wetter ab!" sagte der Elfenkönig. „Sie reisen ökonomisch! Sie kommen mit Schiffsgelegenheit hierher. Ich wollte, daß sie über Schweden reisen sollten, aber der Alte neigt sich noch nicht nach jener Seite! Er schreitet nicht mit der Zeit fort, und das mag ich nicht leiden!"

In demselben Augenblick kamen zwei Irrlichter gehüpft, das eine schneller als das andere, und deshalb kam das eine zuerst.

„Sie kommen! sie kommen!" riefen sie.

„Gebt mir meine Krone, und laßt mich im Mondschein stehen!" sagte der Elfenkönig.

Die Töchter erhoben die langen Shawls und neigten sich bis auf die Erde.

Da stand der Kobold-Greis vom Dovre, mit der Krone von gehärteten Eiszapfen und polirten Tannenzapfen, übrigens trug er Bärenpelz und Schlittenstiefel; die Söhne dahingegen gingen mit bloßem Hals und ohne Tragbänder, denn sie waren Kraftmänner.

„Ist das ein Hügel?" fragte der kleinste der Knaben und zeigte auf Elfenhöh! „Das nennen wir oben in Norwegen ein Loch!"

„Burschen!" sagte der Alte. „Loch geht einwärts,

Hügel geht aufwärts! habt ihr nicht Augen im Kopf!"

Das Einzige, worüber sie sich hier wunderten, sagten sie, sei, daß sie so ohne weiteres die Sprache verstehen konnten!

„Stellt euch nur nicht so an!" sagte der Alte, „man könnte glauben, daß ihr nicht richtig durchgebacken seid!"

Und nun gingen sie in den Elfenhügel hinein wo allerdings feine Gesellschaft war, sie war in solcher Eile gekommen, daß man glauben sollte, sie sei zusammengeweht, aber niedlich und fein war es für Jeden eingerichtet. Die Meerleute saßen in großen Wassergefäßen zu Tisch, sie sagten, es sei eben so, als ob sie zu Hause wären. Alle beobachteten den Tischgebrauch, ausgenommen die beiden kleinen norwegischen Kobolde, sie legten die Beine auf den Tisch, denn sie glaubten, daß ihnen Alles gut anstehe.

„Die Füße von der Schüssel!" sagte der alte Kobold, und nun gehorchten sie, aber sie thaten es doch nicht gleich. Ihre Tischdamen kitzelten sie mit Tannenzapfen, welche sie in der Tasche hatten, dann zogen sie ihre Stiefel aus um bequem zu sitzen, und sie gaben der Dame die Stiefel, um sie zu halten, aber der Vater, der alte Dovre-Kobold, der war freilich ganz anders; er erzählte so herrlich von den stolzen norwegischen Felsen, und von den Wasser-

fällen, die schaumbedeckt, mit einem Gepolter wie Donnergekrach und Orgelklang, herniederstürzten; er erzählte vom Lachs, der die stürzenden Wasser hinaufsprang, wenn der Wassergeist auf der Goldharfe spielte. Er erzählte von den hellen Winternächten, wenn die Schlittenschellen klangen und die Burschen mit brennenden Fackeln über das blanke Eis liefen, welches so durchsichtig war, daß sie sahen, wie die Fische unter ihren Füßen bange wurden. Ja, er konnte erzählen, so daß man sah und hörte was er sagte, es war gleichsam als ob die Sägemühlen gingen, als ob Burschen und Dirnen Weisen sängen, und den Hallingtanz tanzten; hussa! mit einem Male gab der Kobold-Greis dem alten Elfenmädchen einen derben Kuß, das war ein ordentlicher Kuß, und sie waren doch gar nicht verwandt.

Nun mußten die Elfenmägdlein tanzen, sowohl einfach, wie auch mit Trampen, es stand ihnen gut, nun kam der Kunsttanz oder wie es genannt wurde: „außerhalb des Tanzes zu treten," potz tausend, wie sie die Beine strecken konnten, man wußte nicht was Ende und was Anfang sei, man wußte nicht was Arme und was Beine waren, es ging durcheinander wie Sägespäne, und nun schnurrten sie herum, so daß dem Todtenpferde übel wurde, und es vom Tisch gehen mußte.

„Prrrrr!" sagte der Kobold-Greis, „das ist Kom-

mers mit den Beinen! Aber was können sie mehr als tanzen, die Beine strecken und Wirbelwind machen?"

„Das sollst Du zu wissen bekommen!" sagte der Elfenkönig und nun rief er die jüngste seiner Töchter; sie war so zart und klar wie Mondschein, sie war die feinste von allen Schwestern; sie nahm ein weißes Stäbchen in den Mund, und nun war sie gänzlich verschwunden, das war ihre Kunst.

Aber der Kobold-Greis sagte, „daß er diese Kunst bei seiner Frau nicht leiden könne, und er glaubte auch nicht, daß seine Söhne sie liebten."

Die andere konnte sich selbst zur Seite gehen, gleichsam als ob sie einen Schatten habe, und den haben doch die Kobolde nicht.

Die dritte war von einer ganz andern Art, sie hatte in dem Brauhaus der Moorfrau gelernt, und sie wars, welche es verstand, Ellernholz mit Sankt Johanniswürmern zu spicken.

„Sie wird eine gute Hausfrau!" sagte der Kobold-Greis, und nun blinzelte er mit den Augen; denn er wollte nicht so viel trinken.

Nun kam das vierte Elfenmädglein, sie hatte eine große Goldharfe um darauf zu spielen, und als sie auf die erste Saite schlug erhoben Alle das linke Bein, denn die Kobolde sind linkisch, und als sie

auf die andere Saite schlug, mußten sie Alles das thun, was sie wollte.

„Das ist ein gefährliches Frauenzimmer!" sagte der Kobold-Greis, aber beide Söhne gingen aus dem Hügel, denn nun waren sie dessen müde.

„Und was kann die darauffolgende Tochter?" fragte der Kobold-Greis.

„Ich habe die Norweger lieben gelernt!" sagte sie, „und ich verheirathe mich nur, wenn ich nach Norwegen kommen kann!"

Aber die kleinste der Schwestern flüsterte dem Kobold-Greis zu: „Das ist nur, weil sie in einer norwegischen Weise gehört hat, daß wenn auch die Welt vergeht, dennoch die norwegischen Klippen wie Bautasteine stehen werden, deshalb will sie dorthin, denn sie ist so bange vor dem Tode."

„Ho, ho!" sagte der Kobold-Greis, „also daher pfiff der Wind. Aber was kann die Siebente und Letzte?"

„Die Sechste kömmt vor der Siebenten!" sagte der Elfenkönig, denn er konnte rechnen, aber die Sechste wollte nicht recht hervorkommen.

„Ich kann den Leuten nur die Wahrheit sagen!" sprach sie, „um mich kümmert sich Niemand, und ich habe genug zu thun, um mein Leichengewand zu nähen!"

Nun kam die Siebente und Letzte, und was konnte

sie? Ja, sie konnte so viele Mährchen erzählen wie sie wollte.

„Hier sind meine fünf Finger!“ sagte der Kobold-Greis, „erzähle mir für jeden eines!“

Und das Elfenmädchen faßte ihn um's Handgelenk, und er lachte, so daß es in ihm gluckte, und als sie zum Goldfinger kam, der einen Goldring um den Leib hatte, gleichsam als ob er wisse, daß Verlobung sein solle, da sagte der Kobold-Greis, „halt' fest was Du hast, die Hand ist Dein! Dich will ich selbst zur Frau haben!“

Und das Elfenmägdlein sagte, daß noch das Mährchen vom Goldfinger und vom Kleinfinger fehle.

„Die werden wir im Winter hören!“ sagte der Kobold-Greis, „und die von der Tanne, von der Birke, von den Gaben der Waldnymphen und dem klingenden Frost werden wir hören! Du sollst noch zum Erzählen kommen, denn das versteht noch Keiner recht dort oben! — und dann werden wir in der Steinstube sitzen, wo der Fichtenstamm brennt, und Meth aus dem Goldhorn der alten, norwegischen Könige trinken; der Wassergeist hat mir einige geschenkt, und wenn wir dann sitzen, so kömmt der Garbo und macht Visiten, er singt Dir alle Gesänge der Gebirgsmädchen. Das soll lustig werden! Der Lachs wird im Wasserfall springen und gegen die Steinwand schlagen, aber er kömmt doch nicht herein! —

Ja, glaub's mir, es ist gut in dem lieben, alten Norwegen! Aber wo sind die Burschen?"

Ja, wo waren die Burschen. Sie liefen auf dem Felde umher, und bliesen die Irrlichter aus, welche so anständig kamen und einen Fackelzug halten wollten.

„Was ist das für ein Herumrennen!" sagte der Kobold-Greis, „nun hab' ich eine Mutter für Euch genommen, Ihr könnt nun eine Muhme nehmen!"

Aber die Burschen sagten, daß sie am liebsten eine Rede halten und Duzbrüderschaft trinken wollten; sich zu verheirathen, dazu hätten sie keine Lust. — Und nun hielten sie eine Rede, tranken auf Du und Du, setzten das Glas auf den Nagel um zu zeigen, daß sie es geleert hätten; dann zogen sie die Röcke aus und legten sich auf den Tisch um zu schlafen. Aber der Kobold-Greis tanzte mit seiner jungen Braut in der Stube herum und tauschte mit ihr die Stiefel, denn das ist feiner als die Ringe zu wechseln.

„Nun kräht der Hahn!" sagte das alte Elfenmädchen, welches im Hause wirthschaftete. „Nun müssen wir die Fensterriegel schließen, damit die Sonne uns nicht verbrennt!"

Und nun schloß sich der Hügel.

Aber draußen liefen die Eidechsen auf und nieder an dem zerspaltenen Baum, und die eine sagte zur andern:

„O, wie möchte ich den alten norwegischen Kobold-Greis gern leiden!“

„Ich halte mehr von dem Burschen!“ sagte der Regenwurm, aber das konnte ja nicht sehen, das elende Thier.

Fliedermütterchen.

Es war einmal ein kleiner Knabe, der hatte sich erkältet; er war hinausgegangen, und hatte nasse Füße bekommen, Keiner konnte begreifen wovon er sie erhalten hatte, denn es war ganz trocknes Wetter. Nun entkleidete seine Mutter ihn, brachte ihn zu Bette und ließ die Theemaschine hereinkommen, um ihm eine gute Tasse Fliederthee zu bereiten, denn die wärmt! In demselben Augenblick kam der alte, muntere Mann in die Thür, der ganz oben im Hause wohnte und so allein lebte, denn er hatte weder Frau noch Kinder, aber er hielt so viel von allen Kindern, und wußte so viele Mährchen und Geschichten zu erzählen, daß es eine Lust war.

„Nun trinke Du Deinen Thee!" sagte die Mutter, „vielleicht wirst Du dann ein Mährchen zu hören bekommen."

„Ja, wenn man nur etwas Neues könnte!" sagte der alte Mann und nickte so mild. „Aber wo hat der Kleine die nassen Füße bekommen?" fragte er.

„Ja, wo er sie erhalten hat," sagte die Mutter, „das kann Keiner begreifen."

„Werde ich ein Mährchen hören?" fragte der Knabe.

„Ja, kannst Du mir ziemlich genau sagen, denn das muß ich erst wissen, wie tief der Rinnstein auf der andern Seite in der kleinen Straße ist, wo Du zur Schule gehst."

„Gerade bis zur Mitte meiner Stiefelschäfte," sagte der Knabe, „aber dann muß ich in das tiefe Loch gehen!"

„Sieh, davon haben wir die nassen Füße," sagte der Alte. „Nun sollte ich zwar ein Mährchen erzählen, aber ich kenne keine mehr!"

„Sie können sogleich Eins ersinnen," sagte der kleine Knabe. „Mutter sagt, daß Alles, worauf Sie sehen, ein Mährchen werden kann, und von Allem, woran Sie rühren, können Sie eine Geschichte erhalten!"

„Ja, aber diese Mährchen und Geschichten taugen nichts! nein, die richtigen, die kommen von selbst, die klopfen mich an die Stirn und sagen: „hier sind wir!"

„Klopft's nicht bald?" fragte der kleine Knabe, und die Mutter lachte, that Fliederthee in den Topf und goß kochendes Wasser darauf.

„Erzähl'! erzähl'!"

„Ja, wenn ein Mährchen von selbst kommen wollte, aber ein solches ist vornehm, es kommt nur,

wenn es selbst Lust hat —! halt!" sagte er mit einem Mal. „Da haben wir's! paß auf, nun ist eins da auf dem Theetopf!"

Und der kleine Knabe sah nach dem Theetopf, der Deckel hob sich mehr und mehr, und die Fliederblumen kamen so frisch und weiß hervor, sie schossen große, lange Zweige, selbst aus dem Ausguß verbreiteten sie sich nach allen Seiten und wurden größer und größer, es war der herrlichste Fliederbusch, ein ganzer Baum, er ragte in das Bett hinein, und schob die Gardinen zur Seite; nein, wie das blühte und duftete! und mitten im Baume saß eine alte, freundliche Frau, mit einem wunderbaren Kleide angethan, es war ganz grün, so wie die Blätter des Fliederbusches, und es war mit großen, weißen Fliederblumen besetzt, man konnte nicht sogleich sehen, ob es Zeug oder natürliches Grün und natürliche Blumen waren.

„Wie heißt jene Frau?" fragte der kleine Knabe.

„Ja, die Römer und Griechen," sagte der alte Mann, die nannten sie eine Dryade, aber das verstehen wir nicht; draußen in den Neubuden*) hat man einen bessern Namen für sie, dort wird sie

*) Die Neubuden sind kleine, von Christian dem IV. für die bei der Marine angestellten Seeleute errichtete Gebäude. Anmerk. d. Uebers.

„Fliedermütterchen" genannt, und sie ist's auf die Du passen sollst; hör' nur zu, und sieh' auf den herrlichen Fliederstrauch."

„Gerade solch' ein großer, blühender Baum steht draußen in den Neubuden; er wuchs dort in dem Winkel eines kleinen, armseligen Hof's, unter diesem Baum saßen an einem Nachmittag, in dem herrlichsten Sonnenschein, zwei alte Leute, es war ein alter, alter Seemann und seine alte, alte Frau, sie waren Urgroßeltern und sollten bald ihre goldne Hochzeit feiern, aber sie konnten sich nicht richtig des Datums erinnern, und Fliedermütterchen saß im Baume und sah ebenso vergnügt aus, wie hier. „Ich weiß wohl, wann die goldne Hochzeit ist!" sagte sie, aber drunten hörten sie es nicht, sie sprachen von den alten Tagen.

„Ja, kannst Du Dich erinnern," sagte der alte Seemann, „als wir noch ganz klein waren, herumliefen und spielten, es war gerade in demselben Hof, in welchem wir nun sitzen, und wir steckten Stäbchen in den Hof, und machten einen Garten."

„Ja," sagte die alte Frau, „ich erinnere mich dessen gut, und wir begossen die Stäbchen, einer davon war ein Fliederstecken, er faßte Wurzel, trieb grüne Schößlinge, und ist nun zu dem großen Baum geworden, unter welchem wir alten Leute sitzen."

„Ja gewiß!" sagte er, „und dort in der Ecke

stand ein Wasserzuber, mein Fahrzeug schwamm darin, ich hatt' es selbst geschnitten, wie das segeln konnte! aber ich kam allerdings bald anders hinaus um zu segeln!"

„Ja, aber erst gingen wir in die Schule und lernten Etwas!" sagte sie, „und dann wurden wir confirmirt; wir weinten Beide; aber am Nachmittag gingen wir Hand in Hand auf den runden Thurm *) und sahen über Kopenhagen und das Wasser in die Welt hinaus; dann gingen wir nach Friedrichsberg, wo der König und die Königin in ihren prächtigen Böten in den Kanälen umhersegelten."

---

*) Der berühmte Astronom Tycho Brahe wurde von seinen zahlreichen Feinden bei dem jungen König Christian IV. angeschwärzt; er erlitt manche Kränkungen und verließ sein Vaterland. Durch Longomontanus, einen Schüler Tycho Brahe's, erfuhr Christian IV. die Todesnachricht des berühmten Astronomen, und er soll geäußert haben:

„Ich will einen Thurm bauen, der sich stolz gegen den Sternenhimmel erheben soll. Ein Schwert soll in die Mauer gehauen werden, als Erinnerung an die Wunde, welche mein Leichtsinn schlug, aber unter dem Schwert soll ein Herz stehen, welches den Kummer bezeugt, den ich empfinde."

Auf diese Weise entstand in Kopenhagen das Observatorium „der runde Thurm."

Anmerk. d. Uebers.

„Aber ich kam allerdings anders zu segeln, und das während vieler Jahre, weit fort auf große Reisen!"

„Ja, ich weinte oft Deinetwegen!" sagte sie, „ich glaubte, Du seiest todt und fort, und lägest und pantschtest drunten in dem tiefen Wasser! in mancher Nacht stand ich auf und sah nach ob der Windflügel sich nicht drehte; ja, er drehte sich zwar, aber Du kamst nicht! ich erinnere mich so deutlich, wie der Regen eines Tags herniederströmte, der Gassenkehrer war vor der Thür, wo ich diente, ich kam mit dem Kehricht und blieb an der Thür stehen; — wie das Wetter unangenehm war! und gerade als ich dastand war der Postbote an meiner Seite und gab mir einen Brief; er war von Dir! welch' weite Tour der gemacht hatte! ich öffnete ihn sogleich und las; ich lachte und weinte; ich war so froh! es stand d'rin, daß Du in den warmen Ländern seiest, wo die Kaffeebohnen wachsen! welch' ein gesegnetes Land das sein muß! Du erzähltest so viel, und ich sah das Alles, während der Regen herniederströmte, und ich mit der Tonne dastand. In demselben Augenblick kam Einer, der mich umschlang — —!"

„— Ja, aber Du gabst ihm einen guten Schlag aufs Ohr, so daß es klatschte."

„Ich wußte ja nicht, daß Du es sei'st! Du warst ebenso früh wie Dein Brief gekommen; und Du warst so schön! — das bist Du freilich noch, Du

hattest ein langes, gelbseidnes Taschentuch und einen blanken Hut auf, Du warst so fein. Gott, welch' ein Wetter es war, und wie die Straße aussah!" —

„Dann heiratheten wir uns!" sagte er, „erinnerst Du Dich? und da erhielten wir den ersten kleinen Knaben, und dann Marie und Niels und Peter und Hans Christian!"

„Ja, und wie sie Alle aufwuchsen und brave Leute wurden, die bei Allen beliebt waren.

„Und ihre Kinder haben wieder Kindlein erhalten!" sagte der alte Matrose; „ja, das sind Kindeskindeskinder, voll Kraft und Saft! — es war doch wie mir scheint, um diese Jahreszeit, als wir Hochzeit hielten —!"

„Ja, gerade heute ist der Tag der gold'nen Hochzeit!" sagte Fliedermütterchen, und steckte den Kopf zwischen die beiden Alten, und sie glaubten, daß es die Nachbarsfrau sei, welche nickte; sie sahen einander an und hielten sich die Hände umschlungen; bald darauf kamen die Kinder und Kindeskinder; die wußten gut, daß es der Tag der goldnen Hochzeit sei, sie hatten schon am Morgen gratulirt; aber die Alten hatten's vergessen, während sie sich Alles dessen so gut erinnerten, was vor vielen, vielen Jahren geschehen war; und der Fliederbaum duftete so stark in der Sonne, die im Begriff war zu sinken, und den Alten gerade ins Angesicht schien; sie sahen Beide

so rothwangig aus, und das kleinste der Kindeskinder tanzte rund um sie herum und rief so selig, daß heute Abend rechte Pracht sein solle, sie sollten warme Kartoffeln haben; und Fliedermütterchen nickte im Baume und rief Hurrah mit all' den Andern. —"

—„Aber das war ja kein Mährchen!" sagte der kleine Knabe, der es erzählen hörte.

„Ja, das mußt Du verstehen!" sagte der Erzählende, „aber laß' uns Fliedermütterchen fragen!"

„Das war kein Mährchen;" sagte Fliedermütterchen, „aber nun kommt's! Aus dem Wirklichen wächst gerade das wunderbarste Mährchen; sonst könnte ja mein herrlicher Fliederbusch nicht dem Theetopf entsprungen sein!" und nun nahm sie den kleinen Knaben aus dem Bett, legte ihn an ihre Brust, und die Fliederstrauchzweige, voller Blumen, schlugen um sie zusammen; sie saßen wie in dem dichtesten Lusthaus, und es flog mit ihnen durch die Luft, o das war so außerordentlich herrlich. Fliedermütterchen war mit einem Male ein junges, niedliches Mädchen geworden, aber das Kleid war noch dasselbe grüne, weißbeblümte Zeug, welches Fliedermütterchen getragen hatte; auf der Brust hatte sie eine wirkliche Fliederblume, und um ihr gelbes, gelocktes Haar einen ganzen Kranz von Fliederblumen; ihre Augen waren so groß, so blau, o, es war so herrlich sie zu sehen! sie und der Knabe küßten sich, und nun

waren sie in gleichem Alter und von gleicher Gesinnung.

Sie gingen Hand in Hand aus der Laube und standen nun in dem schönen Blumengarten der Heimath; bei dem frischen Grasplatz war des Vaters Stock angebunden; für die Kleinen schien Leben in ihm zu sein; sobald sie sich mit gespreizten Beinen auf ihn setzten, verwandelte sich der blanke Knopf zu einem prächtigen, wiehernden Kopf, die lange, schwarze Mähne flatterte, vier schlanke, starke Beine schossen hervor; das Thier war stark und wählig; im Galopp sprengten sie um den Grasplatz herum; hussa! — „Nun reiten wir viele Meilen fort!" sagte der Knabe; „wir reiten zum Herrnhof, wo wir im vorigen Jahre waren!" und sie ritten um den Grasplatz herum; und immer rief das kleine Mädchen, welches, wie wir wissen, Niemand anderes als Fliedermütterchen war: „Nun sind wir auf dem Lande! siehst Du des Bauern Haus mit dem großen Backofen, der wie ein riesengroßes Ei in der Mauer, gegen den Weg hinaus, erscheint; der Fliederbaum neigt seine Zweige über ihn, und der Hahn scharrt vor den Hühnern, sieh', wie er sich brüstet! — nun sind wir bei der Kirche! sie liegt hoch auf dem Hügel zwischen den großen Eichbäumen, von denen der eine halb erstorben ist! — Nun sind wir bei der Schmiede, wo das Feuer brennt, wo die halbnackten Männer mit dem

Hammer schlagen, so daß die Funken weit umhersprühen. Fort, fort, hin zu dem prächtigen Herrenhof!" und Alles, was das kleine Mädchen, das hinten auf dem Stocke saß, sagte, das flog auch vorbei; der Knabe sah's, und doch kamen sie nur um den Grasplatz herum. Dann spielten sie im Seitengange, und ritzten einen kleinen Garten in die Erde, und sie nahm Fliederblumen aus ihrem Haar, pflanzte sie, und sie wuchsen gerade so, wie es vor den alten Leuten in den Neubuden, als sie noch Kinder waren, geschah, und wovon früher erzählt ist. Sie gingen Hand in Hand, ebenso wie die alten Leute es als Kinder gethan hatten, aber nicht auf den runden Thurm, oder nach Friedrichsberg-Garten, nein, das kleine Mädchen umschlang des Knaben Leib, und nun flogen sie weit umher in ganz Dänemark, und es war Frühling und es wurde Sommer, und es war Herbst und es wurde Winter, und tausend Bilder spiegelten sich in dem Auge und in dem Herzen des Knaben, und immer sang das kleine Mädchen vor ihm: „Das wirst Du nie vergessen!" und auf der ganzen Flucht duftete der Fliederbaum so süß und so lieblich; er bemerkte wohl die Rosen und die frischen Buchen, aber der Fliederbaum duftete noch wunderbarer, denn die Blumen desselben hingen an dem Herzen des kleinen Mädchens, und daran neigte er auf der Flucht oft sein Haupt.

„Hier ist's herrlich im Frühling!" sagte das junge Mädchen, und sie standen in einem Buchenwald, der kürzlich grün geworden war, wo der Waldmeister*) zu ihren Füßen duftete; und die blaßrothen Anemonen so lieblich im Grünen aussahen. „O, wäre es immer Frühling in dem duftenden, dänischen Buchenwald!"

„Hier ist's herrlich im Sommer!" sagte sie, und sie flogen an alten Herrenhöfen aus der Ritterzeit vorbei, wo die rothen Mauern und die gezackten Giebel sich in den Kanälen spiegelten, wo die Schwäne schwammen und hinausguckten in die alten, kühlen Alleen. Auf dem Felde wogte das Korn wie ein See, in den Gräben standen rothe und gelbe Blumen, in den Hecken wilder Hummel und blühende Convolvuli; und am Abend stieg der Mond rund und groß auf, die Heuschober auf den Wiesen dufteten so süß. „Das vergißt man nie!"

„Hier ist's herrlich im Herbst!" sagte das kleine Mädchen, und die Luft wurde noch einmal so blau, der Wald bekam Farben von Roth, Gelb und Grün. Die Jagdhunde jagten dahin, ganze Schaaren wilden Geflügels flogen schreiend über den Kämpenhügel, wo Brombeerranken um die alten Steine hingen.

*) Asperula odorata.

Das Meer war schwarzblau, mit Schiffen voll weißer Segel bedeckt, und in der Tenne saßen alte Frauen, Mädchen und Kinder, welche Hopfen in ein großes Gefäß pflückten; die Jungen sangen Weisen, aber die Alten erzählten Mährchen von Kobolden und Alraunen. Besser konnte es nicht sein! „Hier ist's herrlich im Winter!" sagte das kleine Mädchen; alle Bäume waren mit Reif bedeckt, sie sahen wie weiße Korallen aus, der Schnee knisterte unter den Füßen, als ob man immer neue Stiefel anhätte, und vom Himmel fiel eine Sternschnuppe nach der andern. In der Stube wurde der Weihnachtsbaum angezündet, da waren Geschenke und dort herrschte gute Laune; auf dem Lande klang die Violine in des Bauern Stube, man griff nach den Aepfelkuchen; selbst das ärmste Kind sagte: „Es ist doch herrlich zur Winterszeit!"

Ja, es war herrlich! und das kleine Mädchen zeigte Alles dem Knaben, und immer duftete der Fliederbaum, und immer wehte die rothe Flagge mit dem weißen Kreuz, die Flagge, unter welcher der alte Seemann in den Neubuden gesegelt war; — und der Knabe wurde ein Bursche, und er sollte hinaus in die weite Welt, in die weite Ferne nach den warmen Ländern, wo der Kaffee wächst; aber beim Abschied nahm das kleine Mädchen eine Fliederblume von ihrer Brust, gab sie ihm, dieselbe aufzuheben,

und sie wurde ins Gebetbuch gelegt, und immer, wenn er im fremden Lande das Buch öffnete, war es gerade an der Stelle, wo die Erinnerungsblume lag, und je mehr er auf sie blickte, desto frischer wurde sie; er fühlte gleichsam einen Duft von den dänischen Wäldern, und deutlich sah er zwischen den Blumenblättern das kleine Mädchen mit den klaren, blauen Augen hervorgucken, und sie flüsterte dann: „hier ist's herrlich im Frühling, Sommer, Herbst und Winter!" und hundert Bilder glitten durch seine Gedanken.

So vergingen viele Jahre, und er war nun ein alter Mann, und saß mit seiner alten Frau unter einem blühenden Baum; sie hielten gegenseitig ihre Hände, so wie Großvater und Großmutter draußen in den Neubuden es thaten, und sie sprachen ebenso wie diese von den alten Tagen, und von der goldnen Hochzeit; das kleine Mädchen mit den blauen Augen und mit den Fliederblumen im Haar, saß oben im Baum, nickte Beiden zu, und sagte: „heute ist der Tag der goldnen Hochzeit!" und nun nahm sie zwei Blumen aus ihrem Kranz, küßte sie, und sie glänzten erst wie Silber, dann wie Gold, und als sie dieselben auf die Häupter der alten Leute legte, wurde jede Blume zu einer Goldkrone, da saßen sie beide wie ein König und eine Königin, unter dem duftenden Baum, der ganz und gar wie ein Fliederbaum

aussah, und er erzählte seiner alten Frau die Geschichte vom Fliedermütterchen, so wie sie ihm erzählt worden, als er ein kleiner Knabe war, und Beiden schien, daß so viel darin enthalten sei, was ihrer eigenen Geschichte gleiche, und dasjenige, was derselben glich, gefiel ihnen am besten.

„Ja, so ist's!“ sagte das kleine Mädchen im Baum, „Einige nennen mich Fliedermütterchen, Andere nennen mich Dryade, aber eigentlich heiße ich Erinnerung, ich bin's, die im Baume sitzt, welcher wächst und wächst, ich kann mich erinnern, ich kann erzählen! Laß mich sehen, ob Du Deine Blume noch hast!“

Und der alte Mann öffnete sein Gebetbuch, da lag die Fliederblume so frisch, als ob sie kürzlich hineingelegt wäre, und die Erinnerung nickte, und die beiden Alten mit Goldkronen geschmückt saßen in der rothen Abendsonne; sie schlossen die Augen, und — und —! ja, nun ist das Mährchen aus!

Der kleine Knabe lag in seinem Bett, er wußte nicht ob er geträumt habe, oder ob er es habe erzählen hören; der Theetopf stand auf dem Tische, aber kein Fliederbaum wuchs aus ihm hervor, und der alte Mann, welcher erzählt hatte, war im Begriff aus der Thür zu gehen, und das that er.

„Wie herrlich das war!“ sagte der kleine Knabe. „Mutter, ich bin in den warmen Ländern gewesen!“

„Ja, ich glaub's wohl!“ sagte die Mutter, „wenn man zwei gefüllte Tassen Fliederthee bekommen hat, so kömmt man wohl in die warmen Länder!“ — und sie deckte ihn gut zu, damit er sich nicht erkälte. „Du hast wohl geschlafen, während ich saß und mit ihm stritt, ob es eine Geschichte oder ein Mährchen sei!“

„Und wo ist Fliedermütterchen?“ fragte der Knabe.

„Sie ist im Theetopf!“ sagte die Mutter, „und da kann sie bleiben!“

Die Glocke.

Am Abend hörte bald der Eine, bald der Andere einen wunderbaren Laut, gleichsam den Klang einer Kirchenglocke, in den engen Straßen der großen Stadt, wenn die Sonne niedersank, und die Wolken wie Gold oben zwischen den Schornsteinen glänzten, aber er wurde nur einen Augenblick gehört, denn das Rollen der Wagen und das Rufen störte sehr. „Nun läutet die Abendglocke!“ sagte man, „nun geht die Sonne unter!“

Die, welche aus der Stadt gingen, wo die Häuser weiter von einander lagen mit Gärten und kleinen Feldern, sahen den Abendhimmel noch prächtiger und hörten den Klang der Glocke viel stärker, es war als ob die Töne von einer Kirche tief aus dem stillen, duftenden Wald kämen; die Leute sahen dahin und wurden ganz feierlich gestimmt.

Nun verstrich eine lange Zeit, der Eine sagte zum Andern: „ob wohl eine Kirche draußen im Walde ist? die Glocke hat doch einen wunderbar lieblichen

Klang, sollen wir nicht hinauswandern, und sie ein wenig näher in Augenschein nehmen?" — Und die reichen Leute fuhren, und die armen gingen, aber der Weg wurde ihnen so wunderbar lang, und als sie zu einer Menge Weidenbäume kamen, die an dem Saum des Waldes wuchsen, da setzten sie sich, und sahen in die langen Zweige und glaubten, daß sie recht im Grünen seien. Der Konditor aus der Stadt kam hinaus, und schlug sein Zelt auf, darauf kam noch ein Konditor, er hing eine Glocke über sein Zelt, und zwar eine, welche angetheert war, damit sie den Regen vertragen könne, der Knebel fehlte. Wenn die Leute nun wieder zurückkehrten, dann sagten sie, daß es so romantisch gewesen sei, und das bedeutet was ganz Anderes als eine Theegesellschaft. Drei Personen versicherten, daß sie bis an das Ende des Waldes vorgedrungen wären, und sie hätten immer den wunderbaren Glockenklang gehört, aber es hätte ihnen geschienen, als ob er aus der Stadt käme; der Eine schrieb eine ganze Weise darüber, und sagte, die Glocke klänge, wie die Stimme einer Mutter zu einem lieben, klugen Kinde, keine Melodie sei lieblicher, als der Klang der Glocke. Des Landes Kaiser wurde auch aufmerksam darauf und gelobte, daß derjenige, welcher recht entdecken könne woher der Ton käme, den Titel „Welten-Glöckner" erhalten solle, selbst wenn es keine Glocke wäre.

Nun gingen Viele nach den Wald, der guten Versorgung wegen, aber nur Einer kam mit einer Art Erklärung zurück, Niemand war tief genug hineingewesen, und er nun auch nicht, aber er sagte doch, daß der Glockenton von einer sehr großen Eule in einem hohlen Baum herkäme, es war so eine Weisheit-Eule, welche beständig ihren Kopf gegen den Baum schlug, ob aber der Ton von ihrem Kopf, oder von dem hohlen Stamm herkäme, das konnte er noch nicht mit Bestimmtheit sagen, und nun wurde er als Welten-Glöckner angestellt, er schrieb jährlich eine kleine Abhandlung über die Eule; aber man war eben so klug wie früher.

Nun war gerade Konfirmationstag, der Prediger hatte so schön und innig gesprochen; die Konfirmanden waren so bewegt gewesen, es war ein wichtiger Tag für sie, aus Kindern wurden mit einem Male erwachsene Menschen, die Kinderseele sollte nun gleichsam in eine verständigere Person fliegen. Es war der herrlichste Sonnenschein, die Konfirmanden gingen aus der Stadt, und vom Walde her klang die große, unbekannte Glocke wunderbar stark. Sie bekamen Alle gleich Lust dahin zu gehen bis auf drei, die Eine von ihnen sollte nach Hause und ihr Ballkleid anprobiren, denn es war gerade das Kleid und der Ball, welche schuld daran waren, daß sie diesmal konfirmirt worden war, denn sonst

wäre sie nicht mitgekommen; der Andere war ein armer Knabe, welcher seinen Konfirmationsrock und die Stiefel von dem Sohn des Wirthes geliehen hatte, und diese mußte er auf einen bestimmten Glockenschlag abliefern; der Dritte sagte, daß er nie nach einem fremden Ort ginge, wenn seine Eltern nicht mit wären, daß er immer ein artiges Kind gewesen sei, und das wolle er selbst als Konfirmand bleiben, und darüber soll man nicht spotten! — aber das thaten die übrigen.

Drei von ihnen gingen also nicht mit; die Andern eilten fort; die Sonne schien, die Vögel sangen, und die Konfirmanden sangen mit, und hielten gegenseitig die Hände umfaßt; denn sie hatten ja noch nicht Aemter bekommen und waren alle Konfirmanden vor unserm Herrn.

Aber bald wurden zwei der Kleinsten müde, und nun kehrten diese beiden wieder nach der Stadt zurück; zwei kleine Mädchen setzten sich nieder und wanden Kränze, die kamen auch nicht mit, und als die Andern die Weidenbäume erreichten, wo der Konditor wohnte, da sagten sie: „da sind wir nun draußen, die Glocke existirt ja eigentlich nicht, das ist nur etwas was man sich einbildet!“

Da tönte in demselben Augenblick die Glocke tief im Walde so hell und feierlich, daß vier bis fünf sich entschlossen, etwas weiter in den Wald hinein zu gehen. Er war so dicht, so laubreich, daß es ordentlich

beschwerlich war vorwärts zu kommen, Waldmeister und Anemonen wuchsen beinah gar zu hoch, blühende Convolvuli und Brombeerranken hingen in langen Guirlanden von Baum zu Baum, wo die Nachtigall sang und die Sonnenstrahlen spielten; o, das war so herrlich, aber für die Mädchen ist es kein Weg um dort zu gehen, ihre Kleider würden zerrissen werden. Große Klippenblöcke lagen dort, mit Moos von allen Farben bewachsen, das frische Quellwasser sprudelte hervor, und wunderbar klang es wie: „gluck, gluck!“

„Das wird doch nicht die Glocke sein!“ sagte einer der Konfirmanden, er legte sich nieder und horchte darauf. „Das muß man recht studiren!“ er blieb nun, und ließ die Andern gehen.

Sie kamen an ein Haus von Rinde und Zweigen, ein großer Baum mit wilden Aepfeln neigte sich drüber hin, als ob er all' seinen Segen auf das Dach herniederschütten wolle, auf welchem Rosen blühten; die langen Zweige umrankten den Giebel und an diesem hing eine kleine Glocke.

Sollte die es sein, welche man gehört hatte? Ja, darüber waren sie Alle einig, bis auf Einen, er sagte, daß die Glocke zu klein und zart sei, als daß sie aus so weiter Ferne gehört werden könne, wie sie dieselbe gehört hätten, und daß es ganz andere Töne wären, die ein Menschenherz auf solche Weise rührten; der,

welcher sprach, war ein Königssohn, und da sagten die Andern: „so Einer will doch immer klüger sein!“

Nun ließen sie ihn allein gehen, und während er ging, wurde seine Brust mehr und mehr von der Waldeinsamkeit erfüllt; aber noch hörte er die kleine Glocke, mit welcher die Andern so zufrieden waren, und dann und wann, wenn der Wind wehte, konnte er auch hören wie beim Konditor zum Thee gesungen wurde; aber die tiefen Glockenschläge tönten doch stärker, bald war es als ob eine Orgel dazu spielte, der Ton kam von der Linken, von der Seite, wo das Herz sitzt. Nun rasselte es im Busch, und ein kleiner Knabe stand vor dem Königssohn, ein Knabe in Holzschuhen, und mit einer so kurzen Jacke, daß man recht sehen konnte, was für lange Handgelenke er hatte; beide kannten einander, der Knabe war gerade derjenige von den Konfirmanden, der nicht mitkommen konnte, weil er nach Hause mußte und Jacke und Stiefel dem Sohne des Wirthes abliefern sollte; das hatte er gethan, und war nun in Holzschuhen und in den ärmlichen Kleidern allein fortgegangen, denn die Glocke klang so stark, so tief, er mußte hinaus.

„Dann können wir ja zusammengehen!“ sagte der Königssohn. Aber der arme Konfirmand mit den Holzschuhen war ganz verschämt, er zupfte an den kurzen Aermeln der Jacke und sagte: „er fürchte, daß er nicht so rasch mitgehen könne, überdies meinte er,

daß die Glocke zur Rechten gesucht werden müsse, denn den Platz habe ja alles Große und Herrliche."

„Ja, dann begegnen wir einander gar nicht!" sagte der Königssohn, und nickte dem armen Knaben zu, der in den dunkelsten, dichtesten Theil des Waldes ging, wo die Dornen seine ärmlichen Kleider zerrissen, und ihm Gesicht, Hände und Füße blutig ritzten. Der Königssohn bekam auch einige gute Risse, aber die Sonne schien doch auf seinen Weg, und ihm wollen wir nun folgen, denn ein tüchtiger Bursch war er.

„Die Glocke will und muß ich finden!" sagte er, „wenn ich auch bis ans Ende der Welt gehen sollte!"

Die häßlichen Affen saßen oben in den Bäumen, und fletschten mit all' ihren Zähnen. „Sollen wir ihn prügeln!" sagten sie; „sollen wir ihn prügeln, er ist ein Königssohn!"

Aber er ging unverdrossen tiefer und tiefer in den Wald hinein, wo die wunderbarsten Blumen wuchsen, da standen weiße Lilien mit blutrothen Staubfäden, himmelblaue Tulpen, die vom Winde bewegt schimmerten, und Aepfelbäume, auf denen die Aepfel doch ganz und gar wie große glänzende Seifenblasen aussahen, denk' nur, wie die Bäume im Sonnenschein strahlen mußten. Rund um die lieblichsten grünen Fluren, wo Hirsch und Hindin im Grase spielten, wuchsen prächtige Eichen und Buchen, und war die Rinde einer der Bäume gespalten, so wuchsen Gras

und lange Ranken in den Ritzen; auch große Waldstrecken mit stillen Landseen waren dort, in welchen weiße Schwäne schwammen und mit den Flügeln schlugen. Der Königssohn stand oft still und lauschte, oft glaubte er, daß aus einem dieser tiefen Seen die Glocke zu ihm heraufklinge, aber dann merkte er doch, daß nicht dorther, sondern noch tiefer aus dem Walde die Glocke töne.

Nun ging die Sonne unter, die Luft glänzte roth wie Feuer, es wurde so still, so still im Walde, er fiel auf seine Kniee, sang seinen Abendpsalm und sagte: „Niemals finde ich, was ich suche! nun geht die Sonne unter, nun kommt die Nacht, die finstre Nacht; doch einmal kann ich vielleicht noch die runde, rothe Sonne sehen, ehe sie ganz untergeht; ich will dort auf die Klippen steigen, die sich so hoch wie die größten Bäume erheben!"

Und er griff in Ranken und Wurzeln, kletterte die feuchten Steine hinan, wo Wasserschlangen sich wanden, wo Kröten ihn gleichsam anbellten; — aber er kam hinauf noch ehe die Sonne ganz untergegangen war; gesehen von dieser Höhe, o, welche Pracht! das Meer, das große, herrliche Meer, welches seine langen Wogen gegen die Küsten wälzte, streckte sich vor ihm aus, und die Sonne stand wie ein großer glänzender Altar draußen, wo Meer und Himmel sich begegneten, Alles schmolz in glühende Farben

zusammen; der Wald sang, das Meer sang und sein Herz sang mit; die ganze Natur war eine große, heilige Kirche, in der Bäume und schwebende Wolken die Pfeiler, Blumen und Gras die gewebte Sammtdecke waren, und der Himmel selbst die große Kuppel; oben erloschen die rothen Farben, indem die Sonne verschwand, aber Millionen Sterne wurden angezündet, Millionen Demant-Lampen glänzten, und der Königssohn breitete seine Arme gegen den Himmel, das Meer und den Wald aus, und in demselben Augenblick kam aus dem rechten Seitengang, mit den kurzen Aermeln und mit den Holzschuhen der arme Konfirmand; er war ebenso frühzeitig gekommen, er war auf seinen Weg gekommen, sie liefen sich entgegen, und hielten einander an den Händen in der großen Kirche der Natur und der Poesie, und über ihnen klang die unsichtbare, heilige Glocke; selige Geister schwebten im Tanz um sie zu einem jubelnden Halleluja!

Druck von Bernh. Tauchnitz jun. in Leipzig.